Bilder- Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 27. 1847.

Der

Verkaufscontract.

Erzählung

eines englischen Advokaten.

(Fortsetzung.)

Herbert hatte viel gesehen und viel behalten; er verband mit fast allumfassendem Wissen eine große Menschenkenntniß und tiefe Geschäftserfahrung. Barclay, der sich schmeichelte, mit dem auswärtigen Handel sehr gründlich bekannt zu sein, erstaunte über die neuen und lichtvollen Ansichten seines neuen Freundes über diesen Gegenstand. Unter andern sprachen sie oft über die Tariffrage. Herbert betrachtete Alles von zu hohem Standpunkte aus als daß er nicht der Handelsfreiheit hätte zugethan sein sollen und er hielt dieselbe allerdings für nicht minder unschätzbar als die bürgerliche und politische Freiheit. Er schonte indeß die Schutzzöllner und ließ Herrn Barclay, einer Stütze dieser Partei, das Vergnügen zu glauben, daß er für einen Augenblick die liberalen Ansichten des Freundes erschüttere. Die Freundschaft wurde bald eine sehr innige. Wenn Herbert nach W. kam, besuchte er nur die Familie Barclay und diese richtete alle ihre Ausflüge nach Hazel-Groove.

Als Herbert eines Tages in W. speisete, schlug er seinen Freunden einen Ausflug vor, der für die Damen zu bedeutend war; Barclay, Meddlar und Herbert waren aber so gute Fußgänger, daß sie ihn wohl unternehmen konnten. Man wollte nämlich ein ehemaliges römisches Lager an den Dünen in der Nähe des Landhauses Herberts besuchen. Der Vorschlag wurde angenommen; die Damen blieben diesmal zu Hause und Barclay, der am andern Tage bei guter Zeit aufbrach, sah die beiden Freunde bald ankommen. Sie unterhielten sich sehr lebhaft. Herr Herbert hatte nämlich von dem Secretair einer speculirenden Gesellschaft, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, sehr ernste Anträge über den Ankauf mehrerer Landstrecken erhalten.

„Der Plan," erzählte Herbert, „denn vor der Hand ist es eben nur noch ein Plan, geht nun dahin, auf einem Plateau auf meinen Besitzungen eine gewisse Anzahl Herrenhäuser und elegante Villen für reiche Familien zu bauen. Es findet sich allerdings in W. nichts dergleichen. Die Compagnie, welche viel Geld zu verdienen hofft, übernimmt alle Bauten selbst und verpflichtet sich, mir jährlich eine hübsche Rente zu zahlen. Sie verlangt aber einen Miethcontract von 99 Jahren. Das erfordert Ueberlegung und ich würde mich freuen, wenn Sie mich mit Ihrem Rathe unterstützen wollten."

„Recht gern," antwortete Barclay, „aber in diesem Falle müßte ich das Gründstück sehen, und die Pläne der Gesellschaft wie die Art der Gebäude kennen, welche sie aufführen zu lassen gedenkt."

„Wenn wir unsern Ausflug nach den Ruinen aufgäben," sagte Herbert, „könnten wir sogleich an Ort und Stelle wandern."

„Recht gern," antwortete Barclay nochmals.

Die Sucht alle Punkte der Küste mit Seebadeanstalten zu bedecken, hatte damals den höchsten Grad des Paroxysmus erreicht. Die Speculation mochte gut sein und sie hatte allerdings die ersten Besitzer, die sie angewendet, bereichert. Bis dahin unbebauete und unfruchtbare Ländereien gaben einen höhern Ertrag als an andern Orten gleiche Strecken des besten Bodens. Statt einer magern Rente, die ein armer Pächter mit Mühe zahlte, da er gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens, die Stürme ꝛc. zu kämpfen hatte, nahm man an dem Gewinne der Compagnien Theil, so lange diese im Besitze der Miethe waren und nach Ablaufe derselben fiel dem Besitzer der Boden sammt allen darauf errichteten Gebäuden wieder zu. Dauerte der Miethcontract lange, so sicherte man damit gleichzeitig die Zukunft seiner Kinder. Es wurde deshalb nichts vernachlässiget, um die Aufmerksamkeit des Publicums im Allgemeinen und der Speculanten insbesondere anzulocken. Der Journalist Puff öffnete den verführerischesten Anzeigen seine Zeitschrift. Man hatte plötzlich die wunderbare Zuträglichkeit der Küstenluft entdeckt und die ungestümen Winde, welche sie sonst fegten und auf den weißen Dünen nur eine verkrüppelte Vegetation gedeihen ließen, verwandelten sich in balsamische belebende Lüftchen. Sumpfige Niederungen, bisher die Heimath der Fieber und Rheumatismen, wur-

den wegen der Milde und Reinheit der Luft gerühmt, und wenn die Kranken noch immer schmachteten und gar starben, entweder zur Zeit des Blätterfalles oder im Frühlinge, wenn die Bäume die ersten Knospen treiben, so waren sie selbst daran schuld; warum brauchten sie keine Seebäder, warum stärkten sie ihren Körper nicht in den Fluten des Ozeans?

Herbert besaß nun gerade ein solches bewundernswürdiges Grundstück. Es war kein Sumpf, sondern im Gegentheil eine Anhöhe, fast ein Vorgebirge, das auf der einen Seite sanft nach dem Meere zu abfiel, auf der andern dagegen, nach einem lachenden Thale zu, am Horizonte von einer Reihe bläulicher malerischer Berge begrenzt wurde.

„Eine reizende Landschaft, des erhabenen Panoramas des Meeres vollkommen würdig!" rief Meddlar aus, den Herbert oftmals einen arkadischen Schäfer nannte und der ein Paar Beinkleider auf den Schulbänken durchgerutscht hatte.

Der Spaziergang der drei Freunde wurde von dem herrlichsten Wetter begünstiget.

„Ach," fuhr Meddlar fort, „wenn ich reich wäre, kaufte ich diese Besitzung sofort. Ich ließe mir dann eine Yacht bauen und führte das angenehmste Leben. Ich habe immer das Schicksal der Amphibien beneidet."

Der Einfluß der Atmosphäre auf das Aussehen der Außenwelt ist eine physische und geistige Erscheinung, auf welche die Grundbesitzer nicht Werth genug legen können, wenn sie gefügige Käufer finden wollen. Ich würde mein Landhaus oder Landgut, wenn ich eines besäße und es verkaufen wollte, nur an sonnenhellen Tagen zeigen. Der Regen und der Nebel verderben Alles, lassen Alles in ungünstigem Lichte erscheinen und machen selbst den begeistertsten Verkäufer stutzig.

Barclay konnte seine Besichtigung bei keinem schöneren Wetter halten und folglich unter keinem günstigern Lichte; wohin er sich auch wendete, überall wurde sein Auge angezogen, entzückt. Im Thale wogte das junge Getreide; das Grün der Wiesen stach von dem der Wälder ab, in welchen sich wiederum die dunkele Farbe der Fichten von jener der Eichen und Buchen unterschied. Die Sonne, welche die Kuppen der Hügel mit ihrem goldenen Lichte übergoß, ließ die Thäler im Dunkel und brachte dadurch die freundlichste Verbindung von Schatten und Licht hervor. Wendeten sich dagegen die Blicke des ehemaligen Kaufmannes aus der City nach dem Meere zu, das glatt und eben wie ein Spiegel dalag, so fühlte er fast eine poetische Stimmung in sich. Er fand in diesem ihm so neuen bewundernden Entzücken keine Worte und er konnte weiter nichts thun als sich den Schweiß von der Stirne wischen und mit Wonne den duftigen Lufthauch einathmen.

„Nun was meinen Sie?" fragte ihn Herbert. „Scheint Ihnen die Lage günstig zu sein?"

(Fortsetzung folgt.)

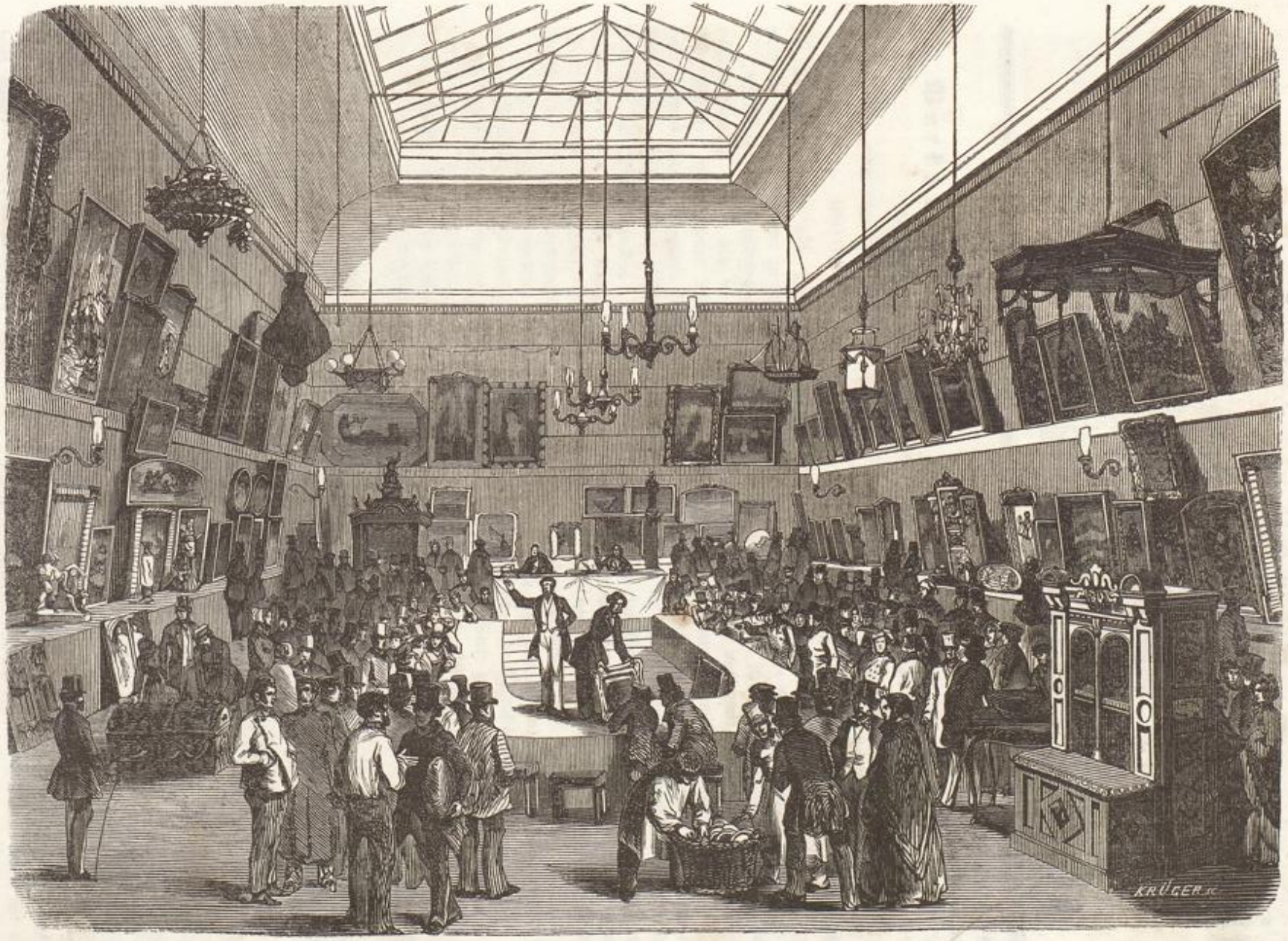
Der Kunstsachenauctionssaal in Paris.

(Zu dem Holzschnitte.)

In Paris, wo wie an andern Orten die öffentlichen Versteigerungen durch bestimmte Gesetze geregelt sind und von verpflichteten Taxatoren und Auctionatoren (Commissaires priseurs) abgehalten werden, ist ein großes Gebäude, das man meist „Hôtel Bullion" nennt, zur Aufbewahrung der zu versteigernden Gegenstände und zur Abhaltung der Auctionen bestimmt, durch die durchschnittlich jährlich für 12 bis 14 Mill. Frcs. Gegenstände aller Art verwerthet werden. Am interessantesten dürfte der große Saal in jenem Hause sein, in welchem Kunstsachen und jene eleganten Gegenstände des Ueberflusses verkauft werden, die der Luxus nicht entbehren kann. In diesem Saale sieht man deshalb auch nicht blos Trödler und Juden wie da, wo man Meubels, Wäsche ꝛc. versteigert. Es finden sich vielmehr neben denselben reiche Liebhaber ein, deren Sammlungen oftmals mit den Staatsmuseen wetteifern, sowie das Volk der Sammler, die alle Auctionen besuchen, weil sie da einmal einen unbekannten Rembrandt oder Rafael zu finden hoffen.

Es ist fast unbegreiflich, wie viele Gemälde täglich durch die Hände der Auctionäre gehen, als wenn man die Maler zu Millionen zählte. In Folge dieses unglaublichen Ueberflusses ist denn auch der Preis der Gemälde, zu welchem sie zugeschlagen werden, äußerst gering und beläuft sich selten über den Werth des Rahmens. Oftmals werden Bilder, die gar nicht schlecht sind, mit weit weniger bezahlt, als der Ersteher für ein Paar Stiefeln ausgiebt. So kann der bescheidene Bürger seine Wohnung statt mit schlechten Lithographieen mit Gemälden schmücken. Etwas anderes ist es natürlich, wenn ächte Gemälde von wirklich großen Meistern zum Verkaufe kommen, denn daß fast alle Gemälde, die überhaupt versteigert werden, von den ersten holländischen, italienischen und spanischen Meistern herrühren sollen, ist ein Puff, der zu oft schon angewendet wurde, als daß er jetzt noch andere Leute locken sollte als solche, die von der Malerei gar nichts verstehen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



Der Kunstsachenauctionssaal in Paris.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 28. 1847.

Der

Verkaufscontract.

Erzählung

eines englischen Advokaten.

(Fortsetzung.)

Barclay antwortete nicht und Meddlar übernahm es, an seiner Statt die Antwort zu geben:

„Wahrhaftig eine bewundernswürdige Landschaft! Welche prächtige Terrasse könnte man da bauen! Welche himmlische Aussicht! Welche reine Luft! Welches Paradies! Lord Corbery hatte vollkommen Recht als er sagte, er finde in ganz Großbritannien nichts Aehnliches und er verstand sich auf schöne Gegenden. Georg IV., der damals Prinz-Regent war, zog ihn stets zu Rathe. Einmal z. B. als Se. königliche Hoheit nicht wußten, wo Sie Ihre Hunde in einem der Schlösser unterbringen sollten . .“

„Lieber Meddlar,“ unterbrach ihn Herbert, „Sie sind ein merkwürdiges Anecdoten-Lexicon, aber ich finde, daß Sie zu weitschweifig erzählen und zu weit von der Hauptsache abgehen. Wir haben hier ja keine Hundeställe zu bauen. Sagen Sie weiter nichts als was Ihr Freund, Lord Corbery, von der Landschaft hielt, in welcher wir uns eben befinden . .“

„Sogleich, . . ich wollte nur erst . . ., aber meinetwegen. Lord Corbery hatte sich auf meinen Arm gestützt, um die Anhöhe hinaufzugehen. Wir standen ungefähr hier, wo wir jetzt stehen. „Meddlar,“ sagte der Lord zu mir, der mir die Ehre erzeigte, mich Du zu nennen, „Meddlar, Du hast mich heute prächtig geführt. Bei dem heiligen Georg, hier möchte ich mir eine Villa bauen lassen, wenn ich nicht leider schon ein halbes Dutzend Schlösser ererbt hätte und wenn mir der Grund und Boden da gehörte.“

„Der Ausspruch wäre in dem Munde jedes andern als eines Lords, der zwanzig Millionen besaß und die ganze Küste kaufen konnte, sehr verständig gewesen,“ sagte Barclay. „Aber was werden Sie der Compagnie zur Antwort geben?“

„Das eben weiß ich noch nicht und ich rechne erst auf Ihren Rath. Man macht mir freilich sehr verführerische Anträge und die Compagnie wartet nur auf meine Antwort, um sofort die Arbeiten beginnen zu lassen. Ein Miethcontract von 99 Jahren ist freilich lang, aber ich habe Kinder . . . Ich selbst werde dabei auch nichts einbüßen, da der Bodenertrag wenigstens verzehn- oder verzwanzigfacht wird, und die Herren machen gewiß trotzdem noch schöne Geschäfte.“

„Warum zögern Sie also?“ fragte Barclay.

„Erstens bin ich mit dem Plane nicht ganz zufrieden. Man könnte sich noch etwas Besseres denken. Was meinen Sie zu einer solchen Speculation?“

„Von ausgezeichneten Mitgliedern des Parlamentes hörte ich oft den Ausspruch,“ sagte Meddlar, „wir würden gern von den Anstrengungen der Session zu W. ausruhen, aber man findet dort keine passenden Wohnungen.“

„Ich würde an Ihrer Stelle den Handel mit der Gesellschaft abschließen.“

„Ich sage nicht ja und nicht nein,“ antwortete Herbert lächelnd; „in Geschäftssachen pflege ich langsam und bedächtig zu Werke zu gehen und dann muß ich auch gestehen, daß ich mich nicht gern mit einer Gesellschaft einlasse.“

„Warum? Ihr Geld ist so gut als das eines andern Käufers.“

„Vielleicht, aber wenn die Speculation sicher und unfehlbar ist, warum sollte man den Gewinn nicht einem braven Capitalisten, wo möglich einem Freunde überlassen?“

„Einem Freunde?“ wiederholte Barclay. „Wenn mir Jemand bekannt wäre, der Lust dazu hätte, würde ich Ihnen denselben allerdings empfehlen.“

„Ich bin überzeugt, daß ich auf Ihre Gefälligkeit zählen kann,“ erwiederte Herbert. „Essen Sie heute bei mir, ich werde Ihrer Frau Gemahlin Nachricht davon geben lassen und Meddlar leistet uns Gesellschaft. Einige Flaschen alter Bordeaux werden Sie für die etwas magere Kost entschädigen, die ich Ihnen vorsetzen muß. Beim Dessert sprechen wir dann von den Plänen und Entwürfen.“

Barclay ließ sich überreden und man kehrte auf einem Waldwege nach Hazel Grove zurück. Das Mahl sah gar

nicht aus, als wäre es improvisirt worden; es war reichlich und mannichfaltig. Man hatte eine prächtige Hammelkeule, Rebhühner, die Herr Herbert selbst geschossen und Fische, die an der Küste gefangen worden waren. Das Meer war ja so fischreich, das Land so reich an Wild. „Ein wahres Schlaraffenland!" sagte Meddlar, dann nahm er aus einem Eiskübel eine schlankhalsige Flasche und rühmte den Chateau-Margaux des Wirthes. Die Unterhaltung wurde allmälig lebhafter; drei bis vier Flaschen hatten das Schicksal der ersten; man sprach von Politik, Schifffahrt, Handel und Ackerbau, wie von den Vortheilen eines Aufenthaltes auf dem Festlande.

„Ich finde keine," sagte Herbert, „nicht einmal in ökonomischer Hinsicht, die Ausgaben sind kaum um ein Sechstheil geringer. Verlohnt dies die Mühe z. B. in Boulogne zu wohnen und sich selbst zur Deportation zu verurtheilen, noch dazu im Angesichte der weißen Küsten Albions? Wenn ich mich entschlossen habe, jenseits des Canals zu leben, so geschah es nur aus Rücksicht auf meine Frau und wegen der Erziehung meiner Töchter, die das Französische bereits wie ihre Muttersprache reden. Später werde ich sie nach Italien bringen. Ich bin deshalb auch entschlossen, meine sämmtlichen Besitzungen zu verkaufen, weil ich sie nicht selbst würde beaufsichtigen können. Sonst gefällt mir W. sehr gut. Wollen wir nun einen Blick auf die Pläne meines Baumeisters werfen? Sie liegen in dem Schubkasten hinter Ihnen, Meddlar; nehmen Sie dieselben gefälligst heraus, — es ist eine dicke Rolle Papier auf Leinwand. Ja, das ist es; geben Sie her und machen Sie eine andere Flasche auf."

Der Hauptplan, der wirklich auf Leinwand gezogen war, wurde mit Mühe auf dem mit Gläsern bedeckten Tische aufgerollt. Er war gut gezeichnet und colorirt; der Baumeister hatte das Terrain vortrefflich benutzt und es zu Terrassen, zu Gebäuden, Rasenplätzen, Gärten und Wald vertheilt. Die Höhe und Länge der Façaden, so wie die innere Einrichtung der Gebäude war genau angegeben. Barclay wurde allmälig warm, während Herbert als erfahrener Menschenkenner und guter Diplomat im Gegentheil Einwürfe machte. Alles schien allerdings Erfolg zu versprechen; waren aber nicht manche Unternehmungen gescheitert, die unter glücklichen Auspizien begonnen worden? Vielleicht war der Baumeister nicht kühn genug gewesen. Sollten funfzehn Häuser hinreichen? Waren die Häuser groß genug? Durfte man knickern, da die Aufmerksamkeit des Publicums angeregt werden sollte?

„Gewiß nicht," antwortete Barclay; „im Anfange eines Unternehmens ist es aber wohl zu entschuldigen, wenn man vorsichtig zu Werke geht und nicht alle Segel ausspannt. Damit muß man warten, bis sich ein günstiger Erfolg zu zeigen beginnt."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Herbert.

„Erlauben Sie mir, eine andere Ansicht zu haben ' fiel Meddlar ein; „ich für meinen Theil bin überzeugt.."

„Von dem Gelingen nicht wahr?" unterbrach ihn Herbert. „Lieber Freund, nur nicht gleich so hitzig. Er zweifelt nie an etwas."

„Ich gestehe, daß ich mich durch die Zahlen Ihres Baumeisters verführen lasse. . Die Zahlen gehen über alles. Vor den Worten bin ich auf der Hut."

„Mein Baumeister, den Sie ohne Zweifel kennen," antwortete Herbert, „ist ein ausgezeichneter Mann und kann allen seinen Kunstgenossen zum Muster aufgestellt werden. Der brave Sanderson! Glauben Sie, daß seine Anschläge nie überstiegen worden sind, wenn er einen Bau unternimmt? Bisweilen erreicht man sie noch nicht einmal. Sie sehen, daß man nach seinen Berechnungen nur ein Capital von 22,000 Pfd. St. brauchen und daß das Capital nach drei Jahren eine Bruttoeinnahme von 5850 Pfd. St. geben würde, von welcher nur der Bodenzins mit 800 Pfd. St. abzuziehen ist. Das ist gewiß nicht viel, wenn man bedenkt, daß das Grundstück über sechzig Acker hat. Außerdem sind ein für alle Mal 1000 Pfd. St. abzuziehen, was bei einem Pachte von 99 Jahren gewiß nicht viel ist. Die Einnahme wird demnach noch immer über 5000 Pfd. betragen, also mehr als 20 Proc. Zwanzig Procent!"

„Warum bin ich kein Capitalist!" rief Meddlar aus.

„Es ist noch gar nichts beschlossen, nicht wahr?" fragte Barclay.

„Vor der Hand noch nicht, aber ich muß mich sehr bald zu etwas entscheiden. Meine Familie ruft mich auf das Festland zurück, ich wiederhole es aber, werther Herr Barclay, daß ich mich nicht gern mit einer Gesellschaft einlasse. Wer steht mir dafür, daß Speculanten, die man weiter nicht kennt, mich nicht so behandeln, wie sie oft die eigenen Actionäre behandeln? Wenn sie mir nun Kartenhäuser herbauen, die der erste Sturm umwirft? Ich bin ein guter Familienvater und möchte das Interesse meiner Kinder sicher stellen . . Sehen Sie zu, ob Sie einen Liebhaber finden, was Ihnen bei Ihrer Bekanntschaft in der Geldmännerwelt nicht schwer werden wird."

„Ich werde daran denken," antwortete Barclay und damit hatte die Unterredung ein Ende. Acht Tage etwa nach diesem ersten Diner in Hazel Grove, dem ein zweites und ein drittes folgte, bei welchem Barclay und Herbert allein blieben, war der Handel geschlossen. Es blieb nur noch übrig den Verkauf zu regeln. Barclay hatte einen Liebhaber gefunden, der er selbst war, da er aber auf dem Grunde und Boden eines andern nicht bauen mochte, wie er sagte, so war er gegen jeden Pacht. Er kaufte deshalb das Grundstück für 5000 Pfd. St., wovon er die Hälfte baar bezahlte; für die andere Hälfte gab er Wechsel auf sechs und neun Monate. Da Herbert so schnell als möglich abzureisen wünschte, so ließ ihm Bar-

clay durch Sawley und Dun 2500 Pfd. zahlen, welche auch die Besitzurkunden in Händen hatten und den Verkaufscontract bald auszufertigen versprachen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß Barclay sofort an die Arbeit zu gehen. Meddlar hatte die große wichtige Nachricht überall verbreitet und erzählt, sein Freund Barclay sei ein Crösus, er werde die ganze Gegend umschaffen und die höchste Aristocratie dürfte nächstens an der Küste sich einfinden, da sie nun passende Wohnungen finden würde. Alle Kaufleute ersuchten Meddlar um seine Fürsprache bei Barclay und es war nirgends von seinen alten Schulden die Rede, welche lästig zu werden gedroht hatten als jene glückliche Wendung eintrat.

Barclay sah sich bald von Zimmer- und Maurermeistern bestürmt und wußte nicht, auf wen er hören sollte. Einer, welcher auf die Höhe des Platzes und auf die bewundernswürdige Aussicht auf das Meer Rücksicht nahm, fand die Gelegenheit unvergleichlich, die Bauwunder in Bath, namentlich den berühmten „Royal Crescent", jenen Platz, der in der Welt seines Gleichen nicht haben sollte, zu verdunkeln. Und was würde das kosten? Die Kleinigkeit von 30,000 Pfd. St. Ein anderer fand den Gedanken allerdings vortrefflich; aber, meinte er, warum schon Existirendes nachahmen, da man etwas Neues schaffen könnte? Warum wollte man die neuen Häuser nicht im orientalischen Style aufführen, da es doch Badehäuser werden sollten und die orientalischen Bäder alle andern übertrafen? Würde es nicht merkwürdig sein, wenn man an der Küste Englands Stambul in Miniatur oder Golconda entstehen sähe? Auch die arabische Bauart sei nicht zu verachten. — Warum, fiel ein dritter ein, unsere Ideen dem barbarischen und mystischen Indien entlehnen, da uns Griechenland und Rom so vollkommene und reine Muster darbieten? — Wenn ich die vortreffliche Lage, die malerische Höhe und die Freigebigkeit des Herrn Barclay berücksichtige, so möchte ich zu nichts weiter rathen als die Acropolis von Athen im Kleinen nachzuahmen. Wer kann zu behaupten wagen, daß nicht eines Tages am Fuße des Hügels, auf dem sich Barclayville erheben wird, ein neues Athen entsteht? Ich schlage Barclayville vor, denn Barclay-Terrace ist zu kleinlich."

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches aus London.

Niemals sind so viele Virtuosen aller Art und aus allen Ländern in London zusammengeströmt als in der diesjährigen Saison; täglich fanden wenigstens drei Concerte statt und aus einem Concerte in London lassen sich bei uns wenigstens drei machen. Die Engländer zahlen hohe Eintrittspreise bei den Concerten, sind aber unzufrieden, wenn ein Concert nicht einen halben Tag dauert. Das größte dieser Saison und deshalb nach Londoner Begriffen das ausgezeichnetste war das, welches der Componist Benedict veranstaltete. Wir besitzen uns im Besitze des Programs und theilen dasselbe als Curiosität mit, damit unsere Leser erkennen, wie viel Musik die Londoner auf einmal vertragen:

Erster Theil.

Quintett: Solingo errante misero von Verdi, für Sarhörner arrangirt und vorgetragen von den Herrn Distin.

Die Schildwache, Lied von Hölzel, gesungen von Hölzel.

Ballade aus „Don Quixote" von Macfarr: Sweet were the houres of infancy, gesungen von Mad. Macfarrn.

Aria aus „Nabuco" von Verdi, gesungen von Mlle. Fichel. (Erstes Auftreten derselben.)

Zwei Lieder von Mendelssohn, gesungen von Miß Rainford und Miß Dolby.

Air Montagnard für die Oboe, componirt und vorgetragen von Laoigne.

Arie aus „Anna Bolena" von Donizetti: per questa fiamma indomita, gesungen von Mlle. Brocard.

Concertante für 2 Violinen von de Beriot, vorgetragen von den Brüdern J. u. G. Hellmesberger aus Wien.

Duett aus Rossinis „Il Turco in Italia": Per piacer alla Signora, gesungen von Mlle Vera und Herrn Lablache.

Aria: Quando quell' uom aus „Ida della Torre" von Nini, gesungen von Mad. Castellan.

Sonate von Beethoven für Pianoforte und Violine, vorgetragen von Benedict und Herrn Joachim.

Aria: Quanto è bello aus Donizettis „Lucretia Borgia", gesungen von Mad. Montenegro.

Jadis et aujourd'hui, Doppelduett für zwei Pianofortes, für dies Concert componirt von Moscheles und vorgetragen von den Herrn Willmers, Schulhoff, Kuhe und Benedict.

Pitte und Piratenlied, von Benedict, gesungen von Herrn Pischeck.

Romanza del Pescatore, aus den „Rêveries Napolitaines" von Donizetti, gesungen von Herrn Gardoni.

Ungeduld, das Schwabenlied aus „Lichtenstein" von Lindpainter, gesungen von Jenny Lutzer.

Arie: Ah, quel plaisir d'être soldat, aus „La dame blanche" von Boieldieu, gesungen von Herrn Roger.

Pompa di festa. — Chant du Nord, componirt und vorgetragen von Herrn Willmers.

Arie des Pagen: Quand tout-à-coup aus einer unvollendeten Oper von Benedict, gesungen von Madame Dorus-Gras.

Duett: Se fiato in corpo avete, aus Cimarosas „Matrimonio segreto", gesungen von Herrn Lablache und Herrn F. Lablache.

Barcarole: Oh pescator, aus Donizettis „Don Sebastiano", vorgetragen von Herrn Marras.

Les plaintes de la jeune fille. Air Bashkyr, für das Violoncello componirt und vorgetragen von Piatti.

Duo Concertant für Piano und Harfe nach Motiven aus der Regimentstochter, componirt und vorgetragen von Benedict u. Godefroid.

Duett: Asthon si, aus Donizettis „Lucia di Lammermoor, gesungen von den Herrn Fraschini und Coletti.

Lied: The London Season, von Albert Smith, componirt und vorgetragen von John Parry.

Zweiter Theil.

Preis-Madrigal von Beale für Sax-Tubas, vorgetragen von den Herrn Distin.

Serenade: Din, din, din, minuit sonne, von Clapisson, gesungen von den Herren R. Costa, Brizzi, Ciabatta und F. Lablache.

Arie: Non piu andrai, aus Mozarts „Nozze di Figaro", gesungen von Herrn Lablache.

Nocturne. Galopp de Bravura, für Pianoforte, componirt und vorgetragen von Schulhoff.

Duett: Se io l'amava sciagurata, aus Mercadantes „Giuramento", gesungen von Madame Barone und Herrn Gardoni.

Romanze: Quando spieghi i tuoi tormenti, aus Händels „Orlando", gesungen von Mlle. Molina de Mendi.

Trio: Lo sguardo immobile, aus Meyerbeers „Roberto di Diavolo", gesungen von Madame Castellan und den Herren Fraschini und Staudigl.

Phantasie für die Flöte, componirt und vorgetragen von Herrn Ciardi.

Quartett: Chi mi frena, aus Donizettis „Lucia di Lammermoor", gesungen von Madame Montenegro und den Herren Fraschini, Coletti und Lablache.

Duett: Oui, vous l'arrachez à mon ame aus Rossinis „Guillaume Tell", gesungen von Mad. Dorus Gras und Herrn Roger.

O rest in the Lord, aus Mendelssohns „Elias," gesungen von Miß Dolby.

Duett: Dunque io son, aus Rossinis „Barbiere" gesungen von Mad. und Herrn F. Lablache.

Neapolitanisches Lied von Mad. Hennelle.

Melodie aus den „Lombardi", für Waldhorn componirt und vorgetragen von Puzzi.

Canzone: se la vita, componirt von Tadolini, gesungen von Herrn Coletti.

Trio concertante für drei Violinen, componirt von G. Hellmesberger, vorgetragen von Herrn Joachim und den Brüdern J. u. G. Hellmesberger.

Duett: Donna chi sei aus Verdi's „Nabuco", gesungen von Mlle. Vera und Herrn Ciabatta.

Duett: Die beiden Nachtigallen, componirt von Hackl, vorgetragen von den Herrn Pischeck und Staudigl.

Quartett: Ah se giusto aus Rossinis „Tancredi" gesungen von Mlle. Vera, Miß Dolby und den Herrn Brizzi und Ciabatta.

Finale: Ave Maria von Arcadelt (aus dem Jahre 1540).

Außer solchen riesenhaften Virtuosen-Concerten gab es Concerte am Hofe, Concerte der philharmonischen Gesellschaft, Concerte der Gesellschaft alter Concerte, Concerte des musikalischen Vereins ꝛc. Die merkwürdigsten Concerte aber hört man in der Gesellschaft der Musikfreunde. Man glaubt es kaum, zu welchen tollen Ausgaben und welchen Seltsamkeiten der Monomanie ein Engländer sich verleiten läßt, wenn er ein Musiknarr ist. Es giebt in London Musikfreunde und Dilettanten, welche bewundernswürdige Instrumente besitzen und dieselben Tag und Nacht mit scheuer Eifersucht hüten, damit ihnen kein Virtuos zu nahe komme. Ein Herr Plawdon hat in seiner Sammlung drei Guarnerius und zwei Stradivarius, die ein Königreich werth sind. Ein Brauer, Goding, besitzt gar vier Violinen von Jos. Guarnerius, drei Stradivarius, zwei Bergonzi, eine Bratsche von And. Guarnerius, eine von Stradivarius, eine von Amati und eine von Bergonzi, ein Violloncell von Stradivarius, eins von Bergonzi, eins von Gaspare de Salo und ein prächtiges Clavier, das Ludwig XIV. gehörte. Alle Morgen nimmt dieser würdige Brauer eine Geige aus dem Kasten, macht einige Striche darauf und schließt sie wieder ein. Wenn man bedenkt, daß Beriot, Vieurtemps, Sivori, Haumann ꝛc. sechs Monate von ihrem Leben gäben, nur ein einziges Mal auf einem dieser kostbaren Instrumente zu spielen, so findet man keine Worte über das blinde Glück, das die Perlen vor die — Brauer wirft.

Die Gesellschaft der Musikfreunde besteht zur Hälfte aus Executirenden und zur andern Hälfte aus Ehrenmitgliedern. Alles was adelig, berühmt und hochgestellt in England ist, gehört zu dieser Gesellschaft. Man kommt monatlich zwei bis drei Mal zusammen, um Meisterwerke der alten und neuen Zeit aufzuführen. Man sieht da im Orchester nur Marquis, Herzoge, Fürsten, Generale, Minister und Bischöfe. Sie spielen auch recht gut, nur jeder für sich. Balfe, ihr Orchesterdirigent, giebt sich alle mögliche Mühe, sie zu einem Zusammenspiel zu bringen; aber so vornehme Leute besitzen natürlich zu viel Stolz, als daß sie sich den Gesetzen einer gemeinen Disciplin unterwerfen sollten. Man denke sich ein Orchester, in welchem die Gräfin von Lovelace (die Tochter Byrons) die Harfe spielt und die Violinen meist in den Händen von Stabsoffizieren sind, wie des Generals Upton, des Generals Brotherton, des Oberstlieutenants Moody; wo der Marquis von Kildare und Lord Fitz-Gerald Violoncell spielen und der Herzog von Leinster, wie Sir A. Macdonald den Contrabaß streichen. — Man hat zwar einige Künstler als Vorgeiger ꝛc. engagirt und bezahlt sie glänzend, sobald sie aber zu der vornehmen Gesellschaft gehören, spielen auch die Künstler aus edeler Nacheiferung wie die großen Herren. „Bei dem letzten Concerte," sagt ein boshafter Franzose, „hörte ich ohrzerreißende Clarinettentöne, und fragte meinen Nachbar: wie heißt die Hoheit, welche in diesem Augenblicke meine Ohren entzückt?" — „Es ist keine Hoheit, sondern einer unserer ausgezeichnetsten Virtuosen," erhielt ich zur Antwort. „Seltsam, sagte ich da, „nach der Art, wie er spielt, hätte ich geglaubt, daß er wenigstens der Prinz Albert sein müsse."

D.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 29. 1847.

Der

Verkaufscontract.

Erzählung

eines englischen Advokaten.

(Fortsetzung.)

Der moderne Palladio hatte die Gunst der Mistreß Barclay zu gewinnen gewußt, ihr Mann aber, welcher den Namen Barclayville genehmigen mußte, um den häuslichen Frieden zu wahren, antwortete nichts destoweniger jenen verkannten Genies sehr verständig: „wir sind in England, meine Herren und werden zu Abmiethern Engländer haben, die vor allem auf den Comfort des Lebens halten. Wir wollen deshalb gute solide Häuser bauen und vor allem die Einrichtung im Innern so zweckmäßig als möglich herstellen. Ihre Pläne sind vortrefflich, aber wir sind weder Griechen noch Chinesen. Ihre großartigen Entwürfe könnte ein Fürst wohl annehmen; für einen bescheidenen Kaufmann aus London passen sie nicht. Warum theilen Sie Ihren Plan zum Neubau der Acropolis dem Könige Otto nicht mit?“

Die Baumeister rollten ihre stolzen Pläne wieder zusammen, fluchten und schimpften über die engherzigen Geldmänner und entfernten sich.

Nach langem Schwanken entschloß sich endlich Barclay, der zuerst an seinen eigenen Baumeister, dann an Sanderson gedacht, von diesem aber manches nicht eben Empfehlenswerthe gehört hatte, den Bau von Barclayville einem verständigen, aber nichts weniger als genialen, rechtschaffenen und in allen seinen Unternehmungen glücklichen Manne anzuvertrauen. Derselbe hatte sich ein ziemliches Vermögen erworben, ohne daß ihm Jemand irgendwie einen Vorwurf machen konnte und das Glück ist in den Geschäften auch eine Bürgschaft. „Ich würde,“ sagte Barclay in Bezug darauf, „einem Capitain, der ein Schiff verloren hat, nicht gern ein zweites anvertrauen. Wenn ich auch nicht gerade an eine Vorbestimmung glaube, so scheint es doch Menschen zu geben, die vorzugsweise Glück haben, wie andere, die vom Unglück verfolgt werden. Es ist dies ohne Zweifel ein Vorurtheil, aber die Vorurtheile nützen uns in dem wirklichen Leben mehr als die schönsten Grundsätze.“

Der Grund und Boden von Barclayville — ein vielleicht zu stolzer Name, da nur 20 bis 25 Häuser gebauet werden sollten — gewährte bald das lebendigste Schauspiel. Der Unternehmer des Baues ging mit Macht an die Arbeit und brachte ein Heer von Arbeitern herbei. Man nivelirte und grub Grund; Barclay munterte die Leute durch seine Anwesenheit auf; er befand sich in seinem Elemente, der Thätigkeit; er vervielfältigte sich gleichsam und war überall. Da er indeß in solchen Dingen nur geringe Erfahrung besaß, so wurde er nicht selten auch hinderlich. Alle Tage holte Mistreß Barclay ihren Mann zum Mittagsessen in einem hübschen Wagen mit zwei Poneys ab, die sie gekauft hatte. Mußte sie nicht ihrem Range gemäß leben? Emilie freilich theilte die Begeisterung ihrer Mutter nicht .. Sie hatte von Herbert nie eine so große Meinung gehabt wie ihre Aeltern; er war ihr zu süßlich, zu anspruchsvoll bei den Damen, zu redselig, mit einem Worte zu comödiantenhaft. Und welches Resultat sollte das Unternehmen ihres Vaters für sie selbst haben? Er schuf sich jedenfalls ein noch größeres Vermögen als er bereits besaß und dadurch wurden ihre theuersten Hoffnungen vernichtet. Der arme Schiffslieutenant konnte nun gar nicht mehr nach ihrer Hand streben. Die Forderungen und Ansprüche ihrer Mutter wuchsen mit den Mauern von Barclayville; der Kopf schwindelte ihr; hatte sie nicht in mehreren Reisebeschreibungen blendende Schilderungen von dem Glanze des russischen und ungarischen Adels und von dem fast königlichen Leben gelesen, welches die Besitzer von ganzen Dörfern und von Tausenden von Leibeigenen führen? Wenn auch in England die Leibeigenschaft abgeschafft war, so hingen doch nichts destoweniger die Arbeiter, die Landleute und die Abmiether mit und ohne Titel, die gewiß nach Barclayville strömten, von ihr ab. Wurde sie nicht gewissermaßen eine Burgfrau? Was würde ihre ehemalige Pensionsfreundin, Miß Maggy Magrate, sagen, welche fortwährend von dem Dorfe ihres Oheims, eines schottischen Pairs, sprach, obwohl dasselbe ein ärmlicher Weiler in den Hochlanden war! Barclayville sollte allerdings im Anfange

nur ein Luft- und Badeort sein, aber mit der Zeit konnte es recht wohl eine Stadt werden. „Meine liebe Emilie," sagte sie zu der armen Tochter, „Du wirst mir Dein ganzes Leben hindurch danken, daß ich Dich von einer unpassenden Heirath abgehalten habe. Ueberlaß Du mir die Sorge für Deine Zukunft ganz und gar; Du kannst jetzt Anspruch auf die größten Partien machen, auf die Hand eines Baronets oder gar eines Lords. Je mehr Jemand Geld hat, mein Kind, um so mehr muß er sich auch gehoben fühlen."

„Liebe Mutter," antwortete Emilie, „das Vermögen wird mein Herz nicht ändern. Charles Howard ist zwar nur Schiffslieutenant, aber der Krieger- und Seemannsstand adelt und es sind ja schon Prinzen Seecadetten gewesen. Warum sollte er nicht einmal Capitain, Commodore, Admiral werden? Hast Du nicht aus dem Munde eines Mitgliedes des Admiralitätsrathes gehört, daß der junge Mann eine schöne Zukunft vor sich habe? Ich warte also, liebe Mutter, ich warte; ich sehne mich noch gar nicht, meine Familie zu verlassen."

„Armes bethörtes Kind!" entgegnete Mrs. Barclay, „ehe er Admiral wird, — angenommen, daß er es so weit bringe —, ja ehe er Capitain wird, bekommt er graue Haare. Glaube der Erfahrung Deiner Mutter. Du kannst Dir die Lage der Frau eines Seemanns nicht denken, der jedesmal mit einem hölzernen Beine zurückkommen kann."

„Da Du durchaus haben willst, Mutter, daß ich einen reichen Mann heirathe, so sehe ich nicht ein, warum ich Charles Howard nicht nehmen soll, da er doch auch reich wird. Ist er nicht der einzige Erbe eines steinreichen Onkels, des Bankiers in der City?"

„Rede mir nicht von diesem Onkel, dem ungebildeten Menschen, dem Geizhalse, der nie für seinen Neffen etwas thun wird und vielleicht so lange lebt, daß er uns alle begraben sieht. Emilie, Du hast wirklich gar keine Aehnlichkeit mit Deiner Mutter."

Das war allerdings wahr — zum Glücke Emiliens.

Kaum waren einige Wochen vergangen und schon erhob sich Barclayville wie durch Zauberei aus dem Boden empor. Zur Förderung dieses Steinwuchses gehörte freilich ein fortwährender Goldregen. Barclay, der nicht sein ganzes Vermögen aus dem Geschäfte hatte ziehen können, mußte Verbindlichkeiten in dem Betrage fast der ganzen Summe eingehen, die ihm noch zukam; — sein geschickter und reicher Bauunternehmer brauchte kein baares Geld. War die Unterschrift Barclays nicht so gut wie Geld? — vorausgesetzt, daß die Ausgabe solcher Papiere nicht zu weit ausgedehnt wurde. Barclay, der ein zu ehrlicher Mann war, sah sich bald in die Nothwendigkeit versetzt ein Paar der bald vollendeten Häuser zu verkaufen.

Meddlar war der vertraute Freund der Familie geworden, das Factotum Barclays und der cavaliere servente der Damen; mehr als einer seiner Seufzer hatte sich zu Emilien verirrt, deren Sache er stets bei der Mutter führte.

„Aber, lieber Herr Meddlar," sagte diese, „Sie sehen doch, daß sich meine Tochter durch die Romane den Kopf hat verdrehen lassen. Ganze Stunden bleibt sie an dem Strande und sieht auf das Meer hinaus. Ich liebe das Meer allerdings auch, aber das hindert mich nicht, meinen Beschäftigungen obzuliegen und mit meinem Manne die Arbeiten zu Barclayville zu beaufsichtigen. Gott sei Dank, es ist beinahe alles vollendet. Wir werden nun daran denken, unsere Tochter zu versorgen und ich rechne dabei auf Ihren guten Rath. Sie haben sich sonst in der vornehmen Welt bewegt und kennen unsere ganze Aristokratie."

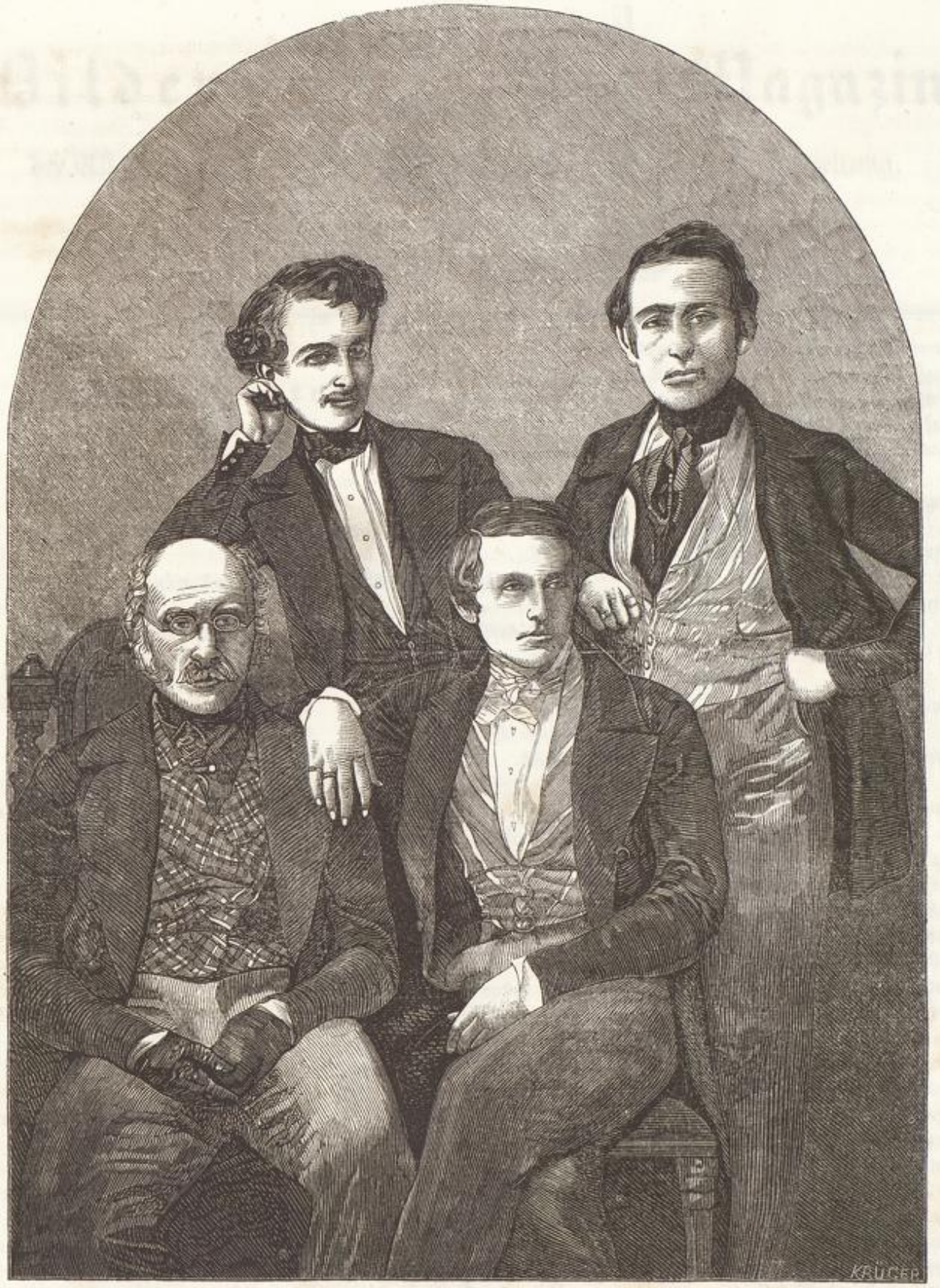
(Fortsetzung folgt.)

Der Großfürst Constantin
nebst
Admiral Lütke, Baron Frederick und Dr. Haurowitsch.

(Zu dem Holzschnitte.)

Der Großfürst Constantin, zweiter Sohn des Kaisers von Rußland, geboren im Jahre 1827, befindet sich gegenwärtig auf einer Reise durch England und Schottland und bemühet sich eifrig, die Staatsinstitutionen, die Kunst und das Fabrikwesen jener Länder genau kennen zu lernen. Er hat sich dem Seewesen gewidmet, unter dem Admiral Lütke gedient und den Rang eines „Postcapitain in der russischen Marine" erworben. Er ist aber Titular-Groß-Admiral der kaiserlichen Flotte. Die, welche mit ihm in nähere Berührung gekommen sind, versichern, er sei ganz das Ebenbild seines kaiserlichen Vaters, männlich, offen, geistvoll und freundlich. Neben ihm auf unserm Bilde, das nach einem Daguerreotyp ausgeführt ist, sitzt der berühmte Admiral Lütke, der Weltumsegler, der namentlich durch seine Entdeckungen in dem Stillen Meere so viel zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse beigetragen hat. Seit dem fünften Jahre des Großfürsten ist der Admiral der Führer und Erzieher des Prinzen. Baron Frederick (auf dem Bilde der, welcher sich auf den Stuhl des Admirals stützt) ist Schiffslieutenant, von gleichem Alter mit dem Großfürsten und seit mehreren Jahren Begleiter desselben. Dr. Haurowitsch endlich, ein ausgezeichneter Arzt, wurde dem Prinzen gleichzeitig mit dem Admiral Lütke beigegeben und hat ihn seitdem namentlich stets auf den Reisen begleitet.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



Der Großfürst Constantin
nebst Admiral Lütke, Baron Frederick und Dr. Haurowitsch.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 30. 1847.

Der

Verkaufscontract.

Erzählung

eines englischen Advokaten.

(Fortsetzung.)

„Ja," antwortete Meddlar, „ich schmeichele mir dessen."

„Wir können unsere Tochter nicht dem ersten Besten geben."

„Sie würden allerdings Unrecht daran thun."

„Ich gestehe, daß ich weniger auf das Vermögen als auf den Rang meines künftigen Schwiegersohnes sehe."

„Dabei irren Sie sich vielleicht."

„Wie so?"

„Ich würde an Ihrer Stelle hauptsächlich auf den Geist und das Herz sehen. Nur durch die guten Eigenschaften derselben, die leider sehr selten sind, kann ein Mann seine Frau glücklich machen; dann kommt das Körperliche und ganz zuletzt des Vermögen."

„Ich will Alles vereint haben."

„Um so schlimmer," flüsterte Meddlar; „wenn ich eine Tochter hätte, würde ich sie einem Manne geben, der zwar noch rüstig, aber dessen erstes Feuer doch schon verraucht wäre. Gott behüte Sie vor einem ausschweifenden Schwiegersohne, einem Spieler u. s. w.!"

Eben als der alte Hagestolz, der alles dies gewesen war, sein etwas geschmeicheltes Portrait entwerfen wollte, kamen Barclay und dessen Tochter von der Küste zum Thee zurück. Man setzte sich zu Tische und in diesem Augenblicke wurde zweimal stark an die Hausthür gepocht. Ein Diener in neuer Livrée, Himmelblau und Scharlach, meldete Herrn Mac Cleverty.

„Willkommen, lieber Herr," rief Barclay aus, der ihm entgegenging; „erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Frau, meine Tochter und Herrn Meddlar, unsern Freund, vorstelle. Liebe Frau, dem Herrn gefällt, wie ich Dir schon gesagt habe, das Haus Nr. 7. Er ist ein schottischer Herr, der seit einem Jahre in der Nähe wohnt und sich ganz da niederzulassen wünscht."

Man konnte nicht daran zweifeln, daß Mac Cleverty von den Picten und Scoten abstammte; sein rothes Haar verrieth es schon und seine Sprache machte es noch augenfälliger. Er war über die Funfzig hinaus, aber man sah auf seiner Stirn noch keine Runzel. Seiner Kleidung nach glich er so ziemlich einem Kutscher.

„John, ist das Pferd des Herrn in den Stall geführt worden?" fragte Barclay den Diener.

„Ich bin zu Fuße gekommen, da ich ein guter Fußgänger bin."

„Nehmen Sie vorläufig, bis der Thee kommt, ein Glas Madera an."

„Ein Krug Bier wäre mir noch lieber."

„Sie sollen das sogleich haben."

„Nein, bemühen Sie sich nicht. Ich habe übrigens Eile und werde mich mit Madera begnügen."

Man reichte ihm die Flasche, die er sehr bald ausleerte.

Dann stemmte er sich auf dem Tische auf und sagte: „ich habe über unsere Angelegenheit nachgedacht. Das Haus Nr. 7 gefällt mir noch immer, aber der Preis sagt mir nicht zu. Sie müssen herunterlassen, viel herunterlassen, wenn Sie mein Geld haben wollen." Meddlar und die Mrs. Barclay, denen diese rohe Sprache offenbar sehr mißfiel, sahen einander bedeutungsvoll an. „Wir wollen uns verständigen," fuhr Mac Cleverty fort; „das ist mir ganz recht, zuerst über den Preis, dann über die Bezahlung. Wenn Sie baares Geld haben wollen, so steht es Ihnen zu Diensten, aber dann muß ich mein Disconto haben, sonst gebe ich Ihnen Wechsel nach meinem Belieben. Meine Unterschrift ist gut und Sie werden überall Geld dafür bekommen. Sie verlangen 1500 Pfd. St. für Nr. 7, welches keines der schönsten Häuser ist; das ist zu theuer."

„Zu theuer?" fiel der gefällige Meddlar ein; „Herr, das ist halb gefunden. Bedenken Sie doch die bewundernswürdige Lage von Barclayville und welche vortrefflichen Materialien zu jedem Baue verwendet worden sind. Das Holz ist aus dem nördlichen Europa bezogen worden, nicht aus Canada, was sehr zu berücksichtigen ist. Die Mauersteine . ."

„Sind von Ihnen gebrannt worden?“ fragte der Schotte in spöttischem Tone.

Meddlar, der einen Augenblick aus der Fassung kam, schöpfte Athem und antwortete: „ich habe den ersten Stein legen sehen, ich kenne die Dicke der Mauern; der Mörtel ist so gut wie römischer Cement. Es sind keine Kartenhäuser, wie man sie in Irland und andern Orten baut (er wollte offenbar Schottland sagen), wahre Hütten für Wilde von Erde und Stabholz.“ Und dabei sah er Mrs. Barclay mit triumphirender Miene an. Mac Cleverty verstand entweder den Hohn nicht oder hielt es nicht für gerathen, denselben zu beachten. Es beschäftigte ihn eine ernstere Sorge, wie er nämlich rasch den Kauf und wohlfeil abschließe. „Nun, Ihr letztes Wort? Wenn wir uns nicht vereinigen können, brauchen wir die Zeit nicht zu verschwatzen.“

Dies ließ sich Meddlar gesagt sein; er öffnete den Mund nur, um ein halbes Dutzend Brodschnittchen mit Butter zu verzehren.

„Das Haus ist wie es ist,“ fuhr der Schotte fort; „ich will es damit nicht herabsetzen. Sie verlangen dafür 1500 Pfd.; ich gebe Ihnen 1200. Das mein erstes und letztes Gebot. Ich gebe keinen Pfennig mehr, so wahr ich Mac Cleverty heiße.“

„Dafür geht es nicht,“ antwortete Barclay. „Ich brauche allerdings Geld, aber ich muß auch zu meinen Kosten kommen. Ich will nur eins oder zwei dieser Häuser verkaufen.“

„An Abnehmern wird es Ihnen nicht fehlen,“ meinte Meddlar.

„Vielleicht!“ sagte der Schotte.

„Sie sind zu genau, Herr Mac Cleverty,“ setzte Barclay hinzu.

„Man kann es nicht genug sein, werther Herr. Die Zeiten sind schlecht, das Geld ist selten und ich behalte lieber das meinige.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ sagte Barclay.

Herr Mac Cleverty stand bereits auf, ging nach der Thür zu und vergaß die Damen zu grüßen; Meddlar zuckte bereits die Achseln als der schottische Riese noch einmal umkehrte. „Die Sache ist also in den Brunnen gefallen,“ sagte er; „mit 1200 Pfd. war das Haus doch genügend bezahlt. Mag 1500 geben wer will; mir wenigstens ist das zu theuer.“

Barclay brauchte durchaus Geld und er sagte also nach einigem Nachdenken: „Wir wollen die Differenz theilen.“

„Was denken Sie Herr Barclay?“ fiel Meddlar ein. „Sie verschenken ja das Haus.“

„Verschenken?“ wiederholte der Schotte. „Sie besitzen wohl Goldgruben, schöner Herr? Herr Barclay scheint alt genug zu sein, um keinen Vormund zu brauchen. Gut, wir wollen die Differenz theilen und Sie sollen sich über mich nicht beklagen. Ich muß ja auch noch die Kosten für den Verkaufscontract bezahlen. Dies Geld freilich gebe ich gern, denn man kann nicht vorsichtig genug sein. Zwei Sicherheiten sind mir lieber als eine und drei noch lieber als zwei. Ich kaufe keinen Fuß breit Landes ohne Urkunde in aller Form. Ich fürchte allerdings nichts, wenn ich mit einem braven Mann zu thun habe, aber denken Sie sich, was mir geschehen ist. Ich kaufte einmal ein Wiesenstück, um meine Besitzung abzurunden und es ergab sich, daß Hypothek für den ganzen Werth darauf stand. Ich mußte die Schuld natürlich bezahlen und damit die Wiese zweimal.“

Am andern Tage reiste Barclay nach London, weil er hoffte, daß seine Advokaten mit den Kaufvertrage endlich zu Stande gekommen sein würden. Da es ihm jetzt von Wichtigkeit war, alles geordnet zu sehen, damit er mit Mac Cleverty abschließen und das Geld für das verkaufte Haus in Empfang nehmen könnte, ging er selbst zu den Bevollmächtigten des früheren Besitzers von Barclayville. Sie empfingen ihn in einem dunkeln Zimmer mit ungewöhnlich gravitätischem Wesen.

„Sie kennen wohl den Verlust nicht, den wir erlitten haben?“ sagte der eine, Herr Dunn.

„Haben Sie Ihre Frau verloren? Das sollte mir sehr leid thun.“

„Nein, nicht die Frau; der arme Herbert ist leider gestorben.“

„Herbert? Wie ist das möglich?“ rief Barclay aus; „ich habe ja vor kaum acht Tagen einen Brief von ihm bekommen, in dem er mir schrieb, er wolle . .“

„Er machte die Rechnung ohne den Tod. Der arme Herbert verstand sich überhaupt nicht auf das Rechnen.“

„Ist ihm ein Unfall begegnet?“

„Der Schlag hat ihn gerührt.“

„Das ist ein großes Unglück. Ich kannte Herrn Herbert nicht genau, aber er schien ein vollkommen rechtschaffener Mann zu sein.“

„Nun . .“ fiel einer der Advokaten ein.

„Ein so trauriges Ereigniß wird nun wahrscheinlich den Abschluß unserer Angelegenheit noch weiter hinausschieben?“ sagte Barclay, „und ich bedarf der Urkunde.“

„Wir werden allerdings auf neue Hindernisse, wenigstens Verzögerungen stoßen. Die Töchter Herberts sind unmündig und der Verkauf muß also von dem Vormundschaftsgerichte bestätigt werden; . . es ist freilich nur eine Formsache und wir könnten uns Glück wünschen, wenn wir sonst keine Verlegenheiten fänden. Wir möchten vor allem wissen, wozu sich wohl die zahlreichen Gläubiger Herberts entschließen.“

„Gläubiger Herberts?“ rief Barclay aus. „Herbert hatte Gläubiger?“

„Sogar Hypothekar-Gläubiger,“ setzte Dunn hinzu, dessen kleine Augen unter dicken grauen Brauen blitzten.

„Hoffentlich ruhet wenigstens auf meinem Grundstücke keine Hypothek," sagte Barclay. „Herbert hat mir in Ihrem Beisein gesagt und wiederholt, daß es vollkommen unbelastet sei. Hat er Sie nicht aufgefordert, sogleich die Verkaufsurkunde auszustellen? Sie schweigen jetzt wie damals."

„Das war unsere Rolle und sie ist es jetzt noch. Wir waren nicht Ihre Bevollmächtigten, sondern die des Herrn Herbert. Konnten wir gegen unsern Clienten Partei nehmen und ihn hindern, ein gutes Geschäft zu machen, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen? Kam es Ihnen nicht zu, Erkundigungen einzuziehen? Sie sind nicht zu entschuldigen, daß Sie es nicht gethan haben."

„Allerdings bin ich nicht zu entschuldigen, daß ich Sie für ehrliche Leute gehalten habe, Sie und Herbert. In welchen Hinterhalt hat mich mein Glaube an die Rechtschaffenheit gestürzt? Mein ganzes Vermögen ist auf diese verderbliche Speculation verwendet. Sie konnten mich retten, wenn Sie ein Wort, ein einziges sagten, und Sie haben es nicht gethan."

„Weil wir es nicht sagen konnten," antwortete Dunn, während der College desselben Sawly in seinem Lehnstuhle wie ein Verbrecher auf der Bank der Angeklagten zitterte. „Waren Sie unser Client? Wenn wir gesagt hätten: das Grundstück ist von keiner Hypothek belastet, kaufen Sie in Gottes Namen, so würden Ihre Vorwürfe gegründet sein und Sie hätten ein Recht, eine nicht eben gemessene Sprache gegen uns führen. Wir schwiegen blos, das ist alles was wir thaten und wir gingen dabei gewissenhafter zu Werke als manche unserer Collegen. Was würden unsere Clienten gesagt haben, wenn wir mit übertriebener Ehrlichkeit gehandelt hätten? Das Vertrauen auf die Advokaten wäre völlig erschüttert worden. Herr Gibbs z. B. von der ostindischen Compagnie war mit sehr bedeutenden Summen gefährdet, bis Sie durch Ihre Bauten den Werth jener unfruchtbaren Dünen bei W. verhundertfachten, auf denen er eine rein illusorische Hypothek hatte. Jetzt ist sein Geld gesichert."

„Das ist die Moral der Gesetzkundigen!" rief Barclay aus. „Aber Gott sei Dank, es giebt Richter in England. Ich werde mich nicht so berauben lassen und wenigstens den Elenden, die mir diese unwürdige Schlinge legten, die Maske abreißen."

„Gott sei Dank!" rief Sawley aus, als Barclay gegangen war, „daß er fort ist; ich fürchtete einen Augenblick, daß er sich thätlich an uns vergreifen würde und ich hätte unsere Schreiber gerufen, um ihn hinauswerfen zu lassen, wenn es nicht das Klügste wäre, jedes ärgerliche Aufsehen zu vermeiden. Uns mit einem Prozesse zu bedrohen! Aber damit trägt er Kohlen nach Newcastle und Wasser in's Meer. Was hat Gibbs angeordnet?"

„Sogleich zum Verkaufe von Barclayville zu schreiten, damit er zu seinem Gelde komme. Der arme Barclay hat, fürchte ich, nichts Besseres zu thun, als seine Insolvenz anzuzeigen."

3.

Der philosophische Beobachter, welcher die Straßen Londons durchwandert, um wie Ulysses die Sitten und Gewohnheiten der Sterblichen zu studiren und sich gleichen Gefahren auszusetzen, hat sich gewiß schon mehrmals gefragt, welchem Zweige der großen anglisch-sächsischen Familie die Eingeborenen gewisser Theile der Hauptstadt angehören, z. B. des großen Häuserhaufens zwischen Queens Square und Gray's Inn. Und wie sollte man sich nicht wundern, mitten in London eine wahre Thebaïs zu finden, wo der tausendfache Lärm des britischen Babels erlischt, wie die Wogen eines aufgeregten Meeres an einer öden Küste langsam an den Strand laufen! Nie läßt ein Kutscher da seine Peitsche knallen; er läßt vielmehr seine Pferde langsamer gehen, um nicht die Ruhe und Stille des Ortes zu stören. In der Luft liegt ich weiß nicht welche Schläfrigkeit; man könnte die Mäuse laufen hören. Deshalb genügt auch das geringste Geräusch, um die Einwohner an die Fenster zu locken. Man kann durch die Scheiben hindurch Gesichter erkennen, die so gelb sind wie die Vorhänge, die von magern Händen emporgehoben werden. Kein Lufthauch bringt Gesundheit und Frische in diese Einöden von Mauersteinen. Alle Häuser haben das schauerliche Aussehen von Gräbern und sie sind im Allgemeinen mit alten Sculpturen und Thorwegen geschmückt, unter denen die wenigen Personen, die sich auf die Straße wagen, den Regen herabfallen sehen können, bis der Klopfer an der Thür die lebendigen Todten geweckt hat. Dieser Stadttheil wird von ehrlichen und friedlichen Leuten bewohnt, deren alleiniges Unrecht darin besteht, daß sie durchaus in London wohnen wollen, obgleich ihre Mittel es nicht erlauben. Und wer sind die Mitglieder dieser stillen Gemeinde? Es giebt mehrere Arten und wir kennen sie durchaus nicht alle. Bisweilen sind sie hartnäckige Anhänger alter Gebräuche, welche sich von der materiellen und geistigen Bewegung unserer Zeit fern halten wollen; Offiziere der Land- und Seemacht auf Halbsold, Subalternbeamte im Staatsdienste oder bei Handelshäusern, die ihre Familien hier so ziemlich durchbringen, während sie anderswo verhungern müßten. Sehr häufig sieht man alte Leute. Eben wagt sich einer der Eingeborenen aus seinem Hause heraus. Welcher altväterische ehrwürdige Anzug! Sein blauer Frack hat viel von der Zeit und Witterung gelitten trotz dem großen rothen Regenschirme, der ihm gelegentlich auch als Sonnenschirm dient. Er ist gepudert, Gott verzeih' mir, und ein kleiner Zopf wackelt hinten auf seinem Rockkragen; er hustet ein wenig, denn die Luft ist für ihn zu scharf. Da kommt auch eine Gestalt weiblichen Geschlechts, die trotz der Sommerwärme in allerlei Pelze gehüllt ist. Ein armer Junge, der dürr ist wie

ein Böckling und dessen Körper in einer Livrée hängt, welche für einen wohlbeleibten Mann gemacht worden ist, folgt seiner Gebieterin mit einer Bibel unter dem Arme.

Die Bevölkerung dieser stillen Straßen gehört indeß nicht ganz diesen fossilen Arten an. Mehr als ein junges Geschöpf Gottes blühet da wie eine Nelke in der Ritze einer alten Mauer; aber man sollte sie eigentlich mit armen exotischen Blumen vergleichen, denn sie leiden; es fehlt ihnen an Luft und Sonne; sie scheinen sich nach dem heimathlichen Boden zu sehnen und verkümmern bald. Trotzdem ist die Jugend, so lange sie währt, schön, zierlich und lebensvoll wie ein Vogel, wie wir an dem Mädchen da sehen, die so schnell läuft als würde sie verfolgt; sie hat den großen grünen Schleier niedergelassen, er ist aber zu dünn, als daß er ihre Züge verhüllen könnte. Die langen Falten des alten Shawls verbergen eben so wenig ihren zierlichen Wuchs. Sie bewegt rasch den Klopfer einer Thüre, die schnell hinter ihr wieder geschlossen wird. Ein noch junger Mann folgte ihr auch wirklich, aber von weitem und voll Ehrfurcht. Er schien sich sehr zu betrüben, als das Mädchen in dem Hause verschwand; er blieb stehen und schlug die Arme übereinander. An seiner Haltung, an seinem von der Sonne gebräunten Gesichte konnte man leicht erkennen, daß er nicht für gewöhnlich in London lebte. Ein Hund war das erste lebende Wesen, das sich auf der Straße zeigte und er trat knurrend an den Fremden hinan, er drohete sogar ihn zu beißen, wurde aber noch zur rechten Zeit von seiner Herrin zurückgerufen. Diese war eine alte Hexe in einem seltsamen Hute, die sich auf einen Krückenstock stützte. Der Fremde trat zu ihr und fragte sie artig, ob sie nicht eine junge Dame habe vorübergehen sehen.

„Gehen Sie Ihren Weg," sagte die Alte darauf, „ich finde es unartig, daß Sie solche Fragen an eine achtbare Frau richten."

Die Alte war offenbar taub und der Fremde schmeichelte sich mehr Glück bei einem reinlich gekleideten Alten zu haben, der zierlich daher trippelte und die problematische Rundung seiner Waden zeigen zu wollen schien. Er trug kurze Beinkleider, verblichene seidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen oder kupfernen Schnallen. Bei dem Anblicke eines Unbekannten, der ihm den Weg vertrat, rief der Alte indeß keineswegs: „Diebe! Diebe!" sondern er sagte: „ich weiß schon was Sie wollen; Sie wollen das Geld für den Wechsel, den ich dem Schneider Anderson gegeben habe. Aber ich besitze keinen Pfennig, werther Herr, nicht einen," setzte er fast stolz hinzu. „Quält und beläftiget man einen geldlosen Edelmann so? Ich habe an Anderson geschrieben, um ihn um nochmalige Nachsicht zu bitten. Er muß warten und sich vorläufig mit dem Worte des Alcibiades Meddlar begnügen; ich kann ihm nichts anderes geben."

„Ich begreife allerdings die Forderung des Herrn Anderson nicht," entgegnete der Unbekannte. „Freilich kenne ich ihn nicht. Sie halten mich für einen Gerichtsdiener und beleidigen mich dadurch. Meine Börse steht vielmehr einem treuen Freunde der Familie Barclay zu Diensten."

„Ja, Herr, der bin ich und ich will eben meine Partie Whist mit der braven Familie spielen, deren Unglück ich getheilt habe. Sie kennen also Barclays? Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?"

„Das werden Sie bald erfahren, aber ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten. Zuerst ehren Sie mein Incognito auf eine Viertelstunde und bringen Sie mich zu Barclays. Sie sind durch ihr Unglück doch nicht zu tief gebeugt worden? Und Miß Emilie?"

„Ein Engel, Herr, ein Engel!"

„Ist ihnen nach ihrem Unglücke wenigstens etwas geblieben?"

„Gar nichts, aber mein Freund Barclay ist Cassirer in einem Handelshause und Miß Emilie giebt Unterricht im Pianospiel. Sie besitzt ein so schönes Talent!"

„Eben wegen Unterrichtsstunden möchte ich mit ihr sprechen."

„Für Ihre Frau wahrscheinlich?"

„Ja," antwortete der Fremde ohne sich lange zu bedenken.

Die Familie Barclay bewohnte seit dem Unfalle, der sie betroffen hatte, das zweite Stockwerk eines kleinen Hauses. Es herrschte in dieser Wohnung zwar die äußerste Reinlichkeit, aber alles verrieth die Armuth. Die wenigen alten abgenutzten Meubles hatten nicht das Verdienst einer bestimmten Zeit anzugehören; die mit Haartuch überzogenen und niedergesessenen Stühle waren nicht elastischer als die eisernen Bänke im Regents-Parke. Ein Brüsseler Teppich, der ein halbes Jahrhundert wenigstens in einer ersten Etage gedient hatte, verrichtete seine Dienste nun in der zweiten, war aber sehr fadenscheinig geworden. Ueber dem Kamine hing ein venetianischer Spiegel und sein reichgeschnitzter Rahmen hatte einen gewissen Werth für einen Liebhaber, wenn er ihn wieder vergolden lassen wollte. Auch dem Glase fehlte eine Nachhilfe, denn die Folie hatte sich an vielen Stellen abgelöset und er glich mit seinem reichen Rahmen, der das Gold verloren hatte, einer Kokette, deren Reize die Zeit vernichtet hat, deren Ruinen aber noch an die ehemalige Schönheit erinnern und Mitleid erregen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

1847
No 47

1 2 3 4 5

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 31. 1847.

Der

Verkaufscontract.

Erzählung

eines englischen Advokaten.

(Beschluß.)

Am andern Ende des Hauptzimmers stand eine Commode in einem Styl, welcher jenem der Zeit Georgs I. entsprach, an welcher aber die Holzwürmer arge Verwüstungen angerichtet hatten. Auch konnte die arme Commode nur noch drei Beine ihr Eigenthum nennen und sie hatte die Hälfte der kupfernen Verzierungen verloren.. Nichts Traurigeres als unter solchen Ruinen leben und sie immer vor Augen haben zu müssen!

Das Unglück hatte auch an den Personen der Familie selbst seine Spuren zurückgelassen. Barclay war in den fünf Jahren sehr gealtert und sein Charakter nicht mehr so heiter wie sonst; in allen seinen Zügen drückte sich eine hoffnungslose Ergebenheit aus. Er hatte keinen eigenen Willen, sondern wollte Alles, was seine mürrisch und zanksüchtig gewordene Frau wollte, die gleichwohl Emilie zärtlich pflegte. Man muß, um das Unglück ertragen zu können, bedeutende Kraft in sich selbst finden.

Die Jugend, der gesunde Verstand und die natürliche Heiterkeit Emiliens hatten sie gleichwohl nicht ganz geschützt. Sie hatte die Rosen ihrer Wangen verloren; ihr Lächeln war nur noch ein studirtes, durch das sie ihren Aeltern ihren Gram und Kummer verbarg. In dem Augenblicke als Meddlar eintrat, erzählte sie eben ihrem Vater in anscheinend heiterer Weise, obgleich sie noch an allen Gliedern zitterte, sie sei von der Kirche aus durch einen Mann verfolgt worden. „Trauriger Zustand des Armen!" rief Barclay aus. „Mein Kind ist nicht einmal mehr vor Beleidigungen sicher. Weiß man denn nicht, daß unter ärmlicher Kleidung mehr Tugend und Ehre wohnen können als unter Sammet und Seide? Mich selbst würde die Armuth nie schwach gefunden haben, aber mein Herz blutet, wenn ich sie von den Meinigen muß theilen sehen. Wirst Du mir verzeihen, Emilie, wirst Du mir verzeihen, Frau, daß ich Euch beide durch meine unglückselige Unvorsichtigkeit in Elend und Armuth brachte?"

Während Mrs. Barclay seufzete und sich an ihre sonstigen Träume von Glanz und Größe erinnerte, sank Emilie ihrem Vater an das Herz und antwortete lächelnd: „ist es denn Deine Schuld, lieber Vater, daß man Dein Vertrauen zur Redlichkeit gemißbraucht hat?"

„Ach, wenn es eine Hölle giebt," fiel Mrs. Barclay ein, „und es giebt gewiß eine, so kann ihr der schändliche Herbert.."

„Wir wollen Niemand verdammen, Frau," antwortete Barclay, „am wenigsten die Todten. Hat uns Gott nicht einen großen Trost in unserer Tochter gegeben? Und ihm danke ich ja auch ein bescheidenes Amt, das es uns möglich macht, leben zu können ohne betteln zu müssen."

„Der vortreffliche Barclay!" rief Meddlar aus, indem er ihm die Hände drückte. „Ich muß mir jeden Tag im Leben den Vorwurf machen, unschuldig zu Ihrem Unglücke mit beigetragen zu haben. Aber Sie haben mir verziehen." Dann trat er zu Emilien und sagte, ein vornehmer Herr sei unten und wünsche mit ihr zu sprechen. „Fürchten Sie nichts," sagte er; „es ist nicht der, welcher Sie verfolgte. Er scheint vielmehr Ihre Familie zu kennen. Sie sollen, glaube ich, seiner Frau Unterricht geben."

Man kann sich den Schmerz Emiliens denken als sie in dem Manne, dessen Frau sie Unterricht geben sollte, Charles Howard erkannte. Sie stand anfangs wie versteinert da.

„Aber welcher kalte Empfang nach so langer Trennung?" fragte Charles. „Freilich ich konnte das erwarten. Ihre letzten Briefe haben mich sehr betrübt. Warum wollten Sie mir Ihre Wohnung verheimlichen, so daß ich mich auf den Zufall verlassen mußte, sie ausfindig zu machen? Ich habe Sie endlich erblickt, ich bin Ihnen nachgegangen und habe Sie erschreckt!"

„Ich habe Sie nicht erkannt. Ich glaubte, Sie wären in weiter Ferne und Sie haben sich sehr verändert."

„Durch die Anstrengungen, die Reisen, die Sorge. Auch Sie, Emilie, finde ich hager und blaß, aber in Ihren Zügen liegt ein Ausdruck von Adel und Festigkeit, der mich fast zurückschreckt. Kaum wage ich zu sagen: Emilie, meine Gesichtszüge konnten sich verändern, mein Herz aber ist immer dasselbe geblieben; ich komme, um mein Wort zu lösen und Sie an das Ihrige zu erinnern. Wollen Sie meine Ehefrau sein? Ihre Mutter wird mich

nicht mehr als Schwiegersohn zurückweisen. Ich bin Capitain und was noch besser ist, Millionair. Mein Oheim Gibbs, der alte Geizhalz, der sich so unwürdig gegen Ihren Vater benommen hat, ist gestorben."

Emilie konnte ihren Ohren nicht glauben; Freudenthränen traten in ihre Augen und endlich fragte sie:

„Aber was sagte Meddlar, Charles? Sie wären verheirathet?"

„Ich verheirathet? Schwatzt Ihr Freund Meddlar noch immer dummes Zeug? — Kann ich Ihre Eltern sehen? Können Sie mich ihnen vorstellen?"

Emilie führte Charles Howard in das Wohnzimmer und sagte mit Würde zu ihrem Vater: „ich stelle Dir hier Herrn Charles Howard vor, dessen Herz unser Unglück nicht geändert hat. Mutter, sei ihm jetzt günstiger gesinnt als sonst."

„Herr Barclay," sagte Howard seiner Seits, „ich komme, Ihnen einen Dienst zu erweisen und Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, oder vielmehr, ich drücke mich nicht gut aus, ich komme, um eine Pflicht zu erfüllen. Sie werden mich dann belohnen, wenn Sie mit mir zufrieden sind. Mein Oheim Gibbs ist gestorben; Gott verzeihe ihm sein Unrecht gegen Sie! Er hat mich zu seinem Universalerben eingesetzt, ich habe aber die reiche Erbschaft nur mit dem beneficium inventarii angenommen und vor allen Dingen Barclayville gestrichen, das ich Ihnen zurückgebe. Sie waren das Opfer einer Betrügerei, an welcher die Advokaten meines Oheims auch ihren Theil hatten. Ich würde nicht mehr würdig sein, ein Schiff zu befehligen, wenn ich die Frucht einer solchen Handlung annähme."

„Bravo, junger Mann, bravo!" rief Meddlar aus.

„Und nun," fuhr der Capitain schüchtern und verlegen fort, während Emilie die Augen niederschlug und ihre Mutter vor Scham nicht wußte, wohin sie sehen sollte.

„Und nun," sagte der gefällige Meddlar, „erlauben Sie mir, Freund Barclay und meine gute Mrs. Barclay, im Namen des Capitains Charles Howard um die Hand Ihrer Tochter Emilie zu bitten. Ich für meinen Theil gebe gern meine Einwilligung."

Auch die der Eltern ließ nicht auf sich warten.

Die Geschichte vom Demant.

Es war einmal im Himmel ein Geschwisterpaar, ein Knabe und ein Mädchen, die hatten sich lieb, wie im Himmel Geschwister sich lieb haben und das ist sehr viel. Aber da sie groß wurden, blieb nur der Bruder im Himmel, die Schwester ward vermählt mit Einem, der zur Erde mußte.

Die Schwester hatte ihren Gatten sehr lieb und die Erde, auf der sie mit ihm glücklich war; und es hätte ihr tausend Thränen gekostet, von den beiden scheiden zu müssen; aber das vergaß sie doch nicht, daß der Himmel ihr Vaterland sei und über den Sternen ihr Heimathhaus, und zumeist in der Nacht hatte sie manchmal rechtes Heimweh.

Das war auch eine solche Nacht, da stand sie leise auf von ihrem Bette und ließ ihren Gatten schlafend liegen; und leise durch die Kammer ging sie und machte ihr Fenster auf; da strömte der helle Mondschein herein, von dem nahm sie, und machte sich Schwingen. Ihrem Gatten klang's noch wie Schlummerlied, da sie leise die Schwingen regte. Und höher und höher stieg sie und die Sterne kamen näher. Und ihr Bruder hatte wohl nach der Schwester gesehen und Beide trafen sich am Sterne der Liebe, umschlangen sich, und schieden. Da aber die Schwester an die Erde kam und die dunkeln Berge sah, ward der Schmerz um den lichten Himmel lebendig und eine große Thräne fiel aus ihrem Auge.

Wo die oben schwebte, da stand eine Blume unten, eine weiße Lilie, die konnte die Nacht nicht schlafen, denn sie hatte ihre Tage geblüht und mußte bald verwelken. In ihren Kelch fiel die Thräne und zog ihr das sorgenvolle Haupt nieder; und die Blume schlief ein und träumte von der Zeit, da sie aufblühte und ehe sie am andern Morgen erwachen konnte und traurig sein, war sie schon verwelkt. Die Thräne aber fiel aus ihrem Kelche zur Erde und die sie fanden nannten sie Demant und legten sie in den Ring einer Braut. H. N.

John Milton in dem Gefängnisse Galilei's.

(Zu dem Holzschnitte.)

Zu den Kunstwerken, welche bei der diesjährigen Ausstellung der königlichen Akademie in London allgemeines Aufsehen erregten und besondere Beachtung fanden, gehörte vorzugsweise auch ein Gemälde von S. A. Hart, einem der besten Maler der jetzigen englischen Schule. Es stellt Galilei dar im Gefängniß der Inquisition bei Florenz im Jahre 1638, in welches der große Gelehrte bekanntlich gebracht worden war, weil er die mit der Bibel in Widerspruch stehende Behauptung aufzustellen gewagt hatte, die Erde bewege sich um die Sonne, nicht die Sonne um die Erde, wie man bis dahin angenommen hatte. Als Milton, der Dichter des „verlorenen Paradieses", im Jahre 1638 sich in Italien befand, besuchte er den großen Physiker Galilei in dem Gefängnisse und den Augenblick dieses Besuches hat der Maler dargestellt. Milton selbst beschreibt diesen seinen Besuch in seiner berühmten „Rede für die Druckfreiheit" und er sagt „hier fand ich den berühmten Galilei, alt geworden, als Gefangenen der Inquisition weil er in der Astronomie andere Ansichten hatte als die franziskanischen und dominikanischen Censoren." Der Gegenstand eignet sich vortrefflich zu bildlicher Darstellung und Hart hat denn auch wirklich ein vortreffliches Gemälde geliefert.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

John Milton in dem Gefängnisse Galilei's.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 32. 1847.

Emil.

Novelle von Jeanne Marie.

1.

Es giebt sehr verschiedene Arten von Eitelkeiten, aber sie führen alle auf Abwege, sie gebären Leidenschaften und diese wieder Verbrechen. Die Eitelkeit des Mannes treibt zum Ehrgeiz, die des Weibes zur Gefallsucht und beide enden in Neid und Eifersucht. Das Bestreben, Allen vorgezogen, vor Allen geliebt, vor Allen bewundert zu werden, verlockt zu den schimpflichsten Hülfsmitteln, verleitet zu den gröbsten Fehlgriffen und weil es keinen edlen Beweggrund hat, erstickt es endlich im gekränkten Egoismus.

Die Eitelkeit, mit der wir es hier zu thun haben, gehörte zu den kleinlichsten, aber auch sonderbarsten ihrer Art. Es handelt sich hier nicht um einen Autor, der nach Popularität strebt, nicht um einen Künstler, der nach dem Lorbeer die Hand ausstreckt, nicht um eine Kokette, die eine Schaar von Anbetern zu ihren Füßen sehen will, sondern ganz einfach um eine Mutter, die sich in Schmerz und Aerger über die Häßlichkeit ihres Kindes verzehrt. Es giebt verblendete Mütter, verliebte, bethörte, die in ihrem Kinde das Ideal der Schönheit, der Klugheit, der Grazie sehen, welche die Triumphe und Eroberungen des kleinen Weltbürgers vorausberechnen und eine glorreiche Zukunft dem kaum der Wiege Entstiegenen prophezeihen, aber zu allen diesen Närrinnen gehörte Frau von Sommerhof nicht und doch war ihre Eitelkeit die verwerflichste, beklagenswertheste.

Frau von Sommerhof, früher als Mädchen bewundert, wollte es später auch als Frau und Mutter sein und sie konnte vor Aufregung beben, sobald eine Modeerscheinung ihr den Rang streitig zu machen, oder das Ansehen ihres Mannes zu verdunkeln drohte. Sie war daran gewöhnt worden, in Gesellschaften zu glänzen, sie hatte von jeher keinen andern Lebenszweck gekannt, als den äußern Schein aufrecht zu erhalten und bei allen Gelegenheiten kein Mittel gescheut, die hervorstechendste Rolle spielen zu können. So war es ihr gelungen, sich mit dem reichsten und hübschesten Manne der Gesellschaft zu verbinden und den Neid der Mehrzahl auf sich zu lenken, so wie das angenehmste Haus in der Stadt zu machen. Als sie sich aber endlich auch mit der Hoffnung schmeichelte, das reizendste Kind zu besitzen, da trat die capriciöse Natur der Eitelkeit dieser Frau entgegen und legte ihr an der Wiege ihres Erstgebornen eine große Buße auf. Das Geschöpf, welches ihr zuerst den Namen Mutter gab, war von unbeschreiblicher Häßlichkeit und drohte von noch größerer zu werden. Alle Anlagen dazu waren wenigstens vorhanden und es entlockte der Mutter oft Thränen, wenn der Kleine den Mund zu einem gutmüthigen Lächeln weit aufriß und die schmalgeschlitzten Augen dabei ganz schloß, oder seine rothen Haare unter der verhüllenden Mütze sich hervordrängten. Herr von Sommerhof nannte sein Kind selbst nicht anders als den kleinen Affen oder Bären und äußerte oft sein Erstaunen darüber, wie seine schöne Olivia zu dem Unhold gekommen.

Olivias Schmerz über die Häßlichkeit ihres Kindes ging so weit, daß sie es Niemand zu zeigen wagte, daß sie es ängstlich vor Aller Blicken verbarg und daß sie sich heimlich vornahm, es später auf das Land zu geben, um es dort in Zurückgezogenheit erziehen zu lassen. Sie hätte die Frage nicht ertragen können: „wem gehört dieses häßliche Geschöpf?“ Schnitt ihr doch die Bewunderung, die man andern schönern zollte, ohnedies genug in's Herz! Sie betrachtete alle Kinder mit neidischen Regungen, sie haßte alle ihrer Lieblichkeit wegen, nur ein einziges wunderbarer Weise nicht. Dieses eine gehörte einem Professionisten, der ihr gegenüber wohnte und dessen Frau — einst ihre Dienerin — mit ihr zu gleicher Zeit geheirathet, mit ihr zu gleicher Zeit Mutter geworden war.

Es liegt uns hier nicht ob, die Macht der Sympathieen zu erklären, das würde uns zu weit abführen und wir am Ende doch zu keinem Resultat unserer Forschungen gelangt sein; wir sagen darum nur, daß die Macht dieser so schwer zu enträthselnden Sympathie Frau von Sommerhof an das Kind ihrer früheren Kammerjungfer knüpfte und daß sie den bildschönen, engelgleichen Knaben mit besonderer Zärtlichkeit aus der Ferne betrachtete, während sie gegen alle andere Kinder ihrer Freundinnen nur eine künstliche Freundlichkeit zu heucheln vermochte. Und doch

wie fürchtend auf einer Verirrung des Gefühls ertappt zu werden, wagte Olivia nicht, ihre Liebe zu dem fremden Gut deutlich hervortreten zu lassen, wenngleich ihre Leidenschaft für das Kind von Tage zu Tage wuchs. Sie beobachtete jeden Fortschritt seiner körperlichen Entwickelung und wenn sie es zu den bestimmten Stunden nicht am Fenster oder vor dem Hause sah, so empfand sie Sehnsucht nach ihm und eine große Bangigkeit. Der Knabe hatte es ihr angethan, und wieder und immer wieder fragte sie sich: „warum darf dies nicht mein Kind sein? An einem Tage mit jenem geboren, wie leicht hätte sich nicht eine Verwechselung bewerkstelligen lassen! Was hätte es auf sich gehabt, wenn der Bäcker drüben ein rothhaariges kleines Ungeheuer mit seinen Semmeln herumgeschickt oder als Aufpasser an den Backofen gestellt: es würde höchstens Mitleid erregt haben, aber seinem Leben, seiner Bäckercarriere die Häßlichkeit kein Hemmniß gewesen sein, während meines Sohnes Zukunft durch sie zerstört ist. Ein Herr von Sommerhof wird nie mit einem solchen Gesicht in den Salons sein Glück machen, nie von einer reichen Schönheit geliebt werden. O wunderbares Spiel der Natur, warum hast du hier so grausam gefrevelt, warum hast du die Rollen verwechselt, und mir gerade eine Marter damit bereitet, die sich durch ein ganzes Leben zieht, die mich mit mir selbst zerfallen macht, die mich der Undankbarkeit, der Herzlosigkeit zeiht und eine jede Freude vergiftet?“ — So und in ähnlicher Weise reflektirte die unglückliche Mutter, während ihr kleines häßliches Kind zu ihren Füßen spielte, nicht ahnend, welche Gefühle sein unschuldiges Lächeln, seine zärtlichen Liebkosungen in der Brust der schönen Frau hervorriefen, zu der es vertrauensvoll seine Händchen emporstreckte, in deren Kleider es sich spielend versteckte wie das Küchlein unter die Flügel der Henne, und deren Knie es zärtlich umklammerte wie ein Sclave die der angebeteten Herrin. — Wir finden es häufig, daß die am wenigsten geliebten Kinder das größte Bedürfniß haben, Zärtlichkeiten zu empfangen und zu geben und daß die Kälte und Härte, mit der man sie behandelt, sie nur weicher, anschmiegender, anstatt starrer macht. — So war es auch bei Olivia's Knaben. Das Kind hing mit grenzenloser Zärtlichkeit an der Mutter und wenn diese auch zuweilen bis in's Innerste erschüttert und gerührt, es an ihr Herz zog und sich's gelobte, jede sündliche Regung zu unterdrücken und allen Bemerkungen des Spottes und Tadels Trotz zu bieten, so waren diese Erschütterungen doch immer vorübergehend und die nächste Gelegenheit, die gefaßten guten Vorsätze in's Leben treten zu lassen, wurden gemieden, umgangen.

Indeß wuchs und blühte das Kind des Bäckers immer reizender empor und wurde das Verlangen nach seinem Besitz in Olivia immer mächtiger. Wie hatte sie darin geschwärmt, ihr Kind auf das Geschmackvollste zu kleiden, ja sich mit ihm malen zu lassen, um in der rührendsten und schönsten Situation des Weibes sich zu verewigen und wie mußte sie jetzt nicht Alles vermeiden, was sie im Verein mit ihrem Kinde zum Gegenstand der Betrachtung machen konnte. Aber der kleine Bäckerknabe, wie wäre der geeignet gewesen, in einem Tableau mit ihr zu figuriren; dieses sanfte Engelantlitz mit den überirdischen Augen, der blonden Lockenglorie, den pfirsichblüthfarbenen Wangen. Wahrhaftig es war unbegreiflich wie gewöhnliche Leute zu einem solchen Schatz köstlicher Schönheit gekommen. —

Olivia gerieth immer tiefer in das Labyrinth ihrer beklagenswerthen Betrachtungen, ja sie war zuletzt dahin gelangt, an eine wirkliche Verwechselung zu glauben und nicht *ihr* Kind, sondern das fremde als das eigene zu betrachten. So immer kälter für das eine und wärmer für das andere werdend, führte sie ein verbrecherisches Phantasieleben ohne den Muth, sich des Bäckerknaben zu bemächtigen. Bis jetzt hatte sie ihn nur mit ihren Blicken an sich gerissen, es nahte jedoch die Stunde, wo ihre Gedanken lebendig werden sollten. Wir haben schon erwähnt, daß Frau von Sommerhof ein angenehmes Haus machte, daß sie oft Gesellschaft bei sich sah, als deren Stern und Mittelpunkt sie zu glänzen bemüht war, und wir wissen, wie dergleichen Vereinigungen, wo es weniger darauf ankommt, die Zeit auszubeuten als sie zu tödten, oft zu den größten Anstrengungen Veranlassung geben. So ward denn Olivias Salon abwechselnd in Thaliens Tempel, in den Musenhain, in ein Künstleratelier u. s. w. umgewandelt, abwechselnd darin die verschiedenartigsten Elemente zusammenführend und zu gemeinsamer Wirksamkeit schraubend. — Auch diesen Winter sollten die Theaterabende und musikalischen Soirées ihren Anfang nehmen. Olivia wünschte lebende Bilder arrangirt zu sehen und ein junger Maler, den sie zu diesem Behuf in ihr Vertrauen gezogen und der klug genug war, ihre geheimsten Wünsche zu errathen, hatte sich ihr mit dem Vorschlag genaht, daß sie als Madonna mit dem Kinde die Galerie eröffnen möge.

Olivia durchzuckte es wie Freudeblitzen. Der schöne Knabe des Bäckers sollte bei dieser Gelegenheit in ihren Armen ruhen und sie sich wenigstens einmal der süßen Täuschung hingeben dürfen, in dem Besitze eines solchen Engels zu sein. Das Bild mußte bezaubernd werden, sie war des Erfolges gewiß und nebenbei hatte sie wenigstens die Genugthuung, keines der Kinder ihrer weltlichen Freundinnen gleich diesem niedrig geborenen bewundert zu sehen.

Mit klopfendem Herzen und wie sich einer Schuld bewußt, trat sie den Weg zur Bäckerin an, um sich deren schönes Kind für den Abend zum Spielzeug auszubitten. „Aber Sie haben ja das eigene,“ entgegnete die einfache Frau, obwohl von dem Vorschlage geschmeichelt. „Ach das ist krank,“ versetzte Olivia erröthend. Zum ersten Male wagte sie es hierauf fast schüchtern die kleine

Purpurknospe des Mundes, die mährchenhaft schönen Augen des fremden Kindes zu küssen. Es war ihr als kränke, beraube sie ihren Kleinen in diesem Augenblicke und eine dunkle Schamröthe trat in ihr Gesicht.

„Wie heißt Du, kleiner Engel?" fragte sie, sich über ihn beugend, um ihre innere Erregung der beobachtenden Mutter zu verbergen.

„Emil," antwortete eine silberreine Stimme und Olivia wiederholte überrascht die ersten beiden Silben, welche über die Lippen des Kindes gekommen.

„Emil!?" sagte sie, „ist auch der Name meines Sohnes; welches sonderbare Zusammentreffen!"

„Sie entschuldigen," erklärte die Bäckerin, „aber ich ließ meinen Buben nach dem Ihren so taufen."

Frau von Sommerhof hatte große Hoffnungen an den Namen „Emil" geknüpft. Von Rousseaus Erziehungsschrift begeistert, hatte sie gestrebt, gleich ihm einen Emil zu bilden und zu erziehen, und jetzt trat ihr in diesem Kinde eine Doublette und das Material zu ihrem Unternehmen entgegen. Aber dieser Keim eines künftigen „Emil" sollte ihr ja nur für einen Abend geliehen werden und sie seufzte schmerzlich bei dem Gedanken.

Der Tag der plastischen Vorstellungen war gekommen und die Madonna „Olivia" mit dem Kinde „Emil" erregte flammende Bewunderung. Ein leises Flüstern lief durch die Gesellschaft als der Vorhang sich unter Begleitung einer Mendelsohnschen Composition langsam erhob und sich im Hintergrunde die Himmelskönigin von Licht umflossen zeigte, — ein Flüstern, das allmälig zu einem brausenden Beifallsgruß anwuchs.

Olivia war berauscht, der Erde entrückt, sie fühlte sich von Wolken getragen, auf deren gemalten Stufen sie thronte, sie war im Himmel der Eitelkeit, den wir die Vorhalle der Hölle nennen möchten. — Drei, vier Mal mußte aber das Bild gezeigt werden und immer wiederholten sich die Ausdrücke des Entzückens.

Nachdem Olivia ihren Wolkenthron verlassen, das Kind, welches ihn mit ihr getheilt, der wartenden Mutter zurückgegeben hatte und zur Gesellschaft zurückgekehrt war, sah sie sich genöthigt, die Frage wieder und wieder zu hören: „ob das ihr eigenes Kind gewesen, mit dem sie ein so reizendes Tableau gebildet und warum sie es hartnäckig bis jetzt allen Blicken entzogen? Die Meisten aber, welche die Wahrheit kannten und einen Augenblick der Rache an der sich Ueberhebenden herbeigewünscht, sprachen ihr inniges Bedauern aus, daß sie bei dieser Gelegenheit zu fremdem Gut ihre Zuflucht nehmen müssen und beklagten die Kränklichkeit des eigenen Kindes, wodurch dasselbe verhindert gewesen, das Bild zu schmücken. — Einige Herren stritten darüber, wem der Vorrang der Schönheit bei diesem Bilde gebühre: der ahnungsreichen Schmerzensmutter oder dem engelsmilden Kindesantlitze!?

Olivien entging keine dieser Bemerkungen und ihre Eitelkeit erhielt heute ihre völlige Sättigung, eine Sättigung, die sich in taumelndes Entzücken wandelte als der junge Maler, der Anordner des Bildes, die Bemerkung machte: „es sei unverzeihlich, daß so viel Schönheit nur für den Augenblick existirt haben solle."

Olivia wurde mit aufrichtigen und falschen Bitten umdrängt, sich mit dem Kinde malen zu lassen und der Traum ihrer Phantasie sollte wirklich, wenn auch in anderer Weise als sie es früher gehofft, in Erfüllung gehen.

Die Einwilligung der Bäckerfamilie war bald gewonnen, die ebenfalls von der Krankheit der Eitelkeit angesteckt einen besondern Stolz darein setzte, ihren kleinen Emil, mit einer so vornehmen Dame auf der Leinwand prangen und allgemein bewundert zu sehen.

Emil kam nun täglich zu Frau von Sommerhof, die ihr eigenes Kind, wie sie schon früher beschlossen, auf das Land zu einer Predigerfamilie gegeben, um die wankende Gesundheit des Knaben durch stärkende Landluft zu stützen. Emil kam täglich, um den Sitzungen des Malers beizuwohnen und dann mit den zurückgelassenen Spielsachen des Verstoßenen sich im Salon der Baronin die Zeit zu vertreiben, die abgelegten Sammtröckchen ihres Sohnes aufzutragen und mit Confituren und Leckerbissen gefüttert zu werden. — Bald war es dahin gekommen, daß Emil gar nicht mehr zu den Eltern zurück wollte und weinte und schrie, wenn man ihn aus den glänzenden Zimmern fortrief, um ihn nach Hause zu schicken. Das schmeichelte Olivien, daß der Knabe eine solche Zuneigung zu ihr gefaßt, wie sie jede Huldigung, die ihrer Person wurde, mit Wohlgefallen aufnahm; selbst von kindischen Lippen, wenn sie sich in eigensinnigem Geschrei äußerte.

Der kleine Emil wurde von Tage zu Tage eigensinniger und eiteler. Er hatte es zu oft gehört, welches schöne Kind er sei, seine Gönnerin ließ nicht nach ihn mit Putz zu behängen, wenn er bei ihr war, um sich an seinem Anblicke zu weiden und Alle, die sie besuchten, trieben förmlich Götzendienst mit ihrem Schützlinge. Emil plapperte selber fast von nichts Anderem mehr als von seiner Schönheit und waren seine Begriffe darüber auch noch nicht zur Klarheit gekommen, so ergötzte er sich doch unaufhörlich an seinen hübschen Kleidern und Schuhen, seinem betreßten Mützchen und seiner kleinen blanken Uhr.

Die Bäckerin bekam bereits das dritte Kind und sah es für eine Erleichterung an, ihren ältesten Jungen unter guter Aufsicht während der meisten Stunden des Tages zu wissen. Sie kümmerte sich nicht darum, was für Einfluß dieser Aufenthalt im vornehmen Hause auf seine Zukunft

haben könne, auch gebrach es ihr an der nöthigen Einsicht; sie fragte nicht darnach, ob der künftige Bäckerbursche verwöhnt und verweichlicht werde, sie dachte nur: sie geben ihm drüben zu essen und zu trinken und ich bin ihn einstweilen los und habe Ruhe vor seinen ewigen Quälereien.

Das Bild der Madonna war vollendet, zur großen Zufriedenheit des Meisters und mit Olivia's Bewilligung in der Kunstausstellung aufgenommen worden. Der Platz vor demselben wurde nicht leer von Beschauern und der junge, bis dahin unbedeutende Maler hatte richtig spekulirt; er war durch eine eitle Frau in die Mode gekommen und hatte sich einen Namen gemacht. Man überhäufte ihn mit Bestellungen.

„Werden wir nicht einmal wieder schön sein?" fragte eines Tages der kleine Emil seine Gönnerin, nachdem die Sitzungen des Malers nun schon seit einigen Wochen aufgehört hatten. Der Kleine war bereits an Bewunderung gewöhnt und vermißte die lauten Wiederholungen des Enthusiasmus.

Olivia mußte lachen über diese naive Bemerkung, aber sie veranlaßte die eitle Frau darüber nachzudenken, in welcher Weise sie sich wohl einmal wieder mit Emil der Welt zeigen könne.

Das Kind verrieth einen ganz seltsamen Ehrgeiz und es konnte Olivia zu wiederholten Malen am Tage fragen: ob es außer ihm noch schöne Kinder gäbe und ob schon welche wie er gemalt seien?

Wenn Olivia nun nicht in seinem Geiste antwortete, wenn sie der Wahrheit treu bleibend sagte: es gäbe noch viel schöne Kinder und es seien schon oft welche gleich ihm gemalt worden; dann weinte Emil und sagte trotzig: „ich will allein schön sein!" Aber auch dieser Trotz stand ihm so bezaubernd, daß Olivia darüber lachte, ihn zärtlich dafür in ihre Arme schloß und mit Liebkosungen überhäufte, bis er sich beruhigt.

Des Knaben Wunsch indeß: „einmal wieder schön zu sein," was in seiner Sprache so viel hieß, als mit bunten Stoffen umhüllt zu werden, war von ihr in Erwägung gezogen worden und Olivia arrangirte zu Ehren ihres Joujou Kinderbälle, lebende Bilder und kleine Komödien. Sie steckte ihn in Maskenkleider aller Art und verwöhnte ihn selbstsüchtig auf unverantwortliche Weise.

Diese Spielereien waren bis zur Erschöpfung eine längere Zeit getrieben worden, als Olivia sich zum zweiten Male Mutter fühlte. Ihre Freude darüber war namenlos und ihre Erwartungen die süßesten. Vielleicht durfte sie jetzt hoffen, einem Engel gleich Emil das Leben zu geben. Sie träumte von nichts anderem als von der Schönheit ihres zweiten Kindes und egoistisch fesselte sie den Knaben beständig an sich, denn sie wollte auf das Geschöpf unter ihrem Herzen seine Züge übertragen. Sie hatte einst davon reden gehört, daß man die Schönheit des kommenden Menschen erzwingen könne, indem man sich mit den schönsten Gemälden umgebe, aber sie wußte auch welche traurigen Folgen das gehabt und wie eine Frau, die sich ganz in das Anschauen eines Bildes verloren, vor dem sie die meisten Stunden des Tages verträumt, um ihrem Kinde seine Gesichtszüge überkommen zu lassen, ein blödsinniges stummes Geschöpf mit einem starren Gesichtsausdrucke geboren.

Das reizende anmuthige Gesicht eines lebenden Wesens beständig den Augen vorzuführen, hielt Olivia aber für schadlos und gab sich diesem Vergnügen rückhaltslos hin, wo es ihr von ganz besonderem Vortheile war, ihr eigenes Kind nicht um sich zu haben; denn eine zweite, wenn auch verbesserte Auflage dieser ersten Ausgabe, würde sie ganz niedergebeugt haben.

Indeß sollte ihr Leben, ihre Verhältnisse einer Veränderung unterliegen. Herr von Sommerhof war zum Staatsrathe ernannt und mußte den Ort verlassen, an dem er so lange mit seiner jungen Frau gelebt.

Die Standeserhöhung und Versetzung war plötzlich und überraschend gekommen, aber sie fand Olivia weniger schwach, als dies noch vor einem halben Jahre bei der Nachricht der Fall gewesen sein würde. Neue Hoffnungen erfüllten sie und vielleicht gelang es ihr, an dem künftigen Orte ihrer Bestimmung ihr häßliches ältestes Kind ganz zu verläugnen. Selbst der Abschied von Emil ward ihr nicht so schwer als sie es Anfangs gefürchtet und wenn gleich der leidenschaftliche Knabe sich ihr zu Füßen warf und sie am Kleide festhielt, wenngleich er wieder und immer wieder rief: „ich will mit Dir gehen, ich will bei Dir bleiben!" so brach ihr Herz nicht bei dieser kindischen Verzweiflung, denn sie durfte Ersatz hoffen. —

Aber Emil erstickte fast in Thränen als der Wagen mit seiner schönen Gönnerin davon fuhr, die grüßend und nickend aus demselben gebogen den nachstürzenden Knaben zu beruhigen suchte, bis sie endlich außer sich und halb ohnmächtig in die Wagenkissen zurücksank, weil sie glaubte, das Kind sei unter die Räder gekommen und zermalmt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 33. 1847.

Emil.

Novelle von Jeanne Marie.

(Fortsetzung.)

2.

In einem der besuchtesten Bäder des südlichen Deutschlands sah man zwanzig Jahre später während der Saison von 1841 ein junges Mädchen auf den Promenaden, das sich nie ohne einen Schwarm von Bewunderern zeigte. Es war eine auffallende Erscheinung; mit feinen prononcirten Gesichtszügen von hoher edler Figur, immer elegant und geschmackvoll gekleidet, etwas herausfordernd, etwas keck und etwas übermüthig. Das Bewußtsein zu gefallen, Aufsehen zu erregen, alle Blicke auf sich zu lenken, schien sich ihrer bemächtigt und ihr diese königliche Sicherheit und kluge Gewandtheit gegeben zu haben, die bei ihrer Jugend überraschten und sie abwechselnd sehr anziehend und höchst abstoßend erscheinen ließen.

„Fräulein von Sommerhof ist heute einmal wieder ganz besonders boshaft," sagte ein junger fade aussehender Dandy, der es sich seit acht Tagen besonders angelegen sein ließ, der Löwin des Bades den Hof zu machen, daneben es aber nicht verschmähte, die vorübergehenden Schönheiten zu lorgnettiren.

„Und Baron Schilf ganz besonders langweilig," erwiederte die Verklagte, den Kopf stolz zurückwerfend.

„Dürfte es je einem Sterblichen gelingen, Ihre Ansprüche zu befriedigen?" fragte Schilf ohne Empfindlichkeit.

„Nach denen zu urtheilen, die ich bis jetzt kennen gelernt, nein!"

Ein zweiter Dandy gesellte sich zu dem ersten, denn die Männer haben in manchen Fällen eine große Nachahmungssucht und handeln nirgend mehr dem Beispiel Anderer gemäß, als einer Modeheldin gegenüber.

„Und wir dürfen hoffen, gnädiges Fräulein, daß Sie uns heute Abend die italienische Arie noch einmal vorsingen, durch welche Sie gestern Alles zur Bewunderung hinrissen?" fragte er.

„Wenn ich dazu aufgelegt sein sollte, ja!"

„Ich ziehe die Deklamation des Fräulein — wäre es möglich — fast noch vor," mischte sich ein Dritter in's Gespräch. „Die Bauer, Hagen und Consorten, die ich alle hörte, waren krächzende Raben im Vergleich zu —"

„Der Silbermusik meiner Stimme," fiel ihm die Gefeierte ins Wort. „Ich weiß Ihre Complimente im Voraus und schenke Ihnen alle kommenden, Baron Geckenast."

„Sie werden an der morgenden Parthie auf das Hochgebirge doch Theil nehmen?" forschte jetzt ein Fünfter.

„Wenn mir die Gesellschaft zusagen sollte, ja."

„Sie dürfen nur bestimmen, wer dazu gerechnet werden soll," sagte Geckenast.

Fräulein von Sommerhof lächelte ironisch. Sie hatte jetzt fast das Ende der Allee erreicht und die Zahl der sie begleitenden Herren war mehr und mehr gewachsen. In geringer Entfernung folgten mehrere ältere Damen und unter ihnen ein junges Mädchen, um das sich Niemand kümmerte, das gänzlich unbeachtet und stumm einherschritt. Aber es wohnte keine Bitterkeit in den Zügen der Vernachlässigten, sie sah heiter, beglückt aus, und konnte man sie auch nicht in die Klasse der blühenden auffallenden Schönheiten rechnen, so war ihr Gesicht doch anmuthig und fesselnd.

„Idalie ist heute einmal wieder der Magnet, der Alles anzieht," wandte sich eine der älteren Damen, eine noch schöne Frau mit wallenden Federn auf dem Hut und überladenem Anzug, gegen das schweigsame Mädchen.

„Ich bewundere ihre Geduld," entgegnete die Angeredete, „mit der sie stundenlang den nichtssagenden Plaudereien dieser Herren ihr Ohr zu leihen vermag.

„Idalie ist zu vielseitig," war die Erwiederung, „um nicht für Jeden ein passendes Wort zu finden und daß sie mit Nachsicht zuzuhören vermag, das eben verräth ihre höchste Bildung."

„Ich begreife aber nicht, wie es einer Frau genügen kann, von Männern angebetet zu werden, die sie nicht achtet, weder ihres Verstandes noch ihres Lebenswandels wegen."

„Eine schöne talentvolle Frau muß sich nun einmal darein finden, von aller Welt angebetet zu werden," war die selbstgefällige Erwiederung.

Idalie war mit den Herren in einen neuen Laubgang

eingebogen, vielleicht in Zerstreutheit, denn es war dies ein wenig besuchter, als ihnen ganz überraschend ein schöner junger Mann, in einem Buche lesend, entgegentrat. Er schien sehr vertieft in die Lectüre und die Nahenden nicht eher bemerkt zu haben, als sie dicht vor ihm standen, ihm gleichsam den Weg verbarrikadirend. Der Lesende blickte erstaunt von dem Buche auf, sein Auge fiel in Idaliens und eine verlegene Röthe überzog ihm plötzlich Stirn und Wangen, — die Morgenröthe der Verkündigung — dann grüßte er schweigend und ging weiter.

„Wer war das?" fragte Idalie, sobald der Fremde weit genug entfernt war, um den Ton ihrer Stimme nicht mehr empfangen zu können. Niemand wußte es, Niemand hatte ihn bis jetzt gesehen. Es wurden Vermuthungen aufgestellt; man suchte einen Schwärmer, einen Philosophen, einen unglücklich Liebenden in diesem einsamen Wanderer mit dem stolzen Blick, oder einen Menschenfeind, einen Sonderling, einen Verstoßenen; Vermuthungen, die Idalien so großen Widerwillen einflößten, daß sie sich plötzlich umwandte, zu den folgenden Damen gesellte, den Arm des bis dahin von ihr vergessenen jungen Mädchens ergriff und nach kurzer Pause fragte: „Für wen oder was hieltest Du den jungen Mann, dem wir eben begegneten, Viola?"

„Für einen Schauspieler," erwiederte diese nach kurzem Besinnen.

„Wie kommst Du darauf?"

„Nun wie man überhaupt auf etwas kommt und um Dir eine Antwort zu geben, die, wie es scheint, Dich nachdenkend macht?"

„Es war ein schöner, ungewöhnlich schöner Mann," sagte Idalie.

„Ich habe ihn nicht so aufmerksam betrachtet," entgegnete Viola.

„Und doch willst Du seinen Stand wissen?"

„Wie Du nun bist; erst forderst Du mich heraus und dann tadelst Du mich darum, daß ich die Herausforderung annahm."

Idalie antwortete nichts mehr, aber sie blieb zerstreut. Ich muß diesen Menschen einmal irgendwo gesehen haben; sollte es wirklich ein Schauspieler sein? dachte sie. —

Frau von Sommerhof, seit drei Jahren Wittwe, hatte seit eben dieser Zeit, wo ihre eigene Schönheit verwelkt und man sie um ihrer selbst willen nicht mehr aufsuchte, nur in den Triumphen und Eroberungen ihrer Tochter gelebt. Wie sie einst gehofft, hatte die Natur durch ihr zweites Kind sie für die Häßlichkeit des ersten zu entschädigen gesucht und ihr ein engelschönes Mädchen gegeben, an welchem die bezauberte Mutter mit aller Kraft ihrer Seele hing und das sie mit aller dieser Kraft verzog, indem sie es erziehen wollte. Idalie war weniger ihr Kind, das sie zu einem edlen Mitglied der Gesellschaft zu bilden suchte, als ihre Spielpuppe, mit der sie tändelte, die sie zur gefeierten Salonheldin zurechtschnitzte.

Idalie hatte in Allem Unterricht erhalten, was zu einer glänzenden Erziehung gehört und ihre Talente, ihre Grazie, ihr Verstand unterstützten die Pläne der Mutter über Erwartung, aber das kleine Mädchen ließ, kaum zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, einen Reichthum von Eitelkeit und Ehrgeiz in ihrem Innern ahnen, der selbst den der Mutter übertraf.

Als Kind erhielt Idalie alle Preise in Schulanstalten und Pensionen; als Backfisch spielte sie bereits in öffentlichen Concerten, deklamirte sie vor zahlreichen Versammlungen, war sie Königin aller Tanzstunden und Kinderbälle und als Mädchen die angebetete Göttin aller Salons.

Aber trotz alledem blieb Idaliens Gefallsucht ungesättigt. Sie strebte höher und höher, sie suchte Triumphe noch anderer, noch größerer, noch allgemeinerer Art, sie hätte eine Welt „von sich reden" machen mögen und daneben suchte sie ein Herz. — Sie wollte auf die rechte Weise geliebt und bewundert sein und verzehrte sich in Unruhe und Langeweile.

Die Mutter aber, die sie nur strahlend sah, hatte von diesen innern Zuständen der Ungenügsamkeit keine Ahnung. Der folgende Tag war gekommen und mit ihm die Ausführung der beabsichtigten Gebirgsparthie. Idalie wurde abwechselnd von den jungen Herrn der Gesellschaft in einer Sänfte den Berg hinauf getragen und sie athmete entzückt die reine frische Luft der höheren Regionen. Steigen, steigen, dachte sie, immer nur steigen, das ist mein Lebensberuf, ins Blaue hinauf, bis ich den Himmel erreicht oder einen Stern.

(Fortsetzung folgt.)

Trafalgar Square in London.

(Zu dem Holzschnitte.)

Die Abbildung, welche wir unsern Lesern heute vorlegen, zeigt einen der großartigsten Theile der Weltstadt London, nämlich Trafalgar Square mit der gewaltigen Ehresäulen des Seehelden Nelson und zwei der großartigsten Springbrunnen, die man sehen kann. Alle Reisende, welche London besucht haben, erklären einstimmig, daß mit dem Eindrucke, den der große Trafalgar-Platz mit den umliegenden Palästen mache, sich nichts vergleichen lasse.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Trafalgar Square in London.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 34. 1847.

Emil.

Novelle von Jeanne Marie.

(Fortsetzung.)

Sie überließ sich rückhaltslos diesen Empfindungen und antwortete nur zerstreut auf die Fragen und Aufmerksamkeiten der Beflissenen. Die letzte Spitze sollte erstiegen werden und Schilf wie Geckenast hatten keinen Athem mehr und mußten die schöne Bürde den starken Armen der zum Tragen gemietheten rüstigen Gebirgssteiger anvertrauen, die rasch mit ihr voranschritten, die Gesellschaft bald weit hinter sich lassend.

Das junge Mädchen konnte mithin den Gipfel zuerst erreichen und es that ihr wohl, einige Augenblicke der Freiheit in dieser wild romantischen Einsamkeit genießen und das Auge an der sich weit dahinstreckenden Landschaft weiden zu können, ohne beständig durch die allertrivialsten Bemerkungen gestört zu werden; aber kaum hatte sie den Fuß auf den Boden gesetzt, kaum den trunkenen Blick umherschweifen lassen, als sie sich auch von der Gegenwart einer zweiten Person überzeugte, die ihr zuvorgekommen und mit der sie den Genuß der Aussicht theilen sollte. — Es war jener Fremde, der ihr auf der Promenade begegnet und dessen Blick so tief in ihr unbefriedigtes Herz gedrungen und welcher jetzt durch seine Erscheinung zum zweiten Male mit überirdischer Beredtsamkeit zu ihr sprach.

Sie standen eine Weile schweigend mit einander, keiner es wagend die majestätische Stille zu unterbrechen, die hier waltete.

Endlich sagte Idalie: „Wie kommt es, daß wir anders denken und fühlen, wenn wir von den Menschen getrennt, auf der Höhe eines Berges, nur mit der Natur Aug' in Auge uns befinden, daß alle Schranken, alle Gesetze für uns vernichtet scheinen und wir uns größer, erhabener und stärker glauben!?"

„Weil wir nirgends tiefer von unserem Unsterblichkeitsgefühle durchdrungen sind, als in der Natur!" entgegnete der Fremde, der das laute Selbstgespräch an sich gerichtet glaubte. „Der Natur und Kunst gegenüber" — spann Idalie den angeknüpften Faden fort, einen forschenden Blick auf den Unbekannten werfend; ihr war Viola's Vermuthung gegenwärtig und sie wünschte klar zu sehen.

„Die Kunst bringt oft recht tiefe Schmerzen, die Natur aber versöhnt," war die Erwiederung.

„Durch die Kunst können wir uns aber selbst erheben!" meinte Idalie.

„Doch auch recht tief durch sie fallen, recht tief in den Schmutz des Lebens durch sie hinabgezogen werden," entgegnete der Fremde, „und wenn in solchen Augenblicken der Täuschung und Entgeisterung nicht die Natur reinigend und erfrischend zu uns träte, so würden wir durch die Kunst verloren gehen, das heißt in dem Streben nach ihrer Vollendung!"

Idalie zweifelte nicht mehr. Der Fremde war ein Jünger jener Kaste, die für sie immer so viel Anziehung gehabt und sie hätte gern noch tiefer, noch eifriger der Wahrheit auf den Grund zu kommen gesucht, wenn nicht die übrige Gesellschaft sich jetzt genähert und der Fremde sich zurückgezogen hätte.

Schilf und Geckenast, so wie die meisten Theilnehmer der Partie, waren völlig erschöpft von der ungewohnten Anstrengung und es wurden sogleich die mitgebrachten Körbe ihres vegetabilischen und animalischen Inhalts entleert, die in Eis gestellten Champagnerflaschen entkorkt und mit möglichster Eile in der auf dem Berge liegenden Bretterbude ein großartiges Dejeuner arrangirt. Das Bedürfniß, den erschlafften Körper zu restauriren, gönnte kaum Zeit, die Blicke flüchtig über die Gegend streifen zu lassen und nur Idalie und Viola, obwohl beide von sehr verschiedenen Gedanken bewegt, überließen sich ihren stillen Schwärmereien, aus welchen die Erstere zur Verfinsterung ihrer Laune beständig herausgerissen wurde, während man Letztere ungestört träumen ließ.

Es kommen Augenblicke, wo selbst das Uebersehen- und Vergessenwerden wohlthuen kann; dies empfand Viola heute, während Idalie immer trockener, immer einsylbiger bei den Galanterien, mit denen man sie umschwärmte, wurde.

Ihre Augen suchten vergebens den Fremden, den sie hier oben getroffen; er war verschwunden, wie in die Erde gesunken. Aber gerade das Ephemere, das Geisterartige

seiner Erscheinung reizte und stachelte sie und beschäftigte sie so sehr, daß ihr verändertes Benehmen allgemeines Aufsehen erregte und zu den lächerlichsten Fragen Veranlassung gab.

Sie sollte indeß nicht lange der Ungewißheit überlassen bleiben, schon der folgende Tag brachte Entscheidung. — Es war ein trüber regniger Tag; die Badegesellschaft befand sich im Salon und man hatte beschlossen, das Theater zu besuchen. Da dieses mit dem Gesellschaftssaale vermittelst eines verdeckten Ganges in Verbindung stand, so versammelten sich die Besucher desselben gewöhnlich vor Anfang der Komödie daselbst, um von hier aus nach den bestellten Plätzen durch den Communikationssaal zu schiffen.

Der Saal war heute ungewöhnlich gefüllt und man sah viel Fremde in der bunt durcheinander gewürfelten Gesellschaft; es hatten sich einzelne Gruppen und Zirkel gebildet.

Um einen Tisch am obern Ende des Saales saßen mehrere Personen, die lebhaft miteinander sprachen; sie schienen im Streit begriffen und die Unterhaltung begann lauter und lauter zu werden, so daß man kaum noch recht wußte, wovon die Rede sei, als plötzlich Idalie in den Saal trat, die wie gewöhnlich Aller Blicke auf sich zog und eine Stockung des Gesprächs herbeiführte. Sie war in Amazonentracht und von zwei Herren gefolgt, die sie zu dem bezeichneten Tische begleiteten.

„Dem Schnee, dem Regen, dem Winde entgegen," parodirte Baron Schilf, „Fräulein von Sommerhof muß ihren Ritt machen!"

„Und er hat mich erfrischt," erwiederte die Angeredete, den Hut abnehmend und die nasse Seide desselben glatt streichend. Dabei wandte sie das von der Luft geröthete schöne Gesicht und die durch das erhöhte Kolorit glänzend blauen Augen dem auf dem Tische liegenden Theaterzettel zu.

„Donna Diana," sagte sie, „schon wieder einmal? Ich begreife nicht, wie man an einem Stücke so viel Vergnügen finden kann, das meiner Ansicht nach aus sehr unnatürlichen geschraubten Scenen zusammengesetzt ist!"

„Wie meinen Sie das?" fragte eine andere Dame, „ich finde das Stück allerliebst und diesen Kampf zwischen Stolz und Liebe charmant gezeichnet."

„Stolz und Liebe?!" rief Idalie, „welch ein Widerspruch liegt nicht schon in dem Titel. Wo man liebt, denke ich, hört der Stolz auf; ich meine dieser hier in Rede stehende Stolz, diese lächerliche Frucht der Eitelkeit, sich zurückgewiesen, sich gedemüthigt zu sehen."

„Sie würden also einem Manne gerade zu sagen: ich liebe Dich! ohne abzuwarten, ob er dieses Gefühl theile?"

„Wenigstens würde ich es meiner unwürdig halten, alle Schranken der Verstellungskunst vorzubauen, damit man ja nicht erfahre, daß eine reine Flamme in mir aufgelodert sei."

„Aber wie wäre es denn da, wo die Verhältnisse, in denen Sie aufgewachsen, es Ihnen verböten, die Wahrheit zu proklamiren?"

„Für mich existiren dergleichen Verhältnisse nicht."

„Idalie," rief Frau von Sommerhofs Stimme, „meine Tochter, wie leichtsinnig sprichst Du."

„Ihrer Aeußerung zufolge, Fräulein von Sommerhof, würden Sie jedenfalls meiner Parthei angehört haben," sagte einer der Herren, „wenn Sie unserm Streite beigewohnt, den Ihr Kommen schlichtete, und für die aus der Gesellschaft Verstoßenen gekämpft haben."

„Wer soll aus der Gesellschaft verstoßen sein, Graf Berg?" fragte Idalie.

„Es war davon die Rede, ob Schauspieler in die feinern Cirkel gezogen werden dürften."

„Und warum nicht?"

„Weil man annimmt, daß sie in Folge ihres Berufes in die allerseltsamsten Berührungen und Verhältnisse, ja Versuchungen gerathen, Kontakte, die ansteckend sind, mithin ihre Verschlechterung zur Folge haben, bis sie endlich ganz gesunken untergehen."

„Also Sie nehmen an, daß ein Künstler, der uns durch die Darstellung der Wahrheit begeistert, hinreißt, entzückt, in sich selbst nicht ein Fünkchen des Edlen, Vortrefflichen, das er uns giebt, besitze und empfinde, daß er, ein ausgebranntes hohles Gefäß, nur das Aufgenommene, Eingelernte wiedergebe, um, sobald er von der Bühne getreten, sich einem lasterhaften, rohen Leben zu überlassen? Das ist eine traurige Ansicht, Herr von B., die ich nicht theile."

„Aber, gnädiges Fräulein, Sie können darüber nicht urtheilen —"

„Wie ich über den Lebenswandel keines Mannes urtheilen kann, nur so viel steht felsenfest bei mir, daß ich einen Menschen, der uns die Sprache unserer Dichter vorträgt, so daß wir diese verstehen lernen, nicht in die unterste Klasse der Gesellschaft stelle."

Als Idalie in diesem Augenblicke ihre klaren braunen Augen erhob, fielen sie in ein Paar andere und auf einen Gegenstand, der sie seit zwei Tagen lebhaft beschäftigte und der sich dem Tische genähert und ihr aufmerksam zugehört hatte.

Es lag etwas wie Ehrfurcht und Dankbarkeit in dem schönen Gesichte, dem sie begegnet war, und dem Ausdrucke, mit welchem es Idalien zugewendet.

Sie senkte überrascht den Blick und er fiel wieder auf den Theaterzettel. „Herr Emil," las sie, gleichsam ihre stumme Frage beantwortend. „Sie hörten schon von ihm, Herr von B.?"

„Er soll gut sein. Aber es ist noch früh," fuhr dieser fort, „und Sie könnten uns vor dem Theater noch etwas singen, gnädiges Fräulein."

„Es wird meiner Tochter Vergnügen machen," antwortete in Idaliens Namen Frau von Sommerhof.

Idalie sah wieder auf. Der Fremde stand noch immer beobachtend ein Paar Schritte von ihr entfernt. Das beunruhigte sie und schon um dem Platz zu wechseln, stand sie auf und folgte Baron Schilf zum Flügel.

Idalie sang vollendet schön. Sie hatte eine brillante Stimme, viel Schule, viel Manier und einen unübertrefflichen Ausdruck. Die Versammlung schien elektrisirt.

„Sie würden auf dem Theater Effect machen!" sagte einer ihrer Zuhörer.

Idaliens Augen leuchteten. „Und es würde mir nicht an Muth dazu fehlen!" erwiederte sie.

„Schade," warf eine Dame hin, „Sie könnten Tausende entzücken, aber es ist nun einmal unmöglich!"

„Nichts ist unmöglich, was in unserem Willen liegt!" sagte Idalie bestimmt.

„Mein Himmel!" rief Frau von Sommerhof, „ich begreife nicht, meine Tochter, was Dich veranlassen kann, heute eine Anhängerin Thaliens zu scheinen."

„Die war ich immer, Mama! Die scheine ich nicht blos zu sein. Du weißt ja, daß ich als Kind schon kleine Rollen übernehmen mußte in Liebhaberkomödien, wo Du auch mit spieltest!"

„In geschlossenen Gesellschaften ist das auch ganz etwas anderes, als auf einer öffentlichen Bühne; mich schaudert's wenn ich daran denke!"

„Ich könnte mich mit dem Gedanken vertraut machen," sagte Idalie, „mich reizt die Möglichkeit sogar. Ich gehöre einmal der Welt und die Welt gehört mir. Wenn ich recht thue, so kann es alle Welt wissen, warum nicht auch, wenn ich schön singe und spiele. Ich finde es eine Undankbarkeit gegen die Natur, wenn wir nicht streben, mit den uns von ihr verliehenen Gaben und Talenten Andere zu erfreuen."

Unwillkürlich suchten Idaliens Augen die des Fremden, die noch immer forschend auf sie gerichtet waren. Diesmal fühlten sich ihre Blicke eine Minute festgekettet. Idalie belebte eine sonderbare Kühnheit. Das fremde Auge beherrschte und begeisterte sie und sie wußte, ohne noch einmal aufzusehen, wie der schöne Unbekannte, — nach dessen Namen sie heute Niemand zu fragen wagte, — den Saal plötzlich verlassen habe.

Baron Schilf, Geckenast und andere Herren drängten sich um Idalien, sie aber fand alle unausstehlich.

„Es ist zum Ersticken hier!" sagte sie, „doch ich habe ja auch die Amazone noch nicht abgelegt." Mit diesen Worten war auch sie aus dem Saal verschwunden, der Mutter einen Wink gebend.

Eine Stunde später trat Idalie frisch toilettirt in die erste Loge des Theaters. Ihre Blicke funkelten als der Vorhang aufflog. Eine Ahnung bewegte sie. Sie hatte sich nicht getäuscht.

Er war es, der ihr auf der Promenade begegnet, den sie auf dem Bergplateau gefunden, der ihrer Lobrede an die Schauspieler mit Ehrfurcht zugehört, der, selber dieser gezeichneten Gesellschaft angehörend, jetzt durch sein Spiel, seine glänzende Erscheinung entzückte.

Idalie wußte, daß auch sie von Cäsar bemerkt sei, daß er an sie seine Worte richte und über die Brüstung gebeugt lauschte sie mit zurückgehaltenem Athem jedem Tone seiner Stimme.

„Idalie," flüsterte Frau von Sommerhof ihrer Tochter in's Ohr, „Baron Schilf und Geckenast führen heute die Nebenbuhler auf und Viola's Loge ist ganz leer. Du bist ganz à la mode, ma fille."

„Eine wahre Löwin," lachte Idalie. „Ja, ja Mama dahin hast Du es gebracht, daß ich glänze und gefalle, aber nun mußt Du auch nicht haben wollen, daß ich mich mit dieser kleinen Zahl von Anbetern begnüge und nicht erstaunen, wenn ich, nachdem ich die Rosen gepflückt, die Hand auch nach dem Lorbeer ausstrecke. Ich begriff Dich heute nicht, Mama."

„Du sangst vortrefflich, mein Kind, aber —"

„Sollte man doch glauben, ein Paar Fremde, statt Mutter und Tochter, sprechen zu sehen, so eifrig wird hier diskutirt," sagte Baron Schilf, sich den Beiden nähernd.

„Darum sollte man um so weniger hören!" entgegnete Idalie.

„Meine Tochter ist heute in seltsamer Laune," bemerkte Frau von Sommerhof.

„Der Ritt im Regen," lächelte Herr von Geckenast, der sich auch eingefunden.

„Pst," sagte Idalie. Cäsar war wieder aufgetreten; sie schien mit dem Herzen zu hören.

„Meine Tochter ist eine große Verehrerin der Kunst," bemerkte Frau von Sommerhof gegen Schilf.

„Sie ist selber Künstlerin," entgegnete dieser.

„Sie hat in allen Fächern den besten Unterricht erhalten, das ist wahr," sagte die Mutter.

„Pst," wiederholte Idalie noch einmal und als Frau von Sommerhof immer noch fortfuhr, von den theuern Lehrern ihrer Tochter zu sprechen, wandte diese den Kopf und sagte aufgeregt: „Aber Mama hörst Du denn nicht, daß er spricht?" Emil spielte meisterhaft. Selbst Baron Schilf gab zu, daß etwas aus diesem jungen Manne werden könne und Geckenast applaudirte rücksichtslos.

„Wissen Sie," sagte Idalie zu diesem gewendet, „daß das Lob mancher Menschen verletzen kann?"

„Ja wohl!" bestätigte Geckenast und klatschte fort.

„So haben Sie doch Barmherzigkeit mit Ihren Handschuhen."

„Ich trage stets mehrere Paare bei mir, ja sogar Damenhandschuhe, um im Falle der Noth aushelfen zu können." — Mit diesen Worten zog der Baron ein in Perlen genähetes Etui hervor, in welchem sich, wie er gesagt, ein Assortiment feiner Herren- und Damenhandschuhe befand.

„Das ist wenigstens originell," lachte Idalie.

„Wenigstens," wiederholte Schilf.

„Ja, ja," sagte Idalie, „Gutmüthigkeit besticht."

Das Stück war zu Ende und Idalie kam in einem Zustande nie zuvor gekannter Trunkenheit nach Hause. Von jeher hatte die Künstlerbühne mit ihren Wald- und Schloßdekorationen, mit ihren Helden und Heldinnen, mit ihren Lampen und Lichtern einen magischen Zauber auf sie geübt; so anziehend, so verlockend wie heute war ihr indeß das bunte Maskenleben nie erschienen. Und doch war es nur ein kleines unbedeutendes Theater, in dem sie sich befunden und eine schlechte Truppe, die ihr vorgespielt, unter der nur Emil wie ein Heros hervorleuchtete.

Es geschieht oft, daß wir im Streite durch Widerspruch gereizt uns hinreißen lassen, eine Meinung zu verfechten, die bis dahin nicht die unsere war, die aber plötzlich sich unserer bemächtiget und Gedanken in uns weckt, von denen wir uns nicht mehr lossagen können. So war es Idalien ergangen. Sie hatte bis dahin nicht daran gedacht, den Umgang von Schauspielern zu suchen, jetzt seit sie in Emil einen solchen erkannt, seit sie sich in seiner Gegenwart zu seiner Partei bekannt, seitdem sie es öffentlich für keine Unmöglichkeit erklärt, selber noch einmal zu dieser Partei übergehen zu können, seitdem beschäftigte sie sich fast ausschließlich mit ihm, mit seinem Künstlerleben und ihren kühnen Wünschen, vor denen die Mutter sich so entsetzt, während sie in der Tochter sich zur Leidenschaft ausbildeten. —

Idalie und Emil sahen sich seitdem täglich. Sie waren erfinderisch im Herbeiführen von Begegnungen und abwechselnd mußten Kunst und Natur die Hand zu diesen Zusammenkünften bieten. Immer war es eine höhere Stimmung, in der sie sich gegenüberstanden.

„Warum aber fliehen Sie so hartnäckig die Gesellschaft?" hatte Idalie eines Tages gefragt.

„Weil ich von ihr doch immer nur geduldet sein würde. Wenn auch Einzelne aufgeklärt genug sein dürften, den Menschen vom Schauspieler zu trennen, so doch nicht Alle und es wäre unklug, sich Beleidigungen auszusetzen, ja sie gewissermaßen hervorzurufen, wo man nicht einmal das Recht hat sie zu strafen."

„Wie kläglich ist eine Gesellschaft, die noch so fest an Vorurtheile gekettet ist," erwiederte Idalie.

„Um so geringern Werth darf man auf ihre Auszeichnungen legen und um so leichter sich von ihr lossagen können," entgegnete Emil.

„Ich glaube, daß wenn ich jetzt, wo ich der Modestern derselben bin, aus der mir von ihr vorgezeichneten Bahn wiche und die Bretter beträte, mich keines ihrer Mitglieder mehr jener öffentlichen Huldigungen würdigen würde, mit denen man mich jetzt überschüttet," sagte Idalie.

„Darum wäre der Schritt, den Sie andeuten, ein verderblicher für Sie," war die Erwiederung.

„Der Schritt zur Freiheit kann nie verderblich sein."

Es waren immer nur Momente, in denen Idalie mit Emil einige Worte wechseln konnte, aber diese Momente genügten ihnen, sich von Tage zu Tage näher zu treten und ein seltsames Verhältniß zwischen der Aristokratie und dem von der Gesellschaft Ausgestoßenen zu stiften. Aber es war entstanden dieses Verhältniß ohne Berechnung, ja es war fertig dagewesen, noch ehe Idalie sich ihrer falschen Stellung der Welt und dem fremden Manne gegenüber bewußt worden. Für sie war dieser — nur Emil, der Held, der Mensch, dessen Auge eine so wunderbare Macht über sie geübt, nur für ihn war Idalie das schöne Weib, die keimende Künstlerin, die begeisterte Schwärmerin, nicht die seiner Sphäre entrückte hochgestellte Weltdame. —

Zwei Wochen waren verstrichen und die Gefühle des Schauspielers wie des Fräuleins, ein Paar glühende Flammen, in einandergeschlagen, aber noch schien es Beiden gelungen, ihr Geheimniß zu bewahren vor den befleckenden Blicken der Neugier, noch war es unversehrt geblieben von den Stacheln der Verläumdung.

Die Stunde der Enthüllung sollte indeß bald schlagen. — Es war gegen das Ende der Saison und die Gesellschaft beabsichtigte eine letzte gemeinschaftliche Partie. Das Wetter drohte zwar die Natursüchtigen zu vernichten, aber man wollte dem Himmel Trotz bieten und hatte es auch durchgesetzt, das Ziel der Fahrt trockenen Fusses zu erreichen; doch kaum an dem bestimmten Orte angelangt, zerbrach gleichsam die schwarze Decke des Wolkendaches, einen sturzbachartigen Regen auf die Spaziergänger herabgießend.

„Hier, hier!" rief Baron Schilf, „hier liegt eine kleine Hütte, die Gesellschaft ist ja nicht groß, es wird Raum für uns unter ihrem Dache sein;" und mit diesen Worten schritt er den Zug eröffnend auf das niedere Gebäude zu. Aber kaum eingetreten bemerkte man einen jungen Mann, der sich ebenfalls hierhergeflüchtet zu haben schien und überrascht die zahlreiche Einquartirung heranrücken sah.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 35. 1847.

Miß Burdett-Coutts.

Miß Burdett-Coutts, deren Portrait wir unsern Leserinnen vorlegen, zeichnet sich vor allen heirathsfähigen Mädchen ihrer Zeit dadurch aus, daß sie „die reichste Erbin" in England und somit wohl in der ganzen Welt ist. Sie ist die Tochter des vor einigen Jahren verstorbenen Burdett, der in der politischen Geschichte Englands eine bedeutende Rolle spielte, viele Jahre Mitglied des Parlaments war, im Anfange zu den Radicalen gehörte, später aber zu den Conservativen überging. Seine Tochter erbte das Vermögen der Frau des ungeheuer reichen Banquiers Coutts, die früher Schauspielerin, dann Herzogin gewesen war. Dieses Vermögen soll sich auf mehr als zwei Mill. Pfd. St., also auf vierzehn Millionen Thaler belaufen. Noch hat die Besitzerin dieses riesenhaften Reichthums sich nicht entschließen können, ihre Hand einem der zahllosen Bewerber zu reichen; doch erzählen jetzt die Zeitungen, es sei eine Heirath zwischen ihr und dem „alten Herzoge", d. h. dem Herzoge von Wellington im Werke. Bis jetzt hat sie viel Geld zu mildthätigen und kirchlichen Zwecken verwendet und erst vor wenigen Wochen wurde in London der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, die sie ganz aus eigenen Mitteln erbauen läßt und für die sie die Summe von 200,000 Thalern bestimmt hat.

Emil.

Novelle von Jeanne Marie.

(Fortsetzung.)

Idalie hätte fast aufgeschrien als sie Emil erkannte, den die crême sich heute gezwungen sah, in ihren Kreis aufzunehmen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen — und sie trat zu dem Tische, an welchem der Schauspieler noch saß, ihn laut fragend, ob er es erlaube, den schon in Besitz genommenen Raum mit ihm zu theilen. — Emil verbeugte sich und nun auch von den Uebrigen in die Unterhaltung gezogen, ward er bald deren Mittelpunkt. Es schien als wolle man sich seiner bemächtigen, ihn auszeichnen, seit Idalie ihm so aufmerksam begegnet und diese triumphirte heimlich. Der auch heute nicht vergessene Champagner belebte die Gemüther und löste die Zungen;

das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Schauspielkunst, man stritt über diese und jene Rolle und kam endlich so weit, Emil über den Ursprung seiner Laufbahn auszuforschen.

Dieser schien befangen, sagte aber nach kurzer Pause: „Meine Geschichte ist kurz und doch beginnt sie früh. Der Trieb meiner Kunst, die jetzt mein Lebenszweck ist, wurde vorzeitig in mir entwickelt; fremde Eitelkeit legte den Grund zu derselben und noch weiß ich nicht, ob ich derjenigen, die mich meiner gewöhnlichen Sphäre entrückte, um mich in eine höhere einzuführen, dankbar sein soll oder nicht."

Alles war gespannt und man drang in Emil fortzufahren.

Doch kaum, daß dieser dem allgemeinen Verlangen zu willfahren begonnen als sich bei Frau von Sommerhof ein plötzliches Unwohlsein meldete und sie den engen Raum verlassen mußte. Die Störung schien den Zuhörern unangenehm und nachdem man die nöthigen Artigkeitsformen gegen die Leidende beobachtet, wurde Emil dringend ersucht fortzufahren; man wollte um keinen Preis die interessante Erzählung einbüßen.

„Nun," rief Schilf, „was wurde aus dem unglücklichen kleinen Knaben, nachdem jene unnatürliche Mutter und eitele Närrin den Ort verlassen, wo sie ihr eigenes Kind verleugnet und die Zukunft eines fremden verpfuscht!?"

„Er konnte sich lange nicht über den Verlust aller der Herrlichkeiten, die ihm mit dem Verschwinden dieser Frau entzogen wurden, beruhigen, bis endlich die härtesten Züchtigungen seiner Eltern seinen Eigensinn brachen und ihn zum Gehorsam zwangen. Er mußte Geschäfte verrichten, die ihn anwiderten, er wurde in grobe schlechte Kleider gesteckt, die er sich zu tragen schämte und er kam in Berührungen, die ihn verletzten. Niemand sprach mehr von seiner Schönheit, Niemand hielt ihn mehr auf den Knieen, Niemand fütterte ihn mehr mit Süssigkeiten, Niemand hing ihm mehr bunten Flitterstaat an.

„Als ich älter wurde," fuhr Emil fort, „mußte ich die Backwaaren meines Vaters zum Verkauf herumtragen, ein Geschäft, das mich unterhielt, da es mich zuweilen in vornehme Häuser und zu schön gekleideten Frauen führte, für die ich immer eine sehr große Vorliebe behalten.

Ich hatte mein achtes Jahr erreicht und das, was ich als kleines Kind erlebt, tauchte nur noch zuweilen wie ein Traumgesicht in meiner jungen Seele auf, da geschah es, daß ich gewaltsam aus mir selbst herausgerissen, oder vielmehr, daß das, was in mir schlummerte, erweckt werden sollte. — Eine Schauspielertruppe war in unsere Stadt gekommen und mein herumziehendes Trägeramt führte mich auch in die Wohnungen mehrerer ihrer Mitglieder. Hier sah ich zum ersten Mal wieder einzelne Stücke jener Maskentrachten, in die mich meine Gönnerin als Kind gesteckt und eine glühende Leidenschaft erwachte in mir, mich nur einmal noch mit ihnen behängen zu können, noch einmal durch sie schön zu sein. Ich mußte diesen sich immer mehr steigernden Wunsch lange bekämpfen, sowie den, als Zuschauer einer jener Komödien, welche die Truppe in dem Schauspielhause aufführte, beizuwohnen, endlich aber sollte er doch in Erfüllung gehen.

Ich hatte viel Credit geben müssen und um mich zu beschwichtigen, schenkte man mir, als ich meine Ansprüche einmal geltend zu machen suchte, ein halbes Dutzend Freibillets. Ich fühlte mich namenlos glücklich, ertrug geduldig die Schläge, mit denen mein Vater mich begrüßte, als ich wieder kein Geld brachte und ich wußte mich still des Abends wegzuschleichen, um Vorstellungen beizuwohnen, die, so schlecht sie waren, meine Phantasie entflammten, meine Seele mit eiteln Wünschen erfüllten und mir schöne Träume, aber auch schlaflose Nächte bereiteten. Wie ein Wunsch indeß den andern gebiert und aus einer Befriedigung neue Folgerungen hervorwachsen, so beschäftigte und erfüllte mich ausschließlich nur noch der eine Gedanke: selber auf den Brettern zu figuriren.

Meine niedere Beschäftigung dünkte mir von Tage zu Tage verachtungswürdiger, die Behandlung meines Vaters roher, und um dem Allen entfliehen zu können, warf ich mich eines Tages dem Schauspieldirector der Truppe, einem gutmüthigen alten Manne, zu Füßen und beschwor ihn, sich meiner zu erbarmen. Die Ankündigung der letzten Vorstellung, mit welcher auch dieser gute Mann hatte locken wollen, war es, die mich in eine verzweiflungsvolle Angst versetzt und mich zu dem Schritte veranlaßt.

Ich erzählte dem Manne alles, was ich zu meiner Entschuldigung und zur Erklärung meiner Gewissenlosigkeit gegen meine Eltern und meines Wunsches sie heimlich verlassen zu wollen vorbringen konnte und als jener sich unter keiner andern Bedingung dazu entschließen wollte mich mitzunehmen, als wenn ich die freiwillige Einwilligung meiner Eltern erhalten, gerieth ich in eine Art kindischer Raserei.

Vergebens bemühte man sich, mich zu beruhigen; ich beharrte eigensinnig auf meinem Willen und als die Truppe wirklich fortging, ohne sich meiner erbarmt zu haben, da brach mir fast das Herz und ich machte mich auf, um ihr schutzlos, ohne Geld, ohne Kraft zu folgen, so weit meine Füße mich tragen würden. Dieses Vornehmen, das zur Ausführung kam, wird jedem Ueberlegenden lächerlich erscheinen, mir aber dünkte es das einzig richtige, vernunftgemäße in meinem Zustande. Ich wollte lieber sterben, verhungern, als in die Bäckerei meines Vaters zurückkehren.

Die Energie eines ächten festen Willens vermag selbst beim Kinde viel, das sollte ich an mir erfahren, der ich mich eine Strecke fortgebettelt hatte, bis mich, den Halberschöpften, ein Landwagen aufnahm und weiter führte. Der Zufall oder mein Verhängniß wollte, daß in dem Wirthshause, an welchem der Fuhrmann, der sich meiner erbarmt, ausspannte und mich absetzte, ein Nachzügler der Schauspielergesellschaft, die ich verfolgte, eben angelangt war, der mich erkannte und dem meine Anhänglichkeit rührend genug erschien, um sich meines hungrigen Magens und meiner eben so hungrigen Seele zu erbarmen und mir Speise und Trank, wie Hoffnung und Muth einzuflößen. Durch diesen Menschen, der später in Elend geendet, erreichte ich mein Ziel, ward anfangs als Lampenputzer, Laufjunge und endlich als kleiner Bedienter von der Gesellschaft gebraucht und begann in dieser Weise eine Karriere, die ich mit ziemlichem Glück bis zum heutigen Tage verfolgt.

Doch ich habe nicht versprochen ein Bild dieser Laufbahn und ihrer stufenweisen Entwickelung meinen Zuhörern zu geben, welche ich vielleicht schon durch das Mitgetheilte gelangweilt. Ich wollte nur zeigen, wie nicht immer, was fälschlicher Weise angenommen wird, die Schauspielkunst die letzte Ressource sei, nachdem alle andern Mittel fehlgeschlagen, sondern wie oft ein Drang und Trieb zu derselben sich schon in der jüngsten Kinderseele entwickelt und wie es unrecht ist, ein lasterhaftes Leben vorauszusetzen, das stumpf gegen öffentliches Lob und öffentlichen Tadel dem Komödiantenhandwerk anheimfallen läßt, sondern wie oft die reinste Begeisterung hinreißt, sich einem Stande hinzugeben, der noch immer mit so viel Wiedersachern kämpfen muß."

Emil hatte mit Feuer gesprochen. Seine Befangenheit war einer edlen Aufregung gewichen und Idalie seiner Erzählung mit tiefer Bewegung, die Uebrigen mit großem Interesse gefolgt.

Wie aber in einer größeren und aus den widersprechendsten Naturen zusammengesetzten Gesellschaft nie ein Eindruck gleich schlagend auf alle Mitglieder derselben einzuwirken vermag, so verdrängten auch hier bald die alltäglichsten Gespräche die durch Emils Mittheilung hervorgerufene Stimmung. Nur in Idalien zitterte sie nach und es war ihr unmöglich die Scherze der Gleichgültigkeit schmackhaft zu finden.

Sie verließ die Hütte und trat hinaus in die erfrischte Natur; der Regen hatte nachgelassen und sie verlor sich in dem nahen Gehölz. Sie bedurfte einiger Minuten der Einsamkeit um sich zu sammeln, denn sie wußte, daß sie bald werde handeln müssen.

An einen Baum gelehnt in Gedanken verloren, stand sie ausruhend still, während große Pläne in ihrer Seele reiften, als sie nahende Schritte hörte und bald aufdar Emil vor ihr stand.

„Verzeihen Sie!" sagte er, „aber ehe ich gehe, für immer gehe, mußte ich Sie noch einmal sehen, mußte Ihnen sagen, wie fest verwebt Sie selber mit meinem Geschick sind."

Idalie sah ihn überrascht an. „Reden Sie," sagte sie, „verhehlen Sie mir nichts, gar nichts und dann hören Sie auch mich!"

„So erfahren Sie denn, daß jene Frau, der ich als Kind zum Spielball der Eitelkeit diente und die in meiner unberührten Kinderseele diese verzehrendste aller Leidenschaften ausbrütete, keine andere als Ihre eigene Mutter war; sie, die sich aus der Gesellschaft entfernen mußte, weil sie den Blick des Mannes nicht ertragen konnte, an dem sie aus Selbstsucht einst gefrevelt und weil ihr vor der Enthüllung der Wahrheit bangte. Aber ich würde sie immer geschont, ihren Namen nicht den Ohren der Spötter Preis gegeben haben, schon um ihrer Tochter willen. — Ja, Idalie, die Liebe, die ich als Kind für die Mutter hegte, diese erste leidenschaftliche, heftige Liebe, ist in dem Manne für die Tochter aufs Neue entbrannt. Als ich Ihnen zum ersten Male im Kreise von Fremden begegnete, fühlte ich in meinem Innern etwas aufwachen, dessen Vorhandensein ich lange geahnt. Darauf hörte ich Ihren Namen, einen Namen, den ich nie vergessen habe, den ich oft mit Schmerz und Verzweiflung, oft im Gebet während meines Lebens genannt und ich wußte mein Schicksal sei plötzlich erfüllt. Mein trauriges, beklagenswerthes Schicksal, das mich bestimmt zu verlieren, wo ich anbete und das mich aus einem Irrthum in den andern schleudert!"

„Halten Sie ein, Emil!" fiel ihm Idalie ins Wort „und klagen Sie nicht Ihr Schicksal an, welches da will, daß die Tochter Sie mit den Verkehrtheiten der Mutter aussöhne. Was Sie ein beklagenswerthes Zusammentreffen von Umständen nennen, nenne ich ein fatalistisches Verhängniß, dem wir uns nicht entziehen können, nicht widersetzen dürfen. Auch für mich war der Augenblick, da ich Sie das erste Mal sah, entscheidend und jetzt erst begreife ich die Gewalt, mit der er mich erfaßt. Auch in mir ist etwas zum Bewußtsein gekommen, was bis dahin in mir geschlummert. Die Liebe, welche die eitele Frau einst für das schöne fremde Kinde hegte, hat sie der Tochter vererbt und diese Liebe, die mit mir geboren und aufgewachsen, schlägt plötzlich in Vollendung ihre Blätterkrone auseinander, um als entwickelte Blume zu duften und zu blühen! Emil, nur für Dich kann diese Blume blühen, das ist das Bedingniß meiner Natur, nimm sie darum hin; Du wirst sie nicht zertreten, nicht entwurzeln, Du wirst sie pflegen und hüten, denn mit dem Tode dieser Blume geht auch die Hälfte Deines Lebens dahin."

Idalie reichte begeistert dem Schauspieler die Hand; dieser war vor ihr niedergesunken.

„Idalie!" rief er, „Du willst mir gehören?"

„Ich gehörte Dir vom Anbeginn meines Seins!"

„Und Deine Mutter?"

„Sie selber ist die Stifterin unseres Bundes. Emil, kein Wort des Zweifels mehr. Niemand wird und kann sich unserer Vereinigung widersetzen, denn Niemand kann sich Gott widersetzen. Ich folge Dir wohin es sei, ich theile Dein Loos, welches es sei, ich bin fortan die Verbündete aller Deiner Seligkeiten und Deiner Schmerzen, ja, ich war es ja schon längst ich wußte es nur nicht."

„Leben meines Lebens! Seele meiner Seele!" rief Emil, das schöne begeisterte Mädchen in seinen Armen haltend. Da vernahm man plötzlich unterdrücktes Lachen und forteilende Schritte.

„Wir sind belauscht worden," sagte Idalie," „und es ist nöthig, daß ich Sie augenblicklich als meinen Verlobten der Gesellschaft vorstelle."

Frau von Sommerhof war früher als die Uebrigen, heftiges Kopfweh vorschützend, nach ihrer Wohnung zurückgekehrt, wo ihrer neue Ueberraschungen warteten. Ihr Sohn, ganz unerwarteter Weise im Badeort eingetroffen, trat ihr daselbst mit einem von Glück verklärtem Gesicht entgegen. Dieses einst so häßliche, Olivia's Eitelkeit verletzende Kind hatte sich zu einem kräftigen gesunden, wenn auch nicht hübschen, doch angenehmen Mann emporgearbeitet. Sein unregelmäßiges Gesicht war von Geist und Seelengüte belebt und jene zärtliche Zuneigung für die Mutter, die sich nie verringert, sprach sich auch heute unverkennbar bei dem Empfange der Erstaunten aus, sowie ihre noch immer kühlen Gefühle für den Sohn sich nicht verläugneten.

Herr von Sommerhof erzählte in freudiger Bewegung, daß er sein kameralistisches Examen glücklich bestanden, daß er bald hoffe angestellt zu sein und daß er gekommen die Einwilligung der Mutter zu einer Verbindung zu erbitten, in welcher das Glück seiner Zukunft beruhe.

„Viola liebt mich!" fuhr er mit leidenschaftlicher Beredsamkeit fort „liebt mich mit derselben Energie und Treue, mit welcher ich ihr seit Jahren anhänge. Viola ist nicht schön, nicht wohlhabend, aber sie ist gut, sie ist vortrefflich, sie wird Dich lieben, verehren wie eine Tochter und sie wird Deinen Sohn unbeschreiblich glücklich machen."

Ein halb verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der Uebermüthigen. Jenes unbedeutende Geschöpf, das sie bisher kaum eines Wortes gewürdigt, das von Allen unbeachtet durch das Leben gegangen, sollte ihre Schwiegertochter werden, jenes Mädchen ohne Geld und ohne Talente. Und doch — was konnte sie für ihren Sohn anders erwarten, für ihn, den von jeher bescheidenen, zurückgesetzten, gedemüthigten; es war natürlich, daß in ihm die Stimme des Ehrgeizes getödtet und daß er anspruchslos war, natürlich, daß er von vornherein muthlos jedes Streben nach einer glänzenden Parthie aufgegeben, um sich mit dem Herzen eines Aschenbrödels der Gesellschaft zu begnügen.

Des Sohnes Zukunft hatte sie indeß nie in stolze Träume gewiegt; blieb ihr doch noch Idalie, durfte sie doch für diese Tochter dem glänzendsten Loose entgegensehen. Sie willigte demnach mit einem Seufzer in die Wünsche des Sohnes, der entzückt ihre Hand küßte, — als die Thür aufflog und Idalie erhitzt ins Zimmer trat.

Sie hörte was vorgefallen und sagte hierauf bestimmt: „Meine Mutter, auch das Schicksal Deiner Tochter ist so eben entschieden worden."

Frau von Sommerhof richtete sich stolz auf und sah Idalien fragend ins Auge.

„Meine Mutter, Du hast heute in dem Schauspieler Emil jenes Kind wieder erkannt, das einst Deine leidenschaftliche Zärtlichkeit erweckte. Nun wohl, Dein Wunsch, dieses Kind zu besitzen, soll, wenn auch spät, doch noch in Erfüllung gehen; Du sollst Emil noch Sohn nennen, wie Du es einst glühend ersehntest, denn dieser selbe Emil wird der Gatte Deiner Tochter!"

Frau von Sommerhof wankte vor Entsetzen und ward von den Armen ihres eigenen Sohnes umfangen.

„Beruhige Dich, theure Mutter," sagte dieser, „Idalie scheint überreizt, sie —"

„Sie spricht die Wahrheit," fiel ihm diese ins Wort, „und es ist bereits alles entschieden. Ich habe mich in Gegenwart der ganzen Gesellschaft mit Emil verlobt, man hat mich in seinen Armen gesehen, es ist kein Rücktritt mehr möglich."

„Unglückselige!" stöhnte die Mutter, „Du brichst mein Herz, Du vernichtest mich!" Und sie war bewußtlos.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 36. 1847.

Emil.

Novelle von Jeanne Marie.

(Beschluß.)

3.

Ein neues Stück wurde gegeben und das Schauspielhaus zu B. war gedrängt voll. Madame Emil sollte nach längerer Abwesenheit wieder auftreten, sie, die gefeierte Schauspielerin des Tages, deren Talent selbst das ihres Mannes weit überragte. Mit Sehnsucht hatte man ihrer Rückkehr nach Ablauf ihrer Urlaubszeit entgegengesehen und mit einem donnernden „Bravo" wurde ihre Erscheinung begrüßt als sie sich auf den Bretern zeigte. — Aber Madame Emil war auch eine bezaubernde Erscheinung und hinreißend in feinen Anstandsrollen, welche ganz ihr Fach; fast etwas zu vornehm, zu königlich darin, doch immer anmuthig. Madame Emil imponirte und es waren seit ihrem Erscheinen in der Theaterwelt eigends für sie ein Paar der vortrefflichsten Schauspiele entstanden. Madame Emil war die angebetete Göttin, die verehrte Künstlerin und dabei liebende Gattin geblieben. Man wollte behaupten, daß sie keinen andern Mann eines gütigen Blickes würdige, außer den eigenen, der an der Spitze ihrer Verehrer noch immer vor ihr auf den Knien liege.

Sie spielten heute Beide und Beide meisterhaft. Kränze und Gedichte regneten auf sie herab und stürmisch gerufen mußten sie zu wiederholten Malen vor dem entzückten Publikum erscheinen.

Als endlich das letzte „Bravo" erstorben und die Räume sich zu leeren begannen, verließ auch eine ältere Dame die Loge, in deren Hintergrunde sie allen Blicken entzogen dem Schauspiele beigewohnt.

Es war Frau von Sommerhof, die ernst und schweigend die Hallen verließ. Niemand wußte hier, in welcher Verbindung sie mit den gefeierten Künstlern stand, auch sollte es Niemand erfahren, denn Frau von Sommerhof schämte sich dieser Verwandtschaft und suchte darum jeder möglichen Entdeckung so vorsichtig wie möglich auszuweichen.

Und doch hatten sich ihre Wünsche realisirt, waren über Erwartung erfüllt worden, denn ihre Tochter glänzte, sie war der Gegenstand allgemeiner Vergötterung.

In diese Betrachtungen verloren, die sie immer auf's Neue empörten und aufregten, hatte sie ein hübsches Haus im Mittelpunkte der Stadt erreicht, vor welchem ihr Wagen hielt.

Ein Bedienter öffnete den Schlag, leuchtete ihr auf der Treppe voran und öffnete bald darauf die Thüre eines freundlich erhellten, sehr comfortablen Wohnzimmers, in welchem zwei Personen in vertraulichem Gespräche auf dem Sopha vor einer brodelnden Theemaschine saßen.

„Guten Abend, guten Abend!" riefen Beide erfreut als Frau von Sommerhof eintrat. „Das Schauspiel hat heute sehr lange gedauert, Du kommst sehr spät, Mama."

„Auch bin ich sehr angegriffen," erwiederte die so herzlich Begrüßte.

„So ruhe Dich jetzt aus, hier im weichen Sopha. Das Wasser seufzt und stöhnt schon seit einer halben Stunde nach Befreiung aus dem Kessel und Du sollst sogleich eine Tasse Begeisterung erhalten."

„Die Kinder schlafen schon und wir können jetzt noch ein Stündchen gemüthlich und ungestört mit einander plaudern."

Frau von Sommerhof lächelte matt, aber sie ward nach und nach heiterer, während Viola und ihr Sohn alles aufboten sie zu zerstreuen. Keines von Beiden aber fragte nach Idalien, nach Emil, denn sie wußten, welche Qualen es der unglücklichen Mutter noch immer bereitete, über dieses in ihren Augen verlorene Kind zu sprechen, und durch dasselbe an ihre eigene Schwäche erinnert zu werden. War es doch der Demüthigung, der Beschämung genug, daß sie bei dem vernachlässigten und ungeliebten Sohne, bei der anfangs verachteten Schwiegertochter ein Asyl des Friedens hatte suchen müssen.

Der

Lord und der Quäker.

New-York, d. 14. Februar.

Es ist heute St. Valentinstag, dessen Feier sich bis hinauf in die Zeit des Heidenthums erstrecken soll. In Rom legte man am 14. Febr., dem Tage des Junofestes, den Namen der jungen Mädchen in eine Büchse, um sie dann durch junge Männer ziehen zu lassen. Die römische Kirche setzte an die Stelle der Juno den heiligen Valentin, der ein römischer Bischof gewesen, welcher unter Claudius II. den Märtyrertod gestorben und später canonisirt worden war. Wie der der Schutzheilige der Verliebten geworden, ist nicht leicht zu errathen, vielleicht nur aus Zufall, weil der Tag seiner Festfeier derjenige war, an welchem man sonst die Juno verehrt hatte.

Seit einigen Jahren hat die Feier der St. Valentin-Tages auch in New-York solche Fortschritte gemacht, daß sie die ganze Stadt in Aufruhr bringt. Die Valentines oder für diesen Tag bestimmten und gestochenen Briefe sieht man an den Fenstern aller Verkaufslocale. Der Styl der Zeichnungen ist unendlich verschieden und man findet sie für jeden Geschmack und jeden Beutel; doch sind die meist sentimentalen Allegorien häufig sehr komisch und grotesk. Bald ist das Papier mit einer zierlichen Nachahmung von Spitzen umgeben und in einer Ecke sieht man einen kleinen Liebesgott, der auf einem Schmetterlinge reitet oder in dem Kelche einer Rose versteckt ist. Bald treten glänzende Goldarabesken auf Ultramaringrunde hervor und die ersten großen Buchstaben des Liebesbriefes können es mit denen der reichsten Handschriften aufnehmen, welche im Mittelalter mit Malereien geschmückt wurden. Ein anderes Mal liegt der Liebesgott einfach auf dem Papiere wie auf einem Bett von weißem Atlas oder er ist unter einem so fein ausgeschnittenen Gold- oder Silberblättchen versteckt, daß er in einem Spinnewebennetze gefangen zu sein scheint, welches in der Sonne glänzt. Unter den burlesken Verzierungen bemerkte ich einen dicken Mann, aus dessen geöffnetem Munde ein dickbäckiger Liebesgott einen Trostbrief abschoß.

An dem heiligen Tage ist die Post förmlich belagert und die gewöhnliche Anzahl der Briefträger reicht zum Austragen der Briefe nicht hin. Man sagte mir, daß nicht weniger als 40,000 Stück Valentins-Briefe vertheilt würden. Abends giebt nach altem Herkommen ein Club von Hagestolzen den Damen in Astor-House einen glänzenden Ball.

„Heil der Wiederkehr deines Festes, guter alter Bischof Valentin!“ ruft Charles Lamb aus. „Dein Name ist groß im Kalender, Du keuscher unsterblicher Eheprocurator. Wer bist Du eigentlich? Bist Du nicht blos eine Mythe, ein Name, eine Personification des unruhigen Prinzipes, das die armen Sterblichen antreibt, die Vollkommenheit ihres Seins in der Vereinigung beider Geschlechter zu suchen? Oder warst Du wirklich ein Prälat mit Bischofsstab und Bischofsmütze? Geheimnißvolles Wesen ohne Gleichen im Kalender, Deine Chorknaben sind Myriaden kleiner Amoretten, deren Fittiche man rauschen hört und statt des Kreuzes trägt man den symbolischen Bogen vor Dir her.“

Man versichert, daß die Post in London am St. Valentinstage zweimalhunderttausend Briefe mehr als gewöhnlich zu vertheilen hat. „Damit werden 200,000 Pence wegen einer Albernheit verschwendet!“ seufzet ein mürrischer Alter. „Es giebt also 200,000 Verliebte in London!“ setzt seine Tochter hinzu. „Mein Kind, das ist eine Rechnung, die in der Luft schwebt. Nicht alle von denen, welche St. Valentins-Briefe schreiben, sind deshalb verliebt. Viele könnten statt des von einem Pfeil durchbohrten Herzens als Sinnbild einen Fuchs nehmen, der ein Huhn würgt oder einen jungen Hund, der nach einem Schmetterlinge schnappt.“

Der Alte thut nicht unrecht daran, durch bittern Spott die rosenfarbenen Träume der Unschuld wo möglich zu verscheuchen. Wie viele St. Valentins-Briefe sind Schlangen unter Blumen? Wie viele häusliche Trauerspiele, die heute beginnen, werden im Narren- oder Zuchthause endigen.“

In einer Stadt der Vereinigten Staaten, die ich nicht nennen will, wohnte schon vor mehrern Jahren eine junge Arbeiterin, die einzige Tochter einer armen Witwe. Sie wußte, als sie vom Lande hereingekommen, von den Gefahren der Stadt so wenig als die Eichhörnchen ihrer Heimath. Sie hatte sanfte glänzende Augen, „Korallenlippen“ und schönes schwarzes glänzendes Haar. Natürlich wußte sie es wohl, wie schön sie war, denn man hatte es ihr schon oft gesagt, als sie noch fast ein Kind gewesen. Als sie herangewachsen war, sahen die jungen Männer sie mit Bewunderung an, leider aber war sie so arm, daß sie ihren Unterhalt in der Stadt bei einem Regenschirmfabrikanten suchen mußte. Sie stand gerade in dem Alter, in welchem die Jugendblüte sich entfaltet und die Seele von dem unruhigen Prinzip gequält wird, das, wie Charles Lamb sagt, die armen Sterblichen antreibt, die Vollkommenheit ihres Seins in der Vereinigung beider Geschlechter zu suchen.

Um das Unglück vollständig zu machen, wohnte in dem Hause dem Regenschirmfabrikanten gegenüber ein junger englischer müssiger und reicher Reisender, Lord Henry Stuart, ein Peer des Vereinigten Königreichs, der aus königlichem Blute stammte und sich durch persönliche Schönheit auszeichnete. Er hat seitdem im Oberhause zu London gesessen und ist jetzt todt.

Lord Henry Stuart, der unablässig auf der Straße vor seiner Wohnung auf und abging, begegnete der jungen Näherin und ihre seltene Schönheit machte einen ge-

waltigen Eindruck auf ihn. Er sah sie in das Local des Fabrikanten hineingehen, folgte ihr alsbald und kaufte sich einen Regenschirm. Diesem ersten Zusammentreffen folgten freundliche Begrüßungen, Blumenspenden und süße Worte. Endlich lud er die Schöne zur Spazierfahrt ein, die sie in der Unschuld ihres Herzens bereitwillig annahm.

Lord Henry würde die Gelegenheit des St. Valentinstages nicht haben vorüber gehen lassen, um dem Mädchen den Kopf vollends zu verdrehen; da er sie aber erst im Mai kennen lernte und er nicht bis zum 14. Febr. des nächsten Jahres warten wollte, so ersah er sich den 4. Juli, den heitern Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, um unter der allgemeinen Illumination, den Kanonenschüssen und Feuerwerken auch seine Flamme zu erkennen zu geben. Schon am Tage vorher hatte er sie gebeten, ihn für jenen Tag zum Begleiter anzunehmen. Sie hatte es ihm auch nicht abgeschlagen, aber in der Zwischenzeit fiel ihr leider ein, daß sie keine passenden Kleider habe, um an einem Festtage am Arme eines Lords, ihres künftigen Mannes, zu erscheinen. Während dieser Gedanke sie unablässig peinigte, wurde ihr Auge unwillkürlich von einem prächtigen Stücke Seidenzeuges angezogen, das unter andern lag und dem Regenschirmfabrikanten gehörte. Konnte sie dies nicht wegnehmen, ohne bemerkt zu werden und dann das Geld hinlegen, nachdem sie so viel verdient haben würde, um es bezahlen zu können? Sie vermochte dieser Versuchung nicht zu widerstehen; das Stück Seide wurde denselben Abend noch in ihr bescheidenes Stübchen gebracht. Es war freilich ihr erster Diebstahl und die Gewissenspein, die sie empfand, war so groß, daß sie das Gestohlene wieder dahin tragen wollte, wo sie es weggenommen hatte; aber es war zu spät und dann fürchtete sie auch, man würde ihr ihre That nicht verzeihen.

Am 4. Juli zog sie das neue Kleid an und Lord Henry konnte ihre Eleganz nicht genug rühmen; aber sie fühlte sich doch nicht glücklich, sie war nicht heiter. Unterwegs als sie mit einander nach den öffentlichen Gärten gingen, sprach der junge Mann fortwährend, aber sie hörte, sie verstand ihn nicht. Er bemerkte dies und nahm sich vor, sich deutlicher zu erklären. Da blieb das Mädchen stehen, sah ihn vorwurfsvoll an und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Mein liebes Kind," sagte Lord Henry zu ihr, indem er ihre Hand ergriff, „bin ich denn Ihr erster Liebhaber?"

„Ach, mein Gott, was habe ich gethan," erwiederte sie schluchzend, „daß Sie mich so fragen?"

Der unverstellte Schmerz des Mädchens ging dem jungen Manne zum Herzen und rührte ihm das Gewissen.

„Wenn Sie wirklich unverdorben sind, so möge mich Gott bewahren, Sie zum ersten Fehltritte zu verleiten. Aber Sie haben meine Einladungen und meine kleinen Geschenke so bereitwillig angenommen, daß ich glaubte, Sie hätten mich recht wohl verstanden."

„Was verstanden?" fiel sie ein; „was konnte ich anderes glauben, als daß Sie mich heirathen wollten?"

Lord Henry war nicht zum Lachen gestimmt; er erröthete und schwieg. Nachdem er die Arme wieder in ihre bescheidene Wohnung zurückbegleitet hatte, nahm er mit dem festen Entschlusse von ihr Abschied, sie nicht wieder zu sehen und bildete sich viel auf seine halbe Tugend ein, die ihm den Muth gegeben, die ganze Zukunft eines Mädchens nicht einer Laune zu opfern.

Die Erinnerung an das Mädchen schwand bald aus dem Gedächtnisse des Lord Henry, wie die an die Schmetterlinge im vorigen Sommer. Sie freilich konnte nicht so leicht vergessen. Die Wunde in ihrem Herzen war zu tief und sie weinte in ihrem einsamen Stübchen lange und bitter über den Verfall ihrer schönen Luftschlösser. Und das Kleid, das sie gestohlen hatte, um sich für den zu schmücken, welchen sie schon für ihren Bräutigam hielt! Ach Gott, mußte es nicht das Todesurtheil für ihre alte Mutter sein, wenn der Diebstahl an den Tag kam? Und diese traurigen Ahnungen täuschten sie auch nicht. Man bemerkte das Verschwinden des Seidenstücks; man erfuhr, daß das Mädchen ein Kleid von ganz gleichem Stoffe getragen; man stellte Haussuchung bei ihr an und fand das verrätherische Kleid. Das arme Kind, das sofort ins Gefängniß abgeführt wurde, weigerte sich Nahrung zu sich zu nehmen und wollte sich zu Tode hungern.

Am dritten Tage begab sich der Gefängnißaufseher, den die Jugend und der Schmerz des Mädchens rührte und der über den Entschluß erschrak, welchen sie so muthig ausführte, zu Isaak T. Hopper, einem Mitgliede der Gesellschaft für Gefängnißreform und theilte ihm seine Bemerkungen mit. Der vortreffliche Mann, ein Quäker, eilte sofort dem Mädchen zu Hilfe. Sie lag am Boden ihrer Zelle, hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und schluchzete.. Er versuchte sie zu trösten, erhielt aber anfangs keine Antwort.

„Lassen Sie uns allein," sagte er zu dem Gefängnißaufseher, „vielleicht spricht sie, wenn sie sieht, daß uns Niemand hört." Sobald sie allein waren, strich er an den Schläfen des Mädchens das dicke Haar zurück, welches ihr Gesicht verhüllte, legte sanft seine Hand auf ihre Stirn und sagte mit seiner milden überredenden Stimme:

„Mein Kind, sieh mich für Deinen Vater an. Sage mir alles, was Du weißt. Wenn es wahr ist, daß Du das Stück Seidenzeug genommen hast, so erzähle mir, wie es zuging. Ich werde für Dich alles thun, was ich für meine Tochter thun könnte und bin überzeugt, daß ich Dir aus der übeln Lage heraushelfe."

Er sprach noch vieles andere in so liebevollem, so aufrichtigen Tone, daß das Mädchen sich endlich entschloß zu reden. Sie lehnte ihr hübsches Köpfchen auf die Achsel des Quäkers und sagte unter Schluchzen:

„Ach, ich wollte ich wäre todt! Was wird meine arme Mutter sagen, wenn sie mein Unglück erfährt!"

„Vielleicht läßt es sich noch so einrichten, daß sie nichts davon erfährt," antwortete der Quäker und durch diese Hoffnung, die er dem Mädchen eröffnete, vermochte er sie, ihm die ganze Geschichte ihres Verhältnisses mit dem jungen englischen Herrn zu erzählen. Darauf antwortete er ihr, sie möge sich beruhigen und etwas Nahrung zu sich nehmen, er würde das seidene Zeug bezahlen und dafür sorgen, daß sie ihre Freiheit wieder erlange. Er begab sich wirklich zu dem Regenschirmfabrikanten und erzählte ihm was geschehen war. „Es ist der erste Fehltritt Deiner Arbeiterin," sagte er, „und sie ist so jung! Sie ist auch das einzige Kind einer armen Mutter. Noch ist es ihr möglich, eine augenblickliche Verirrung wieder ausgleichen zu können. Wenn sie in die Gesellschaft wieder zurückkehrt, kann sie noch eine nützliche und achtbare Frau werden. Ich übernehme es, für Bezahlung der Seide zu sorgen." Der Fabrikant willigte ohne Sträuben ein, die Klage gegen das Mädchen zurückzunehmen, und versicherte sogar, daß er ganz anders gehandelt haben würde, wenn er alles gewußt hätte. „Du hättest Dich vorher unterrichten sollen, Freund," sagte der Quäker; „durch solche unbedachte Uebereilung treibt man manchen Menschen ins Verderben, der noch hätte gerettet werden können."

Isaak T. Hopper ging darauf in das Haus, in welchem Lord Henry Stuart wohnte und als ihm der Diener meldete, Se. Herrlichkeit sei noch nicht aufgestanden, antwortete er: „sage Deinem Herrn, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handele."

Der Diener kam gleich darauf mit dem Befehle zurück, ihn in das Schlafzimmer zu führen. Lord Henry schien sich anfangs zu wundern, einen Quäker in sein prächtiges Zimmer treten zu sehen; als er aber die Veranlassung des Besuchs erfuhr, erröthete er und gestand, daß das Mädchen genau die Wahrheit gesagt habe. Isaak Hopper ließ sich auch die Gelegenheit nicht entgehen, gegen die Verführer zu eifern und er that es in so liebevoller und väterlicher Weise, daß er das Herz des jungen Mannes tief erschütterte. Lord Stuart entschuldigte sich mit dem Anführen, daß er gar nicht versucht haben würde, dem Mädchen den Hof zu machen, wenn er gewußt hätte, daß sie noch so ganz unschuldig sei.

„Ich habe oft gethan was ich hätte nicht thun sollen," setzte er hinzu, „aber Gott sei Dank ich habe mir den Vorwurf nicht zu machen, daß ich jemals die Unschuld verführt hätte, die sich mir anvertraute. Ich habe dies immer für das Schändlichste und Niederträchtigste gehalten, was ein Mann thun kann."

Die Haft des Mädchens und ihre Verlassenheit betrübten ihn sehr und als der Quäker ihm vorstellte, daß die Seide gestohlen worden sei um ihm zu gefallen, daß das arme Mädchen ihre Arbeit verloren habe und genöthigt sei sofort in ihre Heimath zurückzukehren, um die Sache in Vergessenheit zu bringen, nahm Lord Henry eine Banknote von funfzig Dollars und erbot sich die Kosten zu bezahlen.

„Das ist recht gut," sagte der Quäker, „aber Du bist sehr reich. Ich sehe in Deinen Händen noch ein ganzes Packet solcher Papiere. Bedenke, daß das Mädchen die Tochter einer armen Wittwe ist und daß Du die Ursache eines großen Unglückes warest. Gieb mir noch eine Banknote."

Lord Henry reichte ihm lächelnd die verlangte Funfzig-Dollarsnote hin und sagte:

„Du bist ein geschickter Fürsprecher der Armen und Betrübten und ich verehre und bewundere Dich. Wenn Du jemals Großbritannien besuchen solltest, so suche mich auf; ich werde Dich aufnehmen wie Du es verdienst."

„Lebe wohl, Freund," entgegnete der Quäker; „obgleich Du im Anfange tadelnswerth gehandelt hast, ist Dein Verhalten zuletzt doch zu rühmen. Der Himmel schenke Dir seinen Segen, aber spiele Du in Zukunft nicht mehr mit den Herzen junger Mädchen, nicht einmal solcher, die schon einmal hintergangen und verlassen worden."

Da das junge Mädchen die Geistesgegenwart gehabt hatte, einen falschen Namen anzunehmen, als man sie verhaftete, so fand nicht ihr wahrer Name den Weg in die öffentlichen Blätter.

„Ich that dies meiner Mutter wegen," sagte sie.

Von dem Geld Lord Henrys wurde das seidene Zeug bezahlt und das Mädchen in ihre Heimath zurückgesandt.

Mehrere Jahre nach den Ereignissen, die ich eben erzählt habe, erschien eine Dame bei dem Quäker Hopper und bat um eine Unterredung mit ihm. Als der gute Quäker in das Zimmer trat, in welches man die Fremde geführt hatte, erblickte er mit Verwunderung eine junge Frau von seltener Schönheit, die einen hübschen Knaben von fünf bis sechs Jahren an der Hand hielt. Sie stand auf, um ihm entgegen zu gehen und sagte mit tiefbewegter Stimme:

„Freund Hopper, erkennst Du mich wieder?"

„Nein," antwortete ihr der Quäker.

Sie ließ dann ihre von Thränen erfüllten Augen auf ihm ruhen und setzte hinzu:

„Du hast mir doch einmal in recht großer Noth beigestanden."

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 37. 1847.

Shakespeares Geburtshaus.

Shakespeares Geburtshaus
in Stratford am Avon.

(Zu dem Holzschnitte.)

„Ich war zu einer poetischen Wallfahrt nach Stratford gekommen," erzählt Washington Irving. „Mein erster Besuch galt dem Hause, in dem Shakespeare geboren und der Sage nach in dem Gewerbe seines Vaters erzogen wurde. Es ist ein kleines unansehnliches Haus von Holz und Kalk, ein wahres Nest für den Genius, der sich zu freuen scheint, seine Abkömmlinge in Winkeln auszubrüten. Die Mauern der schmutzigen Stube sind mit Namen und Inschriften in jeder Sprache von Pilgrimen aller Nationen, Stände und Verhältnisse, vom Fürsten bis zum Bauer herab, bedeckt und geben ein einfaches, aber auffallendes Beispiel von der freiwilligen und allgemeinen Huldigung der Menschheit gegen den großen Dichter.

„Das Haus wird von einer alten geschwätzigen Frau mit einem frostigen rothen Gesichte gezeigt, woraus ein kaltes blaues gieriges Auge glänzt, das Locken von Flachshaar umgeben, welche sich unter einer ungemein schmutzigen Nachtmütze hervorkräuseln. Sie war besonders geschäftig uns die Reliquien vorzuzeigen, deren dies Haus, wie alle berühmten Schreine, eine Menge besitzt. Da war der zersplitterte Schaft derselben Flinte zu sehen, mit welcher

Shakespeare bei seinen Wilddiebereien den Hirsch schoß. Da war auch seine Tabaksdose, welche beweiset, daß er wie Walter Raleigh rauchte; eben so der Degen, den er auf der Bühne als Hamlet trug und dieselbe Laterne, womit der Bruder Lorenz Romeo und Julie am Grabe fand. So war auch reicher Vorrath von Shakespeares Maulbeerbaume vorhanden, der eine eben so große Kraft der Vervielfältigung zu besitzen scheint wie das Holz vom wahren Kreuze.

„Der Lieblingsgegenstand der Neugierde ist indessen Shakspeares Stuhl. Er steht an der Kaminecke eines kleinen düstern Stübchens, dicht hinter der, welche seines Vaters Laden war. Hier mag er manchmal gesessen haben, wenn er als Knabe den sich langsam umdrehenden Bratspieß mit all der Sehnsucht eines Knaben betrachtete oder wenn er am Abend den Gevatterinnen und Klatschschwestern von Stratford zuhörte, wie sie Kirchhofgeschichten und Sagen aus den unruhigen Zeiten Englands erzählten. Es ist Gewohnheit, daß jeder, der das Haus besucht, sich auf den Stuhl setzt und die alte Frau versicherte, der glühende Eifer der Gläubigen wäre so groß, daß der Stuhl, obgleich von festem Eichenholze gebaut, doch wenigstens alle drei Jahre einen neuen Sitz bekommen müsse. Es lohnt der Mühe bei der Geschichte dieses außerordentlichen Stuhles auch zu bemerken, daß er etwas von dem fliegenden Sessel des arabischen Zauberers an sich hat, denn ob er gleich erst vor einigen Jahren an eine nordische Fürstin verkauft wurde, hat er doch wunderbarer Weise seinen Weg wieder in die alte Kaminecke zurückgefunden."

Dieses alte Haus ist, obgleich vielfach verändert, ohne Zweifel wirklich dasjenige, in welchem die Aeltern des großen Dichters wohnten und in dem er geboren wurde. Noch existirende Papiere beweisen, daß es der Vater des Dichters neun Jahre vor der Geburt desselben kaufte. Der Dichter selbst erbte das Haus nach des Vaters Tode und hinterließ es, in zwei Häuser getheilt, seiner ältesten Tochter Susanna, behielt aber seiner Schwester (der Frau Hart) die Wohnung in dem Theile vor, welchen sie inne hatte. Dies ist das Haus, welches jetzt Shakespeares Haus heißt; die andere Hälfte wurde in ein Wirthshaus umgewandelt, was es noch heute ist. Frau Hart, Shakespeares Tochter, erbte nach dem Tode ihrer Tante das Ganze und nach ihr ging es auf ihre Tochter, Lady Barnard, über, die es Thomas und Georg Hart, ihren Neffen, hinterließ. In dem Besitze der Nachkommen derselben blieb es bis zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts; aber die Familie verarmte, das Wirthshaus verfiel und das andere wurde wiederum getheilt. Der untere Theil ist in einen Metzgerladen verwandelt, das dazu gehörige Land verkauft worden und 1806 gelangte das Ganze an Thomas Court, dessen Tochter jetzt Shakespeares Geburtsstelle zeigt. Court verdarb die Frontseite des Wirthshauses, indem er es abputzen ließ und andere Aenderungen damit vornahm, die keineswegs Verschönerungen waren.

Jetzt steht, wie bereits mehrfach erwähnt, das ganze Haus wieder zum Verkauf. Der Stadtrath von Stratford ist zu arm, als daß er es kaufen könnte; amerikanische Speculanten wollen es, wie man sagt, an sich bringen, niederreissen und über dem Ozeane wieder aufbauen, aber man sammelt eben in England, um das Haus, in welchem der größte englische Dichter geboren wurde, als Nationalbesitzthum zu erwerben und für die späteste Nachwelt zu erhalten. Obwohl es kaum 1000 Pfd. St. werth ist, glaubt man doch, daß es auf wenigstens 2000 bei der Versteigerung hinaufgetrieben werden wird.

Der

Lord und der Quäker.

(Beschluß.)

Der würdige Mann hatte aber in seinem Leben so vielen Menschen beigestanden, daß eine so allgemeine Angabe ohne nähere Andeutung ihn nicht auf die rechte Spur gebracht haben würde. Die Dame sagte deshalb zu ihrem Sohne, er möge einige Augenblicke in dem Nebenzimmer auf sie warten, kniete dann plötzlich nieder, verhüllte ihr Gesicht an den Knieen des Quäkers und sagte mit bebender Stimme:

„Ich bin das Mädchen, welches das seidene Kleid gestohlen hatte. Was wäre ohne Dich aus mir geworden!"

Als sie sich wieder etwas gefaßt hatte, erzählte sie ihm, daß sie einen verdienstvollen Mann geheirathet habe, der allgemein in Ansehen stehe und Senator des Staates sei, in dem sie geboren worden. Jetzt habe sie nach Neu-York kommen müssen und sei mehrmals an seinem Hause vorübergegangen ohne den Muth zu finden, zu ihm hereinzukommen.

„Morgen aber reise ich ab," setzte sie hinzu, „und ich wollte die Stadt nicht verlassen, ohne meinen Wohlthäter nochmals gesehen und ihm gedankt zu haben."

Darauf rief sie ihren Knaben und sagte zu ihm:

„Siehe diesen Herrn genau an und erinnere Dich immer seiner, er ist der beste Freund, den Deine Mutter jemals gehabt hat."

Mein würdiger Freund weiß es nicht, daß ich diese Geschichte geschrieben habe, und ich schrieb sie auch nicht, um seinen Namen berühmt zu machen, denn er gehört zu denen, die ihren Lohn nicht in dieser Welt suchen; ich schrieb sie, um einen heilsamen Einfluß auf andere Herzen zu üben und um nach Kräften die Gesellschaft auf die Gefahren eines blinden Strafgesetzes aufmerksam zu machen, das der

Reue den Weg verschließt und so viele Leben im Keime brandmarkt, deren Schutzengel ein ächter Menschenfreund sein könnte.

Emancipation der Frauen.

Seit längerer Zeit spricht man dem schönen Geschlecht von seiner Emancipation vor und das mystische Wort schmeichelt dem Ohre, ohne daß vielen dessen Sinn und Bedeutung klar wird.

Sie sehen es daher gewiß nicht ungern, schöne Damen, wenn ich darüber etwas mit Ihnen plaudere. Gewiß denken Sie dabei an eine Erhebung auf noch höhere Throne, als worauf unsere Verehrung Sie bereits stellte und Sie hoffen uns dann völlig über den Kopf hinauszuwachsen, den wir schon ohnehin in Demuth und Unterwürfigkeit vor Ihnen neigen; aber ich fürchte, Sie haben Ursache, sich vorzusehen, daß hierunter nicht vielmehr eine Tücke des männlichen Geschlechtes, worüber Sie ja bereits von jeher bittere Klage führen, verborgen sei. Vielleicht mache ich mir böses Spiel bei meinem Geschlechte, wenn ich aus der Schule schwatze wie ein eidbrüchiger Maurer; doch Sie werden mich in Schutz nehmen und trösten, und wo könnte ich dann besser geborgen sein?

Das Wort Emancipation wird so häufig gebraucht und klingt doch so fremdländisch, daß es wohl Vielen ziemlich unverständlich ist. Sie müssen aber seine Bedeutung erst vollständig kennen, ehe Sie richtige Begriffe damit zu verbinden vermögen. An die eigentlich gelehrten Frauen, die doch wohl Alles besser wissen als wir, brauche ich mich damit freilich nicht zu wenden. Denen aber, die mit den Sprachen und Sitten des Alterthums weniger vertraut sind, ist doch vielleicht ein Wörtchen zum Verständniß lieb. Emancipation ist ein zusammengesetztes Wort aus „manus", die Hand und „capere", nehmen, fassen, ergreifen.

Wenn Ihnen also, schöne Jungfrau, ein von Ihren Blicken verwundeter Jüngling naht, Ihre Hand ergreift und diese sich auf Lebenslang zum Lehen erbittet, so wird er dadurch ein manceps — manucapiens — ein Wort, das freilich viele häßliche Bedeutungen hat und einen Schirmherrn, Pachter, selbst einen Schergen bezeichnet, aber wehe dem Frevler, der etwa Ihr Zwingherr, Ihr Scherge werden, oder Sie nur im Sinne eines Pachters wie ein nutzbares Eigenthum behandeln wollte. Sie sind seine mancipita — nicht sowohl Leibeigene — als vielmehr sein theuerstes Besitzthum, die ihm Verbundene geworden und es wird nun an ihm sein, Ihnen das mancipium so angenehm, so lieb und werth zu machen, daß Sie diese Rosenfessel willig tragen.

Allein es ist der Ruf an Sie ergangen, diese abzustreifen, dem manceps die zersprengte Kette in der Hand zu lassen, aus der Verbindung — oder wie man kräftiger sagt — aus der Knechtschaft des Mannes herauszutreten kurz sich zu emancipiren.

In der weitesten Ausdehnung des damit verbundenen Begriffs sollen Ihnen nicht blos gleiche Rechte mit den Männern — und dagegen möchte ich nicht frevelnd mich erheben, nein ich lege gern noch etwas von den meinigen dazu — eingeräumt werden, sondern Sie sollen von den Männern ganz gesondert und völlig selbstständig dastehen.

Nicht persönliche Neigung, nicht dauernde Treue soll Sie ferner mit dem Einzigen verbinden, dem sich Ihr Herz zuerst unwiderstehlich hingegeben. Ihrem wandelbaren Gefallen soll es überlassen bleiben, wen Sie vorübergehend mit Ihrer Gunst beglücken, wessen Bewerbungen Sie Ihrer Aufmerksamkeit werth achten wollen. Die Stütze, die Ihnen der Arm eines biedern Mannes bot, soll Ihre selbstständige Kraft nicht mehr bedürfen; der Staat soll der allgemeine Versorger der Kindheit und auch das Band soll gelöst werden, das Vaterliebe um die Herzen der Erzeugten schlang.

Selbstsüchtig will der Mann sich von den Pflichten lossagen, die ihm Natur, Gesetz und Glaube vorschrieben und nur sich, seinen Bestrebungen und Genüssen leben, Ihnen das gleiche Recht gestattend.

Allein, bin ich kein Fremdling in dem Wesen des Weibes, täusche ich mich in seiner Beurtheilung nicht, so lebt etwas in dem Busen des Geschlechts, das solche Vorschläge für alle Ewigkeit zurückweist.

Des Mädchens erste Liebe, die zarte Knospe jugendlichen Gefühls erschließt sich nur dem Einen, der mit elektrischem Schlage sie berührte. Für sie giebt es nur einen Mann in der ganzen Welt und dieser eine ist ihr eigen; nur ihm weiht sie ihre Farbenpracht und ihren Duft. Wendet sie sich auch andern zu, so müssen die ersten heiligen Gefühle nicht genährt, sie müssen erstickt, getödtet worden sein. Es ist das nur ein Zustand der Unnatur, des Unrechts und kann — der ganzen innern Anlage des Weibes nach — nie der ursprüngliche, der allgemeine werden.

Auch widerräth Ihnen die Natur, welche Ihnen die schwersten Lasten zuwies, den Mann von seiner Theilnahme hieran frei zu sprechen und eine ungleiche Theilung einzugehen. Nach dieser Art von Emancipation dürfte Ihnen, schöne Damen, wohl die Lust vergehen, doch könnte man den Begriff in andere engere Grenzen ziehen und für ihn eine praktische Bedeutung gewinnen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 38. 1847.

Emancipation der Frauen.

(Beschluß.)

Der glücklichen Bräute werden von Jahr zu Jahr weniger. Des Lebens Drang und Noth reißt Herzen von einander, die sich mit allen Schlägen nach inniger Verbindung sehnen. Von jeher verlieh der Reichthum in den Augen werthloser Männer Reize, die ihnen durch Schönheit des Leibes und der Seele am Weibe nicht ersetzt werden konnten, und die Zahl der sogenannten Glücksjäger war jederzeit groß, schwillt aber heut zu Tage immer weiter an. Sonst sagte man von einer Neuvermählten: sie hat eine Versorgung gefunden, doch jetzt sehen die Männer die Ehe als eine Versorgungsanstalt an. Indem sie heirathen, wollen sie sich versorgen, das heißt, die Frau soll nicht blos die Sorge des Hauswesens übernehmen, nicht blos für sie kochen, sondern auch das, was die Küche erfordert, aus ihren Mitteln herbeischaffen.

Da nun aber die Zahl der Töchter des Plutus immer kleiner wird, so bleiben gar viele, die nur ein reines, treues Herz, eine flinke, fleißige Hand, einen häuslichen, sparsamen Sinn in die Ehe mitbringen könnten, unbeachtet und auf ihre eigene Kraft zurückgewiesen. Ein zerrüttetes Hauswesen, oder frühe Wittwenschaft bringt Andere in dieselbe Lage und alle diese sind nun genöthigt, sich selbst zu emancipiren, das heißt, sich beim Entbehren männlicher Hülfe so für das Leben auszubilden, daß sie, ohne sich an andere anlehnen zu dürfen, selbstständig für sich zu sorgen vermögen. Auf diesen Zweck hin sollte nun nicht nur Erziehung und Unterricht, sondern auch die Gesetzgebung wirken und dem weiblichen Geschlechte alle die Bahnen im Gewerbe, im Handel, im Unterrichtsfache, selbst im Staatsdienste eröffnen, welche von Frauenzimmern nur irgend beschritten werden können.

Ich sagte, selbst im Staatsdienste, und mancher Mann wird dazu höhnisch lachen, doch lassen Sie sich dadurch nicht irren.

Wollten sich auch die Herren alle höheren Stellen unbedingt vorbehalten, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht wenigstens weibliche Canzelisten, Copisten, Einnehmer kleiner Hebungen und dergleichen haben könnten und damit wäre immer ein Anfang gemacht, der weiter führte.

Muß doch jetzt schon gar manche Frau ihrem Manne heimlich in die Hände arbeiten und ohne ihren Beirath, ihre Mithilfe, würde es oft schlecht um ihn stehen.

Was mich betrifft, so würde ich meine Angelegenheiten vor einem weiblichen Richterstuhle weit lieber vortragen und eines verständigen, billigen, raschen Spruchs gewiß sein. Wie mächtig weiblicher Einfluß in höheren Sphären wirkt, ist uns ja Allen bekannt, und wenn wir Königinnen haben und selbst das mächtige Albion sich unter ihrer Herrschaft wohlbefindet, so läßt sich nicht einsehen, warum sie untergeordnete Stellen im Staatsregimente weniger glücklich ausfüllen sollten.

Bestehen Sie nur auf ihrem Rechte; es muß Ihnen mit der Zeit doch werden.

Auf solche Weise streben Sie nach allen Richtungen hin sich zu emancipiren und jeder Biedermann wird Ihnen dabei behilflich sein.

Meldet sich aber ein braver Junge, der Liebe, Muth und Kraft im Herzen fühlt und Sie redlich und treu durchs Leben zu führen verspricht, so fügen Sie sich geduldig in das alte Joch, das seit Evas Zeiten alle Ihre Mütter gelassen getragen haben und sprechen Sie gleich dem Mädchen in der römischen Komödie: „emancipo me tibi" — „Dir will ich mich ergeben."

W.

Ein Gesellschaftsabend.

Von

F. v. H.

Ihr wißt Alle was eine Theegesellschaft ist, auch ohne Sternbergs Definition, der da sagt: „man sperrt eine Menge geputzter Leute in enge Zimmer ein und giebt ihnen warmes Wasser zu trinken;" deshalb brauche ich keine weitläufige Physiologie derselben zu schreiben. Es ist jetzt die Zeit und das Zeitalter der Gesellschaften; in jeder großen und kleinen Stadt beginnt jenes warme

Wasser die Triebräder der Eitelkeit, der Hoffart, der Selbstsucht in Bewegung zu setzen. Der Luxus fordert solchen Frohndienst und wer ihn nicht zu leisten vermag, wird von der „guten Gesellschaft" verächtlich bei Seite geschoben, aus ihren Reihen verdrängt. Es ist eine Verpflichtung, ein Gesetz des Anstandes ihm Opfer darzubringen, die Manchen eben so schwer drücken wie den Tagelöhner die Sorge um das tägliche Brod. Hin und wieder erhebt sich wohl ein leises Murren gegen den Götzendienst, aber sich ihm gänzlich zu entziehen wagt man nicht, er hat seine Märtyrer wie die edelste Sache. Wir jüngern Leute, unbehaust und unbeweibt, haben oft keine Ahnung davon, welche Anstrengungen dazu gehören, um einen Gesellschaftsabend nach den Anforderungen des Luxus herzustellen. Es gehört mehr dazu als „warmes Wasser"; in dem nüchternen Berlin, wo Sternberg jetzt seine ästhetischen Beobachtungen anstellt, mag man sich wohl damit begnügen, bei uns zu Lande wird aber eine Masse glänzender Schaugerichte stets nothwendig dabei sein, krystallene Gelees, architektonisch verzierte Pasteten, Fasanen und Truthähne in Gallauniform, die vornehmsten Sorten des Weinkellers, Prinz Champagner, hochwürdiger Bischof und Cardinal mit Ananas geschmückt und sonstige Erfordernisse, die mir Unerfahrenen nicht alle einfallen. Bedenkt man nun, daß bei dem seltsam gemessenen Zuschnitt unserer Gesellschaft, wo die Aristokratie des Geldes und des Adels mit den sogenannten Angestellten, gleichviel ob mit Degen oder Feder, vermischt ist, es nicht selten vorkommt, daß der Abend eines Reichen mehr kostet als die Jahreseinnahme eines armen Besoldeten, der aber dennoch dem seinigen wenigstens einen ähnlichen Anstrich zu geben suchen muß und will: dann wird es begreiflich, daß eine Gesellschaft zu geben zu den schwierigsten Problemen so vieler Häuslichkeiten gehört, nach deren Lösung die Herricherinnen derselben, die Hausfrauen, ein Titel, den die Damen hoffentlich noch nicht übel nehmen, halbtodt und stolz wie muthige Sieger sind. Ich habe eine gutmüthige Bekannte, die zu weichherzig ist um in Gesellschaften zu gehen, weil sie zuviel Mitleid mit den geplagten Hausfrauen empfindet. Sie erzählt von den Torturen derselben in der That Belege, gegen die sich nichts einwenden läßt. Da soll es oft Wochen vorher vorkommen, daß eine solche Festgeberin das Kochbuch in der einen Hand, den Geldbeutel in der andern hält und nachsinnt wie sie die schweren Aufgaben des einen mit dem leichten Inhalt des andern in Einklang bringen kann, dann arbeitet sie tagelang wie Aschenbrödel, schneidet auch wohl eine Nacht durch die halbe Million Würfel, woraus ein Häringssalat besteht, bekommt rothe harte Hände davon, Runzeln auf der Stirn und blaue Ringe um die Augen. Der letzte Tag ist aber der schlimmste, da gehört ein wahres Feldherrn-Talent dazu, um die sich überstürzenden Nothwendigkeiten gut anzuordnen und auszuführen, da müssen die Gardinen im Boudoir noch malerischer gezogen, der Schreibtisch mit den Nippessachen an eine passendere Stelle gerückt werden, im Tanzsaal fehlen noch Lichter, wie die angestellte Probeerleuchtung des vorherigen Abends gezeigt hat und das Heer der kalten Speisen muß auf dem blumengeschmückten Büffet aufgestellt werden. Ganz sicherlich sind an diesem schweren Tage die Dienstboten unbrauchbarer als jemals und die Kinder so unartig und lästig als möglich, man kann noch von Glück sagen, wenn sie sich damit begnügen und wenigstens nicht krank werden, damit die mütterliche Festgeberin gänzlich den Kopf verliere. Während allen den nicht endenden Vorbereitungen tobt der Gemahl auch noch ungeduldig, wie ein Löwe in dem Netze dieser häuslichen Wirren verstrickt, ängstigt durch seinen Tadel oder verdirbt etwas durch seine Hülfe. Die Zeit drängt, es dunkelt bereits, die Lohnbedienten zünden schon die Lichter an, der erste Wagen rollt heran, die Zofe verwickelt in der Eile das Mullkleid, welches hastig übergeworfen wird, in dem Lockenbau der Gebieterin, o weh die Rose fällt heraus, Zorn und Fiebergluth malen dafür die schönsten auf das bleiche Antlitz, die Florwolke wird um den Hals geworfen und Aschenbrödel ist in eine Fee verwandelt, die durch lichtstrahlende Räume den ankommenden Gästen entgegeneilt. Die Langweiligen, die Ungeschickten und Unbemittelten kommen zuerst, die erstern, weil sie überall zu früh da sind und die letztern, weil der Miethwagen ihr Tyrann ist und die Zeit genau vorschreibt. Die Wirthin lächelt beim Empfangen alle mit holder Freundlichkeit an, behält aber doch Beweglichkeit der Züge genug, um dem Bedienten einen abweisenden Zornblick zuzuwerfen, wenn er im blinden Diensteifer zu früh mit dem klingenden Spiel der Theetassen diese untergeordneten Gäste bewillkommt. Da müssen die Excellenzen, die Spitzen der Behörden, der Goldglanz der reichen Kaufmannschaft, das Brillantfeuer adligen Familienschmucks abgewartet werden. Wenn das Alles durcheinander drängt und flimmert wie ein brausender wogender Strom, dann kommt es über die Wirthin wie Angst des Ertrinkens, sie weiß keinen Zauberspruch, um dies entfesselte Element in die vorgeschriebene Ordnung des Abends zu bannen, sie steht wie der Gemahl oder ein hülfreicher Hausfreund gleich verzweifelten Schwimmern hin- und hergetrieben werden, um die Galeeren der Spieltische zu bemannen und dadurch wenigstens Raum zu schaffen. Ganz gewiß wird in solchen kritischen Augenblicken auch noch irgend eine Kostbarkeit zerbrochen, allerwenigstens läßt ein Bedienter im Gedränge ein Theebrett mit Tassen zur Erde klirren und die Wirthin darf nicht dabei erschrecken, sie muß ohne eine Miene zu verziehen die Unterhaltung eines jungen Kaufmanns anhören, der kürzlich in England war und die richtige Bemerkung macht, daß solche Uebelstände durch die englischen tea-rooms verhütet werden würden, weil dort jeder durstige Theeliebhaber außerhalb des Gedränges in einem besonderen Zimmer Thee

fordern und trinken könne. Oder es knüpft Jemand ein abstraktes Gespräch mit der geplagten Frau an, die dafür bekannt ist Ansprüche auf moderne Bildung zu machen und Humboldt's Kosmos offen auf ihrem Schreibtische liegen ließ; jetzt soll sie von der Milchstraße der Sterne und von der Milchstraße der Nebelflecke reden und denkt doch nur an die Milchstraße, welche vom Theebrett herabfließt, den Parquetboden zum Tanzen und die Kleider der Damen verdirbt oder sie hat das Eis im Kopfe, welches der Conditor noch nicht geschickt und die Torten, deren Anzahl nicht gehörig berechnet war oder wie alle die Sorgen heißen, die ein Abendessen, eine Bande räuberischer Bedienten und einige hundert rücksichtslose Gäste hervorrufen mögen. „Ginge man nur wenigstens schonend mit einer solchen Märtyrin der Häuslichkeit um," schloß meine gutmüthige Berichterstatterin ihre eifrige Rede, „behandelte man sie wie eine Fieberkranke, der man nichts in den Weg legt, keine unbarmherzigen Fragen stellt und ihr Trost- und Lobsprüche spendet, aber daran denkt keiner, die größte Undankbarkeit lohnt solche Opfer, man hört die Gäste untereinander sich laut beklagen über den Zwang, die Langeweile, die Hitze, jeder wünscht sich zu Haus und keiner bleibt dort, sondern nimmt es sehr übel, wenn man seinen Wunsch erfüllen will und ihn nicht einladet. Es geht mit den Gesellschaften wie mit dem Leben, jeder schimpft darauf und keiner will es verlassen." Das gesellige Joch wird indessen doch nicht von Allen als ein nothwendiges Uebel angesehen, sondern auch zuweilen für eine süße Last gehalten, z. B. von der Jugend, die noch tanzt und liebt, von den Frauen, die Anstands halber zwar beides nicht mehr thun, aber sich noch gern putzen und schon gern klatschen oder Karten spielen, die auch willig das Märtyrerthum übernehmen sich einmal im Jahre als Wirthin aufzuopfern, wenn man ihnen dafür ein Paar Lobsprüche spendet: „wie hübsch war es bei Ihnen," und ihnen mit gleicher Münze lohnt durch Einladungen, um einen Abend mit geputzten Töchtern „in Gesellschaft gehen" zu können. Ihr wißt nicht wie inhaltsreich den jungen Mädchen diese Phrase klingt, wie süß verlockend sie ihnen das Thor des dunklen Winters öffnet, in dessen Mitte der immergrüne Weihnachtsbaum der Jugend mit seinen goldenen Aepfeln steht; die Tropenluft der Gesellschaftssäle im Lichterglanze ist ihnen lieber als der Frühling mit seinen Blumen. Die andere Zauberformel dieses kurzen Mädchenglücks heißt: „was ziehen wir an?" Das ist eine Frage, die das tiefste Nachsinnen in weiblichen Köpfen erzeugt, es tritt Inspiration, poetisches Schaffen ein; aus Flor, Rosen und Perlen wird ein reizendes Gedicht zusammengewebt, dessen Trägerin die eigene Persönlichkeit ist, eine Verherrlichung, die derselben ja auch in allen Frauenromanen zu Theil wird. Auch in der Gesellschaftswelt sind die Männer die Kritiker der producirenden Damen; wir dürfen wählerisch zwischen allen den Schaustellungen einherschreiten, mit Kennerblicken den Preis ertheilen oder Wettstreit entflammen. Keine Emancipation wird die Frauen von dem Augendienste frei machen, den sie üben müssen, um uns zu gefallen, man hat ihnen jedoch schmeichelhafterweise gesagt, es sei ein Zauber, der ihnen alles unterthan mache und die Gesellschaftssäle sind es vorzugsweise, wo sie ihre Zauberkreise um uns ziehen können, darum lieben sie sie mit Eifer und tragen wirklich den Reiz eines Blendwerks in sie hinein. Ich erinnere mir noch aus meinen Kinderjahren an das Feenhafte des Eindrucks wenn meine schöne Mutter in vollem Putze in die Kinderstube rauschte, um uns einen zerstreuten Abschiedskuß zu spenden; entzückt streckte ich die Hände nach ihr aus, an deren Rauhheit der Atlasstoff hängen blieb und eigenthümlich raschelte, ein Hilfeschrei meiner Mutter und Strafworte waren die Folgen, das Kammermädchen wehrte meinen frevelnden Arm ab. Beschämt und sehnsüchtig sah ich dann der hellen Erscheinung nach, das Rollen des Wagens machte auf mein Kinderherz einen gemischten Eindruck von Wehmuth und Verlangen nach den ungekannten Herrlichkeiten. Zuweilen war auch im älterlichen Hause „Gesellschaft;" wir Kinder brannten dann vor Ungeduld in die Zimmer gelassen zu werden. Die Ausschmückung derselben, der Duft, die Erleuchtung, das Feierliche der Erwartung erregte meine Phantasie wunderbar und noch lange nachher bestand eines meiner kindischen Lieblingsspiele darin, ein Wachslicht anzuzünden und auszublasen, weil durch diesen eigenthümlichen Geruch die Erinnerung an die vielen Wachslichter wieder auflebte und an die geputzten Leute, zwischen denen ich mich bewundernd hindurchdrängen durfte, mich in einer Feenwelt glaubend. Noch jetzt ist dieser Eindruck nicht ganz erloschen; wenn ich die Wagen rollen höre und die erleuchteten Fenster eines Gesellschaftssaales schimmern sehe, überkommt mich eine Erinnerung daran wie ein Traumzustand und bewahrt mich vielleicht vor der Nüchternheit, dem Ueberdruß, der Eindruckslosigkeit, was man heutzutage Blasirtheit nennt. Wenn ich Seide rauschen höre, die Wohlgerüche der Battisttücher mich umduften, der künstliche Blumenflor beim Scheine der Wachskerzen erglänzt, gerathe ich in eine angenehm erregte Stimmung, die ich gern auf Euch übertragen möchte. Wollet Ihr mich vielleicht zu einem Feste begleiten, welches der Chef eines Landeskollegiums veranstaltete in den königlichen Räumen seiner königlichen Dienstwohnung? Da herrscht keine häusliche Calamität wie bei den oben erwähnten Gesellschaftsopfern, da findet keine Expropriation der verschiedenen Schlaf- und Arbeitszimmer statt behufs Umwandlung in Putzstuben und Boudoirs nach der Mode, da walten die Grazien des Reichthums, die Eleganz, die Bequemlichkeit und die Vornehmheit. Das Zauberreich des Luxus thut sich auf, wenn die Bedienten in weißen Glacéhandschuhen Euch die Flügelthüren öffnen; auf Spiegelwänden bilden Blumen und Blätterranken ein blüben-

des Spalier, lockender wie die Weißdornhecke, die Merlin gefangen nahm, silberne Candelaber mit dem feinen, reinen Lichte der Wachskerzen geschmückt, stehen wie Weihnachtsbäume zwischen dem Grün. Die Frauen und die Blumen sind bei Licht am reizendsten; wäre ich reich, ich dekorirte meinen Winterpalast nur mit Lichtern und Blumen. Doch ist die Reihe dieser schönen Vorzimmer fast immer leer, alles drängt sich in die Nähe des Tanzsaales, dessen Nebenzimmer mehr zur Unterhaltung und zum Ausruhen eingerichtet sind als die phantasiereiche grüne Einsamkeit des Blumensalons. Da stehen Sammetsessel und Atlassophas im Kreise gravitätisch mitten im Zimmer, als wollten sie im Rococokostüm eine Menuet zusammen tanzen. Nichts sieht malerischer aus, als wenn eine Dame dort ausruht, den Lockenkopf an die hohe Lehne des Sessels schmiegend und den weißen Arm wie eine Lilie auf den Purpursammt desselben hinlegend. Im Tanzsaal riecht die Glätte des Fußbodens noch frisch nach Wachs, ein Hauptingredienz der ächten Gesellschaftsatmosphäre; die Atlasfüßchen der Damen gleiten verstohlen prüfend darüber hin beim Eintreten, die kühle Temperatur, die hier noch herrscht, ladet dringend zum Tanzen ein. Aber dies Uhrwerk der Gesellschaft ist noch nicht in Bewegung gesetzt, die Orden an der Brust des Wirths schwanken noch fortwährend hin und her in Folge der unzähligen Verbeugungen zur Bewillkommnung der Gäste. Ihr könnt den Wirth nur kurzweg Excellenz nennen, das ist Euch bequem und ihm angenehm, denn er besitzt das Prädikat erst seit Kurzem, man nennt Amtsverhältnisse wie die seinen „eine brillante Carriere", in seinen Zügen liegt noch ganz deutlich der Ausdruck von Glücksüberraschung, der gerade nicht klug, aber gut aussieht. Ein hohes Amt ist das große Loos, auf das alle Staatsdiener hoffen und die Wahl, die sie trifft, ist auch meistens blind wie das Glück. Der Wirth spricht mit den ältern Damen und bringt Entschuldigungen vor, daß seine Gemahlin noch nicht erschienen ist, sie zu empfangen; unter tiefen Verbeugungen versichern diese ihm auf das Bündigste, sie seien weit entfernt diesen Umstand übel zu nehmen, als er sich aber einer andern Gruppe zugewendet, wird schon Tadel laut: „es ist unverzeihlich, eine Unart sondergleichen so auf sich warten zu lassen, wie eine Fürstin erst zu erscheinen, wenn die Gäste alle versammelt sind" murrten die Damen. „Man kann es ihr nicht so übelnehmen," sagte eine derselben begütigend, „sie ist nun einmal eine sonderbare Frau, die mehr unter Büchern als unter Menschen lebt." „Ich möchte auch wohl sonderbar sein," lachte eine muntere Brünette, „wenn das als Entschuldigung gilt; man kann sich unterm Schutze dieses Wortes von allen Lasten der Form und der Höflichkeitsregeln befreien." „Es wandeln mich schon sonderbare Gelüste an," setzte sie hinzu und blickte nach der Richtung des Tanzsaals, „wenn ich den Blumenflor dieser Mädchenwelt dort betrachte, so möchte ich für mein Leben gern ein junger Mann sein, einer jener privilegirten Schmetterlinge, ein Lieutnant oder ein Assessor." Ein schalkhafter Seitenblick streifte mich bei diesen Worten, der ich ganz nahe stand und den wachsenden Strom der Ankömmlinge an mir vorüberziehen ließ. Ich war eben mit wehmüthigen Reflexionen beschäftigt, die durch den Anblick des angepriesenen Mädchenflors geweckt waren. „Ihr armen schönen Kinder," dachte ich, „die Ihr jetzt so glücklich dem Augenblick lebt, Blumensträuße in den Händen, Freude im Antlitz, Liebeshoffnung und Glückssicherheit im Herzen, wie ganz anders wird die Wirklichkeit sich neben das Ideal Eurer Jugend stellen! Keine von Euch denkt jetzt daran, daß die hübschen, schlanken Partner Eurer fliegenden Tänze ganz gewiß nicht mit Euch durchs Leben tanzen werden, so gern sie es auch möchten. Du holde Blondine mit dem Rosenkranz über der weißen Stirn, sieh nicht so schwärmerisch auf zu dem Schnurrbart, unter dessen Schwärze schöne Zähne hervorlächeln und Schmeichelworte sich sachte zu Dir hinstehlen, das ist vergebens, wenn Ihr Euch noch so lieb habt, Ihr bekommt Euch doch nicht, Du mußt über kurz oder lang einen von den blasirten Brillenträgern dort wählen und verschmähst Du es, so stehst Du in zehn Jahren vielleicht hülflos da, mußt Gouvernante werden, oder um Unterstützung bitten, während dann Dein Vielgeliebter endlich eine reiche Frau aufgefunden, oder nachdem er drei, vier Mädchengenerationen durchgetanzt hat, irgend einen niedlichen Backfisch zum Altare führt, aber gewiß nicht mehr an Dich und Deine welke Blüthe denkt. Ihr armen schönen Kinder, die Ihr so lange ums Licht flattert, bis Eure hübschen Flügel versengt sind! Das Vergnügen consumirt Euch, Leib und Seele schrumpfen davon ein, aber keine Warnung hilft, die Tanzmusik lockt immer tiefer in die feurigen Kreise, die Gefahr reizt zu immer heftigeren Schwingungen. Alle Augen glänzen, alle Wangen färben sich, die Aufregung verschönert wie bengalische Beleuchtung, man sieht beinahe kein einziges häßliches Gesicht. Es herrscht eine eigenthümliche elektrische Bewegung in solchen Gesellschaften, die Aeußerlichkeit ist zur höchsten Potenz getrieben, alle die verschiedenen Anstrengungen, die zu diesem Zwecke gemacht wurden, wirken noch eine Zeitlang fort wie eine galvanische Strömung.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-

Magazin

der Allgemeinen

Modenzeitung.

№ 39.

1847.

Ein Gesellschaftsabend.

Von

F. v. H.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte wieder eine Anwandlung meines Kindheitsgelüstes, ich hätte die Atlasmantillen, die Moirekleider, die Maraboutfedern streicheln, die Perlen durch die Hand rollen und die Brillanten näher am Lichte funkeln lassen mögen. Neben dem Glanze zog mich aber mein Mitgefühl zu den Mittellosen, deren weibliches Genie schöpferisch aus dem Nichts zu gestalten versteht, die mühselig ein altes Gewand drehen und wenden bis es wenigstens eine ephemere Täuschung hervorbringt und am Abend für neu gilt, die ein Paar Glacéhandschuhe den künstlichsten Reinigungsprocessen unterwerfen, damit sie zum zweiten Male dienen können, die ein Paar defekte Schuhe mit Atlas zu verhüllen wissen, kurz die einen ganzen Tag nesteln und glätten, um am Abend auch ihr Fünkchen Licht leuchten und glänzen lassen zu können. Noch mehr Erfindungsgeist wird von denen verbraucht, die auch von der Natur mittellos gelassen sind; ich bin oft erstaunt darüber gewesen, welche Metamorphosen möglich zu machen sind; Damen, die kein Haar, keinen sichtbaren Hals, keine Farbe zu besitzen schienen, war es gelungen nicht nur diese Mängel zu verstekken, sondern sogar reizend auszusehen und beneidet zu werden von manchem Naturkinde, das die Fülle seiner Reize nicht in den Salonsschnitt zu bringen verstand und deshalb nicht so hübsch auszusehen vermochte als die Häßlichen. Die Damen der Gesellschaft machen nämlich einen jener feinen Unterschiede, welchen die Franzosen mit „Je ne sais quoi" bezeichnen, zwischen dem Talente sich gut anzuziehen und gut auszusehen; Schönheit und Putz sind nicht etwa wesentliche Erfordernisse dazu, sondern eben jenes „Je ne sais quoi", das aber, so viel ich bemerkt habe, in einem glücklichen Einklange von Anstand, Anmuth, Neuheit des Geschmacks und ein ganz klein wenig Phantasie besteht; zuviel von letzterer in Anwendung zu bringen bei der Toilette würde unfehlbar ans Lächerliche streifen und den guten Ton empfindlich verletzen, wie mir einstimmig versichert worden ist.

Es ging ein Murmeln durch die mir zunächststehenden Gruppen: „jetzt kommt sie, welch ein prachtvoller Anzug, gelber Damast, ah wie distinguirt: Kopfputz, Handschuhe, jede Kleinigkeit wie es zum Kleide paßt." „Das ist kein Verdienst, sie bekommt ja alles von Paris geschickt und bekümmert sich gar nicht um ihre Toilette, sie fährt von dem Sopha auf, wo sie unter Büchern gelegen, in die Kleider hinein und nimmt sich kaum Zeit in den Spiegel zu sehen, vor dem wir armen Creaturen stundenlang stehen," sagte wieder die muntere Brünette mit einem Stoßseufzer, „nun es sitzt ihr auch nichts" —; ich folgte der allgemeinen Richtung der Blicke und sah in einer eben geöffneten Seitenthüre wie in einem Rahmen ein Frauenbild stehen, das Gewand, gelber Damast, wie ich eben gelernt hatte, sah wie Goldstoff aus, es saß allerdings nicht, wie der technische Ausdruck ist, es hing in schweren Falten um Marmorschultern. Die hohe Gestalt stach auffallend ab gegen die übrigen modernen Figuren, sie erinnerte mich an ein Nibelungenbild; in der nachläßig herabhängenden Hand hielt sie einen Fächer von Federn im mittelalterlichen Geschmack und um die reichen braunen Haare schlang sich ein Goldgeflecht in ähnlicher Zeichnung. Das Antlitz war weiß und regelmäßig wie das einer Statue, nur um die Augen lag ein geheimnißvolles Dunkel, von dem Schattenkranz der Wimpern hervorgebracht; träumerisch und halbversteckt schweifte der müde Blick daraus hervor. „Sie soll verrückt sein," flüsterte es neben mir, ein Ausspruch, der mein Herz traf und mit dem lebhaftesten Interesse erfüllte; der Stempel höherer Naturen ist es ja von der Menge für wahnsinnig gehalten zu werden, Propheten, Gottbegeisterte, Dichter haben von jeher dies Schicksal gehabt, der Genius wird so oft mit dem Dämon verwechselt. Ich stand nun wie gebannt in Anschauen und Ergründen versunken; man sieht so selten in den Kreisen unserer höheren Gesellschaft Gestalten, denen ein Typus aufgeprägt ist; Halbheiten, Symptome von einer Eigenthümlichkeit treten wohl hervor, aber nichts Ganzes und Neues wie sich mir hier in der Erscheinung eines schönen Weibes darbot, dem die böse wie die gute Begabung der

Weiblichkeit so sichtlich zu fehlen schien. Keine Eitelkeit, keine lockende Gefallsucht, kein Frauenneid (jenes haarscharfe Bemerken fremder Fehler und talentvolle Verkleinern fremder Tugend), keine Neugier, keine Lust nach Tand und Putz, keine Glückshabsucht, kein Lauern der Schlauheit konnte jemals diese Züge getrübt haben, aber auch kein Liebeslächeln, keine neckende Anmuth, kein feuchter Blick des Mitgefühls, kein Hauch der Sehnsucht schien sie jemals verklärt zu haben. Mir fiel plötzlich die Frage ein: „ob sie Kinder hat?" „O nein, dann würde sie vernünftiger sein," war die Antwort meiner Nachbarin. Darin liegt etwas Wahres, dachte ich und folgte um so theilnehmender mit unverwandten Blicken jeder Bewegung der schönen Frau. Man wich ihr rechts und links mit einer Verbeugung aus, sie schien sich vergeblich auf eine Anrede und einen Haltpunkt in der Gesellschaft zu besinnen, sie regte die Lippen als wollte sie sprechen oder lächeln, aber es gelang ihr nicht die liebenswürdige Heuchelei aufmerksamer Höflichkeit sich anzueignen. Sonst besitzen die meisten schönen Gesichter diese glückliche Gabe Freundlichkeit auszudrücken ohne sie zu empfinden, während andere die tiefempfundenste nur durch ein unangenehmes Grinsen zeigen können; schöne Zähne verleihen dem Gesichte mehr Ausdruck als die schönste Seele es vermag. In sichtlicher Zerstreuung ging die junge Frau an allen Gruppen ihrer Gäste vorüber, bis ein Mann sich ihr näherte, der auf der Brust einen Stern trug und offenbar eine hohe geistliche Würde bekleidete; sein Blick ruhte mit väterlicher Theilnahme auf ihr, während er mit dem Anstande eines Weltmanns sie in eine lebhafte Unterhaltung verflocht. Ihre Züge heiterten sich dabei auf, sie sprach und lachte mit der Unbefangenheit eines Kindes, es war als hätte dieser milde Greis den Zauber gebrochen, der sie bisher zu umfangen schien, sie war aus ihrer Lethargie erwacht, die Augen strahlten und die Lippen rötheten sich. Unstreitig von der Lebhaftigkeit ihres Mienenspiels angezogen, sammelte sich alsbald ein kleiner Kreis um sie, der meistentheils aus Männern bestand, und zwar fielen mir mehrere schöne Köpfe mit reichem Bartschmuck darunter auf. „Wer sind die Herren dort?" fragte ich ein junges Mädchen, das blöde neben mir stand und wahrscheinlich sehnlichst wünschte zum Tanz aufgefordert zu werden. Meine Anrede schien sie zu überraschen, verlegen stammelte sie: „die bärtigen Herren dort? Das sind ja die Automaten der Provinz, von denen immer soviel in den Zeitungen steht, wenn Landtag ist." „Ach Sie wollen sagen Autonomen," lachte ich und verließ die beschämte Kleine, nicht ohne einen tröstenden Blick des Wohlwollens, den sie für eine Tanzhoffnung halten mochte, ihr zurückzulassen. Ich hatte unter den gut frisirten und schlecht rasirten Herren einen Freund, den Legationssekretär Balling, erkannt und eilte ihn zu begrüßen; er mußte mir über die schöne Frau, die für den Abend so schnell der Gegenstand meines ausschließlichen Interesses geworden war, genaue Auskunft geben können, da ihr Gemahl seit Kurzem sein Vorgesetzter war, indem er demselben als außerordentlicher Hülfsarbeiter überwiesen worden. Balling freute sich meiner Begrüßung aufrichtig und wollte bereitwillig mein Anliegen, mich der Dame des Hauses vorzustellen, erfüllen. Eine kleine Neckerei konnte er freilich nicht unterdrücken; mit Beziehung auf meine ungeschorenen Locken fragte er, ob ich als Maler oder als Dichter vorgeführt sein wolle, da ich gegen die Modeherren bedeutend absteche und irgend ein solches Metier dies motiviren müsse.

(Beschluß folgt.)

Hôtel Frascati

in Ingouville bei Havre.

(Zu dem Holzschnitte.)

Das Hôtel Frascati in Ingouville, dicht bei Havre, gilt seit einiger Zeit für die zweckmäßigste und angenehmste Seebadeanstalt und wird deshalb in unsern Tagen sehr zahlreich, namentlich von Parisern und Engländern, besucht. In den meisten Seebadeorten müssen nämlich die Badegäste vereinzelt in Häusern wohnen, wo sie eben eine meist nichts weniger als angenehme Wohnung finden und die Geselligkeit wird dadurch sehr gestört. Das Hôtel Frascati ist dagegen so eingerichtet und so großartig, daß Hunderte von Badegästen ihre Wohnung darin finden können, die so gleichsam als eine große Familie unter einander leben und überdies die Annehmlichkeit haben, die Bäder ganz in der nächsten Nähe haben zu können, da die Anstalt dicht am Meeresufer erbaut ist und bei der Flut die Wellen das Haus selbst bespülen. Es finden sich in dem Hôtel große Speisesäle, Billard- und Lesezimmer und hinter dem Gebäude zieht sich ein großer Garten hin, in welchem täglich Concert gehalten wird und in welchem die im Hause Wohnenden zu jeder Zeit umhergehen können, während die Leute aus der Stadt bei den Concerten Eintrittsgeld zu bezahlen haben. An der Table d'Hôte speisen gewöhnlich über hundert Personen. Mit einem Worte, allen, die Seebäder gebrauchen wollen, ist diese Anstalt bei Havre in jeder Art zu empfehlen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Hôtel Frascati in Ingouville bei Havre.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 40. 1847.

Ein Gesellschaftsabend.

Von

F. v. H.

(Beschluß.)

Indessen blieb mir keine Zeit zur Entscheidung, denn der Hausherr trat zu seiner Gemahlin und sagte im respektvollsten Tone: „Sr. Durchlaucht Prinz Mols wünscht mit Dir zu tanzen, liebe Alma," indem er ihr einen jungen Dragonerofficier zuführte. Sie verbeugte sich mechanisch und ihr Gesicht nahm wieder den zerstreuten Ausdruck an; sie tanzte nicht schön, es war als wenn ein Sturmwind sie triebe; das schöne Haupt mit der Flechtenkrone hielt sie wild hinten über und die Blässe ihrer Wangen wurde fast tödtlich, die Windsbraut hätte man so malen können. „Sie müßte nicht tanzen," sagte ich, „aber da sie es thut, ist's mir ordentlich lieb, daß sie schlecht aussieht dabei, es hätte mir wahrlich die Illusion zerstört sie im gemessenen Tanzschritt sich bewegen zu sehen." Balling sah mich etwas verwundert an: „meinst Du unsere junge Excellenz?" fragte er, „da hast Du Recht, die kann nicht tanzen und macht überhaupt alles anders wie die übrigen Menschen." „Erzähle mir etwas Genaueres von ihr," bat ich und zog ihn in eine Fensternische, wo wir die Tanzenden im Auge behalten konnten. „Ich muß wissen, ob sie geliebt hat — o gewiß ohne Liebe können die Frauen ja keine Geschichte haben, so wenig wie Fürsten, die den Thron nicht bestiegen haben; des Weibes Thron ist das Herz, die Lebensgeschichte einer Frau muß deshalb immer eine Liebesgeschichte sein." „Das glaubt Ihr Novelliſten und bindet es unsern armen jungen Mädchen auf," sagte Balling und lachte über meinen Pathos. Dann wurde er plötzlich ernsthaft und fügte beinah feierlich hinzu: „ich aber sage Dir, diese Frau weiß von keiner Liebe." „Nun denn, so ist sie doch sicherlich viel geliebt worden, wie wirkte das auf sie?" „Sie hat es nie gemerkt," erwiderte er. „Dachte ich es doch," rief ich, „sie ist eine Undine, der die Liebe erst eine Seele einhauchen muß." „Romantischer Unsinn," murmelte Balling mit verdrießlicher Miene, „sage lieber, weil sie ganz Seele ist, konnte sie das irdische Gefühl nicht kennen." „Wie, Du zweifelst an der Göttlichkeit der Liebe? Sie ist der eigentlichste Pantheismus, sieh nur um Dich, findest Du sie nicht im Großen wie im Kleinen, immer allmächtig und immer rührend." „Ja sieh nur um Dich und Du wirst immer dieselbe Grundursache finden: die Eitelkeit," sagte Balling bitter, „das Paar dort in der andern Fensternische erscheint Dir vielleicht nicht so rührend wie mir; sieh, der junge Mars weicht nicht von der Seite jener wattirten Grazie, obwohl er gewiß gelernt hat Fleisch von Baumwolle zu unterscheiden, sie fesselt ihn mit der Gewalt ihrer Blicke, in denen sich die rührendste Dankbarkeit ausspricht, daß er sie liebt trotz ihrer Häßlichkeit — denn mit dieser ist gewöhnlich mehr Eitelkeitsdurst vereinigt als mit Schönheit selbst." „Nun gut," unterbrach ich ihn, nicht ohne über seine bittere Kritik zu lachen, „Du mußt mir doch wenigstens zugeben, daß gerade dieser junge Mann ein Argument gegen Deinen Satz ist, er liebt die Reizlose doch gewiß nur um der Liebe willen." — „O nein, sie hat sicherlich auf irgend eine Weise seine Eitelkeit gereizt, durch Entgegenkommen oder eine pikante Redensart." „Aber der Tanz ist vorüber, willst Du mich nicht endlich der Dame des Hauses vorstellen?" „Nein," sagte Balling, „es ist nicht mehr passend, die Gesellschaft wird bald auseinandergehen." In der That fingen die bunten Bilder der Zauberlaterne an zu verschwinden, die Lichter drohten zu erlöschen, es wurde leer, wie an einem Badeorte, wenn Herbstblätter rauschen.

Eine Billardpartie.

Von

Adolph Görling.

Der ritterlichste, excentrischeste und liebenswürdigste Held in Napoleons Gefolge, Joachim Mürat, war als König des im Blütenschmucke ewiger Jugendschönheit pran-

genden Neapels gekrönt. Mürat und die glutherzige Karoline Marie Anonciade — beiläufig ein Paar, wie es der „Amadis de Gaule" oder der „Artus et la Table ronde" nicht romantischer aufweisen — bestiegen den Thron, welcher mit Lorbeer, Pomeranzen und Citronen umkränzt war, unter deren Blätter sich damals noch keine düstre Cypresse von den kahlen Apenninen mischte.

Joachim, der Abgott der „macaroniessenden" Neapolitaner, mit dem feurigen Blute und der Phantasie der Süditaliener, mit der Grazie eines provencalischen Ritters und der Energie eines alten Römers ausgestattet, fing an den König zu spielen.

Das königliche Schloß schien sich in Armidens Zauberpalast verwandelt zu haben. Feste von nie geahnetem Glanze drängten sich und riefen den Adel, welcher nicht ausgewandert war oder nicht mürrisch und finster sich in seinen alten Steinnestern abgesperrt hatte, täglich zu dem jugendlichen Herrscherpaare.

Kriegerische Pracht durchwogte die Stadt der „malerischen Zerlumptheit" und Männerthat fing an in dem Paradiese der Erde statt des weibischen far niente sich geltend zu machen. König Mürat säuberte seine Grenzen vom Feinde und blockirte die Insel Capri, wo sich die Engländer unter Hudson Lowe fast im Angesichte Neapels festgesetzt hatten und hartnäckig behaupteten.

Das Interesse an diesen Kämpfen war jedoch matt und farblos gegen die Spannung, womit man in Neapel die Blicke auf Calabrien richtete.

Calabrien ward mit Feuer und Schwert unterworfen. Die Banden der kühnen Gebirgssöhne wurden von französischen Bajonetten zersprengt. Ihre Anführer traf die grausame Strenge der Kriegsgesetze. Die Insurgenten, unter denen die berüchtigsten Helden der Heerstraßen die erste Rolle spielten, wurden als „Brigands und Banditen" eingekerkert oder niedergeschossen.

Mit banger Erwartung verfolgten die Neapolitaner den Kampf der königlichen Truppen mit dem entschlossensten dieser Räuberchefs. Er hieß Minatoli, auch kurz Natoli, der Erste seines Namens, welcher mit einem späteren Namens- und Handwerksgenossen nicht zu verwechseln ist. Nach dem blutigsten Widerstande erlag der Bandit. Seine Tapfern wurden einzeln wie das Wild gehetzt und verfolgt. Er selbst aber ward eines Morgens von König Joachims Carabiniers, an Händen und Füßen gefesselt, im Triumphe in die Stadt und oben in die Kasematten des Castells St. Elmo gebracht. Nachdem die Richter etwa acht Tage damit zugebracht hatten, den Banditen um den Aufenthaltsort von den übrigen Häuptern des Aufstandes, um ihre Pläne, Verbindungen und geheimen Alliirten vergebens zu befragen, verurtheilten sie Minatoli zum Tode.

Joachim hatte das Urtheil unterzeichnet und dem Banditen die Begnadigung verweigert, welche wider Minatolis Willen von vielen Stimmen beim Könige für ihn nachgesucht wurde. Mürat wollte keinen Aufschub der Execution; aber die Franziskaner behaupteten, der Bandit bedürfe wenigstens einer Frist von acht Tagen, um sich auf seinen letzten Gang vorzubereiten und seine Seligkeit zu retten. Das Volk murrte, der Adel schmollte und Mürat mußte die Frist bewilligen.

An dem Abende, an welchem er diesen Aufschub der Hinrichtung Minatoli's befohlen hatte, befand sich König Mürat mit seinem Lieblinge, dem Sänger Larose, in einem seiner mit feenhafter Pracht ausgestatteten Boudoirs.

Die glänzende Soirée, bei der Larose mit der Signora Chiovani gesungen hatte, war noch lange nicht geschlossen. Joachim aber, welcher gleich seiner schönen Königin in der ersten Zeit mit wahrer Unersättlichkeit den berauschenden Weihrauchduft einsog, der ihm bei solchen Festen mit südlicher Ueberschwänglichkeit von allen Seiten geopfert wurde, Joachim ward schon dieser Triumphe überdrüssig. Sie genügten seiner maßlosen Eitelkeit nicht mehr, sie wurden ihm sogar verhaßt. Joachim hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß man den „König" feiere, um Joachim Mürat aber sich durchaus nicht kümmere, — eine unangenehme Bemerkung für einen Mann, der sich wie König Mürat auf seine körperliche Kraft und Gewandtheit, auf seine Schönheit und Liebenswürdigkeit, nicht weniger auf seine pittoreske Tournüre mehr einbildete als auf Alles, was es sonst in der Welt geben mochte... Joachim ließ also die Königin in dem Marmorsaale allein und schickte sich an, draußen in dem magischen Helldunkel einer paradiesischen Sommernacht den König von sich zu werfen und als Joachim Triumphe zu feiern, die tausendmal pikanter und bezaubernder als diejenigen waren, welche er im Palaste erringen konnte.

Joachim legte befriedigt lächelnd die letzte Hand an seine Toilette, indeß Larose, an einen großen Stuhl gelehnt, die Arme gekreuzt hielt und sehr schwermüthig und niedergeschlagen aussah.

Der König war in hellfarbigen Unterkleidern. Die prächtige Weste — eigener Erfindung — ließ ein reichgesticktes Hemde sehen, dessen Kragen über ein himmelblaues kurzes Schifferjäckchen zurückgeschlagen war. Auf den dichten schwarzen Locken, die so prachtvoll frisirt waren, daß man der daran verschwendeten Kunst nicht gedachte, trug Joachim die malerische Mütze der Fischer und Gondoliere. Einen schöneren Neapolitaner wiegte der Golf nimmer auf seinen silberfarbenen Wogen.

Larose, ein hübscher Pariser mit tiefen braunen Augen und einer majestätischen Frisur zeigte aufs Vortheilhafteste seine mädchenhafte Taille, indeß er seinen schwarzen Frack fest zugeknöpft trug. Er war der Besitzer eines so schönen Beins, daß er sich dadurch den bittern Neid und die glühende Feindschaft seiner Collegen und aller der Damen vom Theater zugezogen hatte, deren reizende Fuß-

knöchel Monsieur Larose nicht der Beachtung würdig gefunden hatte. *)

Mürat schlug einen kurzen Mantel mit der Grazie und der Kunst eines Spaniers um die Schultern und streckte im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit stolz die Hand aus.

„Jetzt en avant, Larose! Du machst die Vorhut. Aber hier die kleine Freitreppe hinunter und durch die Bosquets. Es taugt nicht, wenn die Königin ihren Freund als Harun al Raschid aufheben ließe . . ."

Larose hielt den Hofhut in der Hand und drehete und wandte ihn mit einer Verlegenheit zwischen den Händen, die dem Grazieusesten der Grazieusen sehr komisch stand.

„Sire!" murmelte er stockend.

„Nun?"

„Bevor ich von hier gehe," sagte Larose Muth fassend, „werde ich um eine Gnade nachsuchen . . . Ja, mein König! So oft schon befahl mir Eure Majestät eine Bitte zu thun . . . Diese Bitte, welche mir bisher durchaus nicht einfallen wollte, ist gefunden . . .

Mürat sah ihn mit blitzenden Augen und mit einem Lächeln an, das schon ehe er sprach Gewährung verkündigte.

„So sprich doch, Louis, sprich doch! Aber ich bitte Dich, spare Deinen rednerischen Pomp; denn Du siehst, ich habe Eile.

„Kurz also, Sire! Ich bitte um das Leben des Banditen; ich bitte um Gnade für den Minatoli!" rief Larose, indeß er eine Bewegung machte, als wenn er dem Könige zu Füßen fallen wollte.

Mürat verhinderte ihn schnell daran, sah ihn ziemlich überrascht einige Augenblicke an und erwiederte sehr bestimmt:

„Kurz und gut — nein! Jetzt geh und besinne Dich auf eine bessere Bitte!"

„Ach mein König!" bat Larose so hinreißend, daß Mürat ihn ziemlich bewegt anblickte.

„Wer hat Dir das in den Kopf gesetzt, Larose?"

„Ich sage ja, daß ich es selbst ausgedacht habe . . ."

„Lügen, Louis!"

„Ich habe eine Schwachheit für Charaktere, wie derjenige Minatolis ist. Ich bin Neapolitaner geworden, Sire, und ich sehe in dem Räuber nur einen gefeierten Helden, einen ruhmbedeckten Märtyrer für das Privilegium der Plünderung und des Kehlabschneidens. . . Und jetzt, Sire, betheure ich im feierlichen Ernste: Ihre glänzende Popularität steht auf dem Spiele. Sie ist verloren, wenn Sie diesen Räuber zum Märtyrer machen. Die jungen Männer fluchen über die Hartherzigkeit und Tyrannei Eurer Majestät. Die Gondoliere schweigen, da der Fall ihres Lieblings ihnen den weitern Stoff für ihre Improvisationen abschneidet. . . Wollen Sie, Sire, den Golf von Neapel stumm werden lassen? Noch mehr! Die Damen und Weiber und alle hübschen Mädchen seufzen und beten für den Banditen und gedenken des Königs Joachim sehr unfreundlich; denn Minatoli, nach Eurer Majestät der schönste Mann Italiens," Mürat biß sich in die Lippen, „der Anbeter und galante Ritter des schönen Geschlechts ist durch seinen Muth und seine List berühmt. Gnade also, Gnade!"

Louis Larose machte ein so jämmerliches Gesicht, daß es zu seinen heitern Worten den schärfsten Contrast abgab. Mürat besann sich abermals, dann runzelte er die Stirn.

„Der Aufschub mit der Hinrichtung ist bewilligt; aber aufgehoben wird sie nicht! Kein Wort mehr. Die Canaillen wollen ihm durchhelfen; zufällig liegen auf der Sternschanze meine Burschen von der Consulargarde, von denen jeder ein doppelter Cerberus ist. Der Bandit wird erhalten, was er dreifach verdiente; dieser elende Held vom Rabensteine soll seinen sechszehn Kugeln nicht entrinnen! Ich will diese Aufrührer bändigen, ich will sie bändigen .. Aus mit der Sache! Du aber, mein liebenswürdigster Louis, kränke Dich nicht! Komm mit mir! Ich werde mich besinnen, wie ich Dir ein königlicheres Geschenk als den Kopf dieses Elenden geben kann. ."

„Ach, ach!"

„Und jetzt sprich mir von jener Göttin! Erzähle mir von Margarita, der neuen Armida! Aber leise, Louis, leise. Königinnen haben sehr feine und sehr viele Ohren! Margarita! Vorwärts, oder bei Gott, Du wirst mich aufbringen!"

Larose ging tiefsinnig voran, die Treppen hinab, durch die Gebüsche und schlug den Weg zur Chiajastraße ein.

„Aber sie wird doch sicherlich nicht fehlen," flüsterte Harun al Raschid, sich dicht neben dem Tänzer haltend.

„Sie ist dort, Sire!"

„Hinter jenen Café's, jenseits der Allee."

„Wir gehen über den Quai, durch jene Orangengebüsche der Terrasse zu und Margarita wird uns nicht entgehen."

„Ah, sang de Dieu! Welcher Wuchs! Welches Auge! Und diese Stimme! Ritta, Du bist anbetungswürdig, aber Dein Cavalier ist Deiner werth! Weißt Du noch, was sie über meine linke Hand bemerkte, Louis?"

„In der That nicht, Sire . . ."

„Dies ist einfältig von Dir, verstehst Du! Und ich hab's auch vergessen, zum Teufel! Aber ich schwöre, daß ich noch kein geistreicheres Compliment erhalten habe! Geh doch näher zu mir und blase mir den Dampf Deiner Havanna zu. Ich kann nicht rauchen, weil ich küssen werde;

*) Larose trug natürlich kurze Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe und Damenschuhe.

aber diese aromatischen Wolken wirken zauberhaft auf meine Nerven."

Larose gehorchte mechanisch und sang unbewußt mit höchst erschütterndem Ausdrucke in mezza voce:

„Di tanti palpiti!"

„Di tanti pene!"

So strichen die Beiden durch die halberhellten Gebüsche und gingen über die durch blendende Streiflichter von den Café's her eigenthümlich beleuchteten Rasenplätze.

2.

An den Terrassen angekommen, wandte sich Louis Larose an seinen königlichen Gondolier.

„Sire, Madonna fehlt!" bemerkte er zögernd. „Bleiben Sie hier an diesem alten Olivenbaume nur einige Minuten stehen, damit ich die Gebüsche und die Gänge in diesem verfallenen Gemäuer recognoscire."

„Bitte, Louis!" lachte Joachim. „Ich werde die weiße Hindin selbst aufzutreiben wissen. Immerhin diese Gebüsche und diese romantischen Ruinen durchkrochen, die beiläufig verteufelt fest gewesen sein müssen.... Der Lohn ist einer Schlacht, viel mehr aber der süßen Mühe eines müssigen Flaneurs würdig!"

Larose ergriff den König ohne Umstände beim Arme.

„Ein Wort, Majestät! Bedenken Sie wohl, wenn Sie sich weigern, meinen Anordnungen sich zu fügen — ich bitte tausendmal um Vergebung, so werden Sie Signora Ritta sicherlich nicht sehen."

„Du? Es ist schade, Spitzbube, daß es hier zu dunkel ist, als daß ich Deine Züge jetzt in diesem interessanten Augenblicke beobachten könnte. Was ist dies, Larose!"

„Einfach die Bestimmung der Dame selbst," erwiederte der Sänger mit zitternder Stimme, als Mürat einen rauhen, fast drohenden Ton angenommen hatte.

„Margarita, sagst Du?" fuhr der König etwas sanfter fort, durch den Gedanken an die Schöne und durch die Bemerkung der Angst seines Günstlings beschwichtigt. „Beruhige Dich, mein Freund. Sie hat befohlen und ich werde mich ihren geheimnißvollen Anordnungen mit geschlossenen Augen fügen. Ich bin sicher, Monsieur Larose, daß wir beide nicht etwa wie auf Ihren Brettern Komödie spielen und die Rollen gewechselt haben . . . Jetzt geh!"

Larose flog mit Pfeilesgeschwindigkeit fort.

3.

Im dichtesten Gebüsche, da wo sich die cyklopischen Gemäuer einer verfallenen Römerburg erhoben, hielt Louis Larose eine schlanke weibliche Gestalt fest mit den Armen umfangen. Das Frauenzimmer hatte den Kopf auf die Schulter des Parisers gesenkt und weinte, indeß sie leise schluchzte. Als sie wieder aufblickte, konnte man in dem Helldunkel der Nacht, in dem schwimmenden Sternenlichte ein Antlitz von bezaubernder Schönheit entdecken.

Margarita hatte den Capüchon an ihrem schwarzseidenen Ueberwurfe zurückgeschlagen und zeigte die edlen Umrisse eines jener klassichen Köpfe Titians, von deren Anblick der Beschauer sich nicht loszureißen vermag. In dem Sternenstrahle sah man den matten Glanz ihres dunklen Haars, das Blitzen ihrer Perlenzähne und das Funkeln ihrer großen Augen, wahre nachtschwarze Sonnen.

„Er ist verloren!" murmelte Ritta, indeß sie fast in den Armen des Sängers hing. „Er ist ohne Gnade verdammt, Louis? Unmöglich! Es kann nicht sein ... Mürat ist kein Tiger und Minatoli ist ein Held, der für seinen rechtmäßigen König focht und der seit Beginn des Krieges keinem Wanderer das: Faccia in terra! zugerufen hat."

„Es ist so, Ritta und ich kann's nicht ändern! Tomaso muß sein schweres Geschick als ein Mann tragen."

„Nie, Corpo d'Iddio!" sagte die Neapolitanerin, indeß sie sich aufrichtete und wie eine Pantherin die Zähne aufeinander setzte, daß sie knirschten. „Mein Bruder soll nicht sterben, bevor dieser eitle Franzose, den Ihr König nennt, vor ihm hingegangen ist. Gestern ist mein jüngster Bruder Matteo angekommen ... frei wie ich. Wir werden den Tyrannen nicht verfehlen!"

„Pour l'amour de Dieu!" murmelte Larose außer sich und wie Espen zitternd. „Schweig, Unglückselige. Keine funfzig Schritt von hier stehen französische Schildwachen und er selbst ist dort ... dort ..."

„Was willst Du!" erwiederte Ritta mit wildem Tone, indeß sie sich von Larose's Umarmung losmachte. „So zeige mir ein anderes Mittel, um Tomaso zu retten ... Bringe mich zur Königin Carolina, damit ich sie erweiche und ihr Erbarmen hervorrufe! Bringe Matteo zum Könige! Er ist weniger stolz als Natoli; er wird für den armen Tomaso Alles sagen, was Joachim verlangt. Er wird die Engländer verrathen. Ich weiß, daß er von Capri kömmt; die Begnadigung für Tomaso und er wird Eure Soldaten ohne Schwertstreich zu Herren der Insel machen und die Engländer in ihre Gewalt liefern... Geh! ich werde mich ihm entdecken; Mürat hat ein ritterliches Herz, bei St. Gennaro!"

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 41. 1847.

Eine Billardpartie.

Von

Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

„Thu's nicht, Margarita! Du kennst ihn nicht! Du verstehst dies launische, jeden Augenblick von einem Extrem zum andern überspringende Gemüth nicht, das im tiefsten Grunde stets zu Gewaltthätigkeiten geneigt ist. Versuche den Bären, nein, den Tiger nicht! Er wird Dich mit einem Fluche von sich stoßen und Dich und Matteo als Verbrecher, als die Genossen eines Banditen behandeln."

„Ach, Louis, Louis! Du weißt also keinen Rath ..."

Der Komiker drückte seine Lippen auf Margarita's geschlossene Augen und ließ das Mädchen dann sanft in das üppige Gras an den Fuß eines mächtigen Citronenbaumes sinken. Er kreuzte die Hände auf dem Rücken und ging auf einem kleinen Raume mit weiten Schritten hin und her.

„Nur List führt hier zum Ziele!" murmelte Larose. „Und sollte mein Kopf so stumpf sein, um nicht und zwar auf der Stelle eine Intrigue zu erfinden, um Seine Majestät zu unserm Willen zu zwingen? Rasch noch fünf Minuten und das Lustspiel muß so weit fertig sein, um augenblicklich in die Scene gesetzt zu werden."

Larose stand still wie Hamlet, wenn er zu seinem Monologe ausholt.

Tiefes Schweigen.

„Ich kenne seinen Meister nicht!" sagte Larose plötzlich dumpf.

Abermalige Pause.

„Margarita!" sagte er endlich. „Die Rettung des Gefangenen ist möglich, wenn Du eine Bedingung lösen kannst. Du wirst ganz Neapel durchfliegen, Geld mit vollen Händen auswerfen und nicht eher rasten, bis Du den besten Billardspieler, welcher hier aufzufinden ist, zur Stelle gebracht hast ..."

„Ich begreife Dich nicht ..."

„O, Du wirst schon, schönste Freundin ..."

„Der beste Billardspieler nicht allein von Neapel, sondern von ganz Italien ist mein Bruder Matteo, welcher von Jugend auf bis er die Büchse nahm und ins Gebirge ging, im „Englischen Hofe" Kellner gewesen ist ..."

„Und er versteht noch die Kunst."

„O ich schwöre es!"

„Nun, dann steh auf. Höre meine Instruktion und spiele danach genau Deine Rolle."

4.

Die schöne Margarita fiel vor dem stolzen Gondoliere nieder, statt ihm ihre rosigen Lippen zum Willkommen zu bieten.

„Sang de Dieu!" sagte Joachim sehr erstaunt. „Ists heute Abend wirklich darauf angelegt, mich durch die sonderbarsten, geheimnißvollsten Auftritte ganz um meine Geduld zu bringen? Ich habe hier eine halbe Stunde wie ein verlorner Posten gestanden, habe mir, ohne daß ich daran dachte, durch mein Käuen den Nagel meines linken Daumen unerhört verschändet und jetzt, da ich eine Art Belohnung für alle diese Unbegreiflichkeiten und Verdrießlichkeiten wie für meinen verstümmelten Fingernagel erwarte, jetzt geht diese Komödie von Neuem an ... Parbleu! Steh auf! Was soll dies bedeuten?"

„Ah, Sire ..." sagte Margarita.

„Verdammtes Schauspielervolk!" fluchte Mürat, indeß er einen wüthenden Blick auf Larose schoß. „Warum konntest Du altes Weib das Maul nicht halten."

„Vergebung, Sire!" bat Larose. „Die Dame hat mich überlistet, wie ich sie überlisten wollte. Ein Wort genügt, um meine Unschuld darzuthun. Statt Margarita, des schönen Fischermädchens, liegt die Gräfin Margarita d'Aglietti zu den Füßen Eurer Majestät."

Mürat hob die Knieende rasch auf. Der König schien sich im ersten Augenblicke in die veränderte Lage der Dinge nicht finden zu können. Er beklagte sich über Margaritas Betrug. Da er aber die Hand der schönen Italienerin eben so hingebend, eben so feurig und — wie er meinte — vor Liebe bebend in der seinigen fühlte als sonst, so war der Zwang des ersten Augenblicks sehr bald ausgeglichen.

„Ah, schöne Gräfin," seufzte der schöne Held, „Sie machen mit mir was Sie wollen und ich habe kaum einen Einwand, eine Bemerkung dagegen. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, denn die Liebe kann nur dulden. Betheuern Sie mir nur, daß diese Metamorphose keine Aenderung in Ihrer Freundschaft für Ihren königlichen Diener hervorbrachte und ich bin mit allem zufrieden . . ."

„De grace, Sire . . ." flüsterte Margarita.

„O, ma bella!" erwiederte Mürat und schloß sie an seine Brust. „Ich fand Margarita wieder! Du bist noch dieselbe wie gestern . . . Ich bin glücklich. Und jetzt, kleine Falsche, setze Dich hier neben mich und plaudere mit mir und erzähle mir Deinen kleinen Roman, welchen Du mit mir zu spielen so gütig warst. Larose wird inzwischen ein wenig die „Sentinelle" machen."

Margarita gehorchte und ließ sich neben dem Könige nieder.

„O, Sire! Sie sahen mich und bevor noch Signor Larose mit Ihrem Gruß und Ihren Blumen kam, da liebte ich Sie bereits."

„Und Du wußtest, wer ich war?"

Ritta nickte.

„Schelm, und warum verläugnetest Du Dich?"

„Ich fürchtete mich; denn damals, vor acht Tagen, stand ich allein und ohne Schutz in Neapel . . . Gegenwärtig aber ist mein Bruder zurückgekehrt. Er kömmt aus dem Dienste des Oesterreichers; er verließ Franz II. um König Joachim zu dienen. Ich darf die Maske abwerfen. Es war sogar Pflicht für mich. Tief niedergeschlagen hat Matteo d'Aglietti, Sire, von Ihrem Stabe den Bescheid empfangen, es sei für ihn hier keine Aussicht sich Lorbeern zu erwerben; er möge gehen, woher er gekommen; es seien der verdächtigen Personen ohnehin zu viele in Neapel."

„Und was ist Ihr Bruder, schönste Margarita?" fragte Mürat aufhorchend.

„Er ist Major vom Geniekorps und er behauptet, daß er Capri in vierundzwanzig Stunden in die Hände Eurer Majestät bringen kann . . ."

„Sachte, Madonna, sachte! Und also um den Schmerz Ihres Bruders zu endigen, um es ihm möglich zu machen, daß er mir Capri in einer Nacht erobert, wagten Sie vorhin diesen glänzenden Fußfall?" (Mürat hatte dies Niederknien nämlich durchaus nicht ungern gesehen).

„So ist's, Sire, und wenn . . ."

„Der Major d'Aglietti ist mir willkommen, theuerste Ritta."

„Und Sie wollen ihn sehen, mein König und mein Freund?"

„Frage doch nicht, reizende Armida! Dein Wunsch ist Befehl für Deinen Ritter!

„Er kömmt also nach Hofe . . ."

„Sicherlich! Aber auch Du wirst nicht fehlen. Ich habe vergebens nach einem Sterne neben . . . neben der . . . Königin . . . (dies sagte er leise und etwas betreten) gesucht. Eh bien, ich habe diesen Stern gefunden und von jetzt an werde ich mich immer mit Entzücken in seinem Strahle baden können, ohne mich der Gefahr einer Entdeckung meiner abenteuerlichen Fahrten auszusetzen!"

„O, ich danke, ich danke! Aber wer wird uns, die Fremden, bei Hofe einführen?"

(Fortsetzung folgt.)

Norrköping.

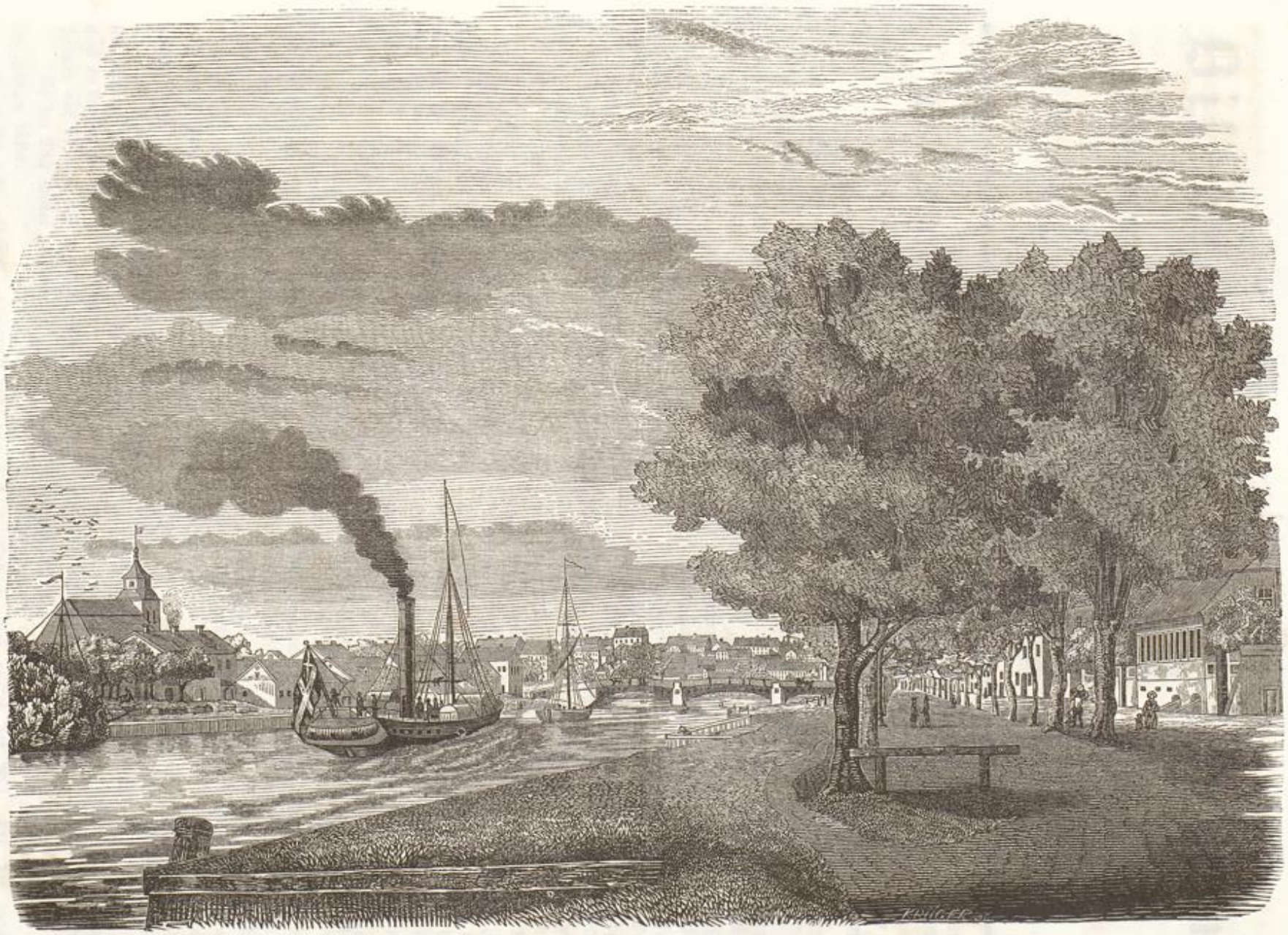
(Nach einer Originalzeichnung.)

(Zu dem Holzschnitte.)

Norrköping, in welcher Stadt am 19. Octbr. 1846 die Statue des Königs Karl XIV. Johann, deren Abbildung wir diesmal den Lesern vorlegen, enthüllt wurde, ist eine der größten Städte Schwedens, deren Bevölkerung sich auf 10 bis 12,000 Einw. beläuft. Sie wird von dem Motala-Elf durchströmt, der hier sehr schöne Wasserfälle bildet und sich zwei Meilen von der Stadt in die Ostsee ergießt. Norrköping verdankt seine Verschönerungen den häufigen Feuersbrünsten, von denen es heimgesucht worden ist; namentlich hat der Brand von 1822, welcher über 600 Häuser zerstörte, eine regelmäßigere und schönere Anlegung der Stadt veranlaßt; hübsche Häuser von Stein sind an die Stelle der alten hölzernen Baracken getreten, so daß Norrköping jetzt auch eine der schönsten Städte Schwedens ist. Ehemals war sie stark befestiget und hatte eine Citadelle, welche sich auf einem Felsen auf einer Insel des Motalastromes erhob. Unter Erich XIV. im Jahre 1567 bemächtigten sich die Dänen dieser Stadt und legten sie in Asche. Im J. 1719 wurde sie abermals verbrannt und zwar von den Russen, welche eine Landung an der benachbarten Küste ausgeführt hatten. Das Feuer verzehrte damals die ganze Stadt, so daß auch nicht ein Haus stehen blieb.

Es wurden auch in Norrköping mehrere Reichstage gehalten, namentlich versammelte die Königin Margarethe 1404 da die Stände des Reiches. Jetzt gehört die Stadt zu den gewerbfleißigsten Städten Schwedens und treibt einen sehr ansehnlichen Handel.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



Norrköping.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 42. 1847.

Eine Billardpartie.

Von

Adolph Görling.

(Fortsetzung und Beschluß.)

„Male-peste,' mein Täubchen, wofür besäße Dein Lancelot Hofmarschälle und Kammerherren und Gott weiß welchen Schwarm von dienstbaren und unnützen Geistern? Wo wohnst Du, angebetete Ritta."

Mürat bebte bei dieser Frage, denn die Aussicht auf unbelauschte, geheime Besuche schwebte ihm einen Augenblick vor der Seele.

„Drüben, im Palaste Ferandella am Quai!" sagte sie mit dem Finger unbefangen in der Richtung nach dem alten Steinklumpen deutend.

„Aber der ist ja unbewohnt, meine ich!"

„Das scheint nur so; wir wohnen dort."

„Bon! Morgen schicke ich Dir den Marchese de Gallo. Er wird Dich morgen Abend, sammt dem Major, mir und der Königin vorstellen . . . Aber Du wirst Dich nicht verrathen, daß Du den Gondolier kennst, Schönste."

Ein heiteres Gespräch folgte, von der Art, wie es für Liebende so große Reize besitzt. Es ist dasselbe, was jede dritte Person durchaus unausstehlich findet, weswegen wir das Geschwätz billig unterdrücken.

Nach einiger Zeit schied der König verliebter als je von der Schwester des Banditen. Laroſe schützte Krankheit vor und wußte sich baldigst von ihm loszumachen. Wie ein flüchtiges Reh eilte der Sänger zu seiner Geliebten zurück.

„Ah, Santa Madonna, welche Qual in der Nähe dieses Mannes zu sein!" murmelte Margarita, ihren Kopf matt an Laroſes pochende Brust lehnend. „Aber es gilt für Tomaso und da darf mir dies Opfer nicht zu groß sein."

„Er hat Dich wieder geküßt, arme Ritta," murmelte der Sänger düster.

„Nein! Ich hab's glücklich und geschickt verhindert... Es ist vorüber! Aber jetzt beginnt unsere Arbeit! Wir müssen den Palast Ferandella noch heute Nacht dem alten Castellan der Ausgewanderten abmiethen; wir müssen Möbeln und Schmuck, wir müssen Dienerschaft haben, damit der Marchese di Gallo keinen Verdacht faßt . . . Voran!"

Und die Liebenden eilten rasch davon und warfen sich in einen Lohnwagen.

5.

Dank dem Golde des gefangenen Räubers Natoli, welcher vor den gierigen Fäusten der französischen Carabiniers und Füseliere glücklich gerettet war, bot der alte Palast di Ferandella an der Chiaja einen imposanten Anblick.

Reich galonnirte Diener standen an den finstern Pforten. Die Scheiben der schmalen Fenster blitzten wie Diamanten und prächtige Vorhänge und Blumen hinter denselben zeigten, daß Leben in diese alten Mauern zurückgekehrt sei. Zwischen den Blumen des Balkons halb versteckt, war Margarita in ihren Sessel gesunken und überdachte mit geschlossenen Augen und mit vor innerer Beklemmung fieberhaft gerötheten Wangen die nächste Zukunft. Indeß schallten und klatschten aus den Sälen neben dem Balkone heftige Stöße der Queues und die Elfenbeinbälle eines Billards trafen mit einer Heftigkeit wie zwei im Fluge sich begegnende Kanonenkugeln zusammen.

Ging man dem Geräusche nach, so kam man in einen breiten Saal, wo zwei Billards etwa acht Fuß von einander entfernt aufgestellt waren.

Ein gedrungener breitschultriger Mann in schwarzem, fashionablem Anzuge stieß wie ein Rasender. Sein schlichtes, pechschwarzes Haar schien so eben erst von dem Friseur modisch geschnitten, sein blauer Bart so eben erst abgeschoren zu sein. Der braune, stolz und wild blickende Mann — er war etwa achtundzwanzig Jahr alt — faßte sehr oft neben dem Ohre fort und griff in den Wind oder strich sich stolz über das glatte Kinn . . .

„Maledetto! Vergesse ichs denn immer . . . Das Haar ist fort und ach, mein stolzer Bart . . . Was wird Pepa sagen, wenn sie ihren geschorenen Tiger wieder sieht . . . Aber vorwärts . . . Ins Eckloch mit Doppelcarambole . . ."

Und er stieß wieder den Ball, daß der andere getroffene mannshoch in die Höhe, über den Raum zwi-

schen den Billards und auf das gegenüberstehende Billard sprang, um hier augenblicklich in dem mit lauter Stimme vorher bezeichneten Loche zu verschwinden.

Der blasse Larose, das Queue in der Hand, beobachtete mit höchster Spannung jede Bewegung des Spielers.

„Nun, Larose, was sagst Du? Du hast mit dem Könige gespielt... Wer ist stärker, er oder ich?"

In diesem Augenblicke ward der Marchese di Gallo angemeldet und in zehn Minuten rollten Margarita, Matteo Natoli und Louis Larose dem königlichen Palaste zu.

6.

„Sie glauben also, Major," sagte Joachim, „daß diese Engländer durch einen Handstreich zu werfen wären?"

„Ich bin davon überzeugt, Sire!" erwiederte Matteo dem Monarchen mit stolzem Blicke ins Auge schauend.

„Dann lassen Sie uns einige Augenblicke diese blendenden Räume verlassen. Ich fühle, (da Ihre Schwester zum Contretanze engagirt ist — verschluckte er mit Mühe) ich fühle außerdem das Bedürfniß, mich ein wenig von diesem bacchantischen Treiben zu erholen. Ist Ihnen gefällig, Major, so wählen wir die Billards... Ich habe gehört, daß Sie ausgezeichneter Spieler sind."

„Jawohl, Eure Majestät, das ist die Wahrheit."

Mürats Augen funkelten. Er betrachtete den Pseudo-Major von oben bis unten, um zu ermessen, wie stark der Widerstand sein könne, den sein Gegner zu entwickeln vermöge.

Billardspielen war eine der größten Leidenschaften Joachims. Auf seine Geschicklichkeit in dieser Hinsicht besaß er einen maßlosen Stolz. Er sagte Jedem, der es hören wollte — und wer hätte dies zu verweigern gewagt — daß er noch nie seinen Meister gefunden und kaum einen Gegner angetroffen habe, der seiner nur in etwas würdig gewesen sei.

Larose war ein besonders ausgezeichneter Spieler. Diese Eigenschaft war die erste Ursache gewesen, weshalb ihm Joachim seine vollste Gunst zugewandt hatte. Aber Larose mußte kämpfen und ringen, während Mürat wahrhaft spielend spielte und dennoch verlor der Sänger regelmäßig seine Parthie mit gleichen Points. Sobald Mürat an Festabenden das Queue in die strahlende Hand nahm, so ward in den Sälen neben den Billards wie aufs Commando Pause gemacht und die Hofleute und der Adel drängten sich in den Salon, um den König spielen zu sehen.

„Aber wie denn?" pflegte dann Mürat mit innerlichem Kitzel der Befriedigung seiner Eitelkeit auszurufen. „Ich will nicht hoffen, daß dies hier — er machte nachlässig irgend einen Meisterstoß und ignorirte die: Ah's! das: — Himmlisch, Herrlich! Göttlich! ich will nicht hoffen, daß dies hier die Ursache einer Störung geworden ist. Bitte, ein wenig Platz! Billard sollte man stets ohne andere Zeugen, als die Mitspieler spielen!"

Es wäre aber höchst ungerathen gewesen, hätte man dieser mit halb verdrießlicher Miene vorgebrachten Aeußerung gehorchen wollen. Deshalb blieb denn auch Alles wie an den Boden genagelt stehen und wartete geduldig, bis der König wie immer seinen Gegner überwunden und sein Haupt mit neuen Billardlorbeern geschmückt hatte.

Als Mürat mit dem Major d'Aglietti hinter der verhängnißvollen Thüre der Billards verschwunden war, trat ein Tänzerpaar nach dem andern ab. Zuletzt ward gar nicht mehr getanzt, wie herrlich und zauberisch auch das Orchester lockte. Es bildeten sich Gruppen und einige alte Hofleute, mit dem hagern Marchese di Gallo an der Spitze — die wußten, daß längeres Zögern Sünde sei — öffneten kühn die Thüre und traten leise auf den Fußspitzen in die Billardzimmer.

Mürat und Matteo Natoli waren bereits im Kampfe begriffen. Ein Blick auf die Auflage des Major, auf seinen markigen, sichern Stoß, ein Blick auf das gespannte Antlitz des Königs bewies den Zuschauern, daß dieser Kampf ein furchtbarer und ein ganz anderer als diejenigen mit dem Monsieur Larose sei.

Im Hintergrunde des Saals, auf einen Stuhl kraftlos niedergesunken, erblickte man die bleiche, fast ohnmächtige Margarita. Sie hatte ihren Shawl über die Kniee gelegt und unter demselben betete sie fast bewußtlos ihren Rosenkranz ab, indeß Matteo um das Leben des gefangenen Bruders spielte.

Die erste Partie auf einem der Billards ward von Matteo dem Könige sehr schwierig gemacht. Gegen das Ende derselben errang der König jedoch einen Vortheil nach dem andern und gewann endlich einen glänzenden Sieg.

Matteo hatte zweihundert Pistolen verloren, denn wenns nicht mit Larose war, welcher Geld zubekam, so liebte Mürat wie Abrantes-Jünot, Kellermann und Soult sehr hohe Spielsätze.

„Und wie hoch diese Partie, Sire?" fragte der Italiener, ruhig sein Queue bestreichend.

„Ist's Ihnen gefällig, so erkläre ich „Banco!" Ich möchte dann aber bitten, daß wir ein „Sprungstechen" machen, so daß wir beide Billards benutzen. Hier werde ich Ihnen, Herr Major, nicht abermals die Spitze bieten; denn es ist reiner Zufall, welcher mich gewinnen ließ. Nicht so, meine geehrten Herren?"

Der Major beeiferte sich, das Gegentheil darzuthun und die Zuschauer fingen untereinander, aber laut genug, daß es Joachim hören konnte, an, die Geschicklichkeit des Königs als durchaus überwiegend zu preisen. Der Raum zwischen den Billards ward von den Zuschauern verlassen und die Spieler stellten sich an.

„Gesetzt aber, Sire," sagte Matteo mit der nachläs-

sigsten Ruhe, indeß er seinen Stößer auf seinen Spielball legte, „das Glück wäre mir hold, ist in solchem Falle das: Banco! auf eine gewisse Summe bestimmt und beschränkt?“

Joachim runzelte die Augenbrauen.

„Dann fordern Sie, was Sie wollen, Herr Major, und ich stehe zu Diensten!“

„Gut, Eure Majestät, ich nehme den König beim Wort.“

Der Italiener zog einen Dolch aus seinem Fracke, bat kurz um Entschuldigung und schlitzte die Aermel desselben bis oben hin auf. Nach diesem Vorspiele schnellte er seinen ersten Ball zum zweiten Billard hinüber. Und jetzt folgte Stoß auf Stoß mit furchtbarer Geschwindigkeit. Die Elfenbeinbälle flogen im Bogen wie Bomben durch die Luft und verschwanden in den Löchern des grünen Tisches. König Joachim sah starr vor Staunen seinen Gegner an, welcher so rücksichtslos die Maske gezogen hatte. Die Hofleute wagten nicht mehr zu athmen. Mürat erwartete jeden Augenblick einen Fehlstoß, aber die Points liefen reißend schnell in die Höhe; die halbe Partie, drei Viertel derselben hatte der Bandit bereits ganz allein gespielt und kein Fehler ließ sich blicken.

Mürat legte sein Queue zur Seite und faltete die Hände. Er hatte in diesem Augenblicke der Bewunderung der Kunst seines Gegners ,sogar die Niederlage vergessen, welche ihm eben durch diese Kunst bereitet wurde.

„Letzter Point!“ rief Matteo, indeß er sich keuchend aufrichtete und mit den Augen Margarita und den ihr zur Seite stehenden Larose suchte, um sich zu seinem letzten Stoße zu ermuthigen.

Dann zielte er langsam, stieß rasch... der Ball saß.

Matteo war Sieger.

„Der Bravste der Braven!“ rief Mürat, als er sich endlich von seinem Staunen erholt hatte und schloß, wie der Kaiser auf dem Schlachtfelde seine Grenadiere umarmte, den wackern Kämpfer an seine Heldenbrust.

„Und jetzt,“ sagte Matteo, indeß er sich aufrichtete, „bitte ich Eure Königliche Majestät um den gewonnenen Preis! Ich wage aber vorher an das Wort des Königs zu erinnern und möge meine Forderung mit königlichem Wohlwollen aufgenommen werden.“

„Sprechen Sie, Major d'Aglietti...“

„Ich bitte um Leben und Freiheit des Insurgentenchefs Tomaso Minatoli, eine Gnade, für welche ich binnen vierundzwanzig Stunden außerdem mich anheischig mache, Capri dem Könige zu überantworten.“

Alles schwieg. Die Versammlung murmelte von Minatoli. Auf allen Lippen schien die Wiederholung der Bitte des kühnen Fremden zu schweben. Mürat blickte finster im Kreise, indem er sich die Lippen biß. Er starrte mit seinem durchbohrenden Blicke den Matteo, die fast sterbende Margarita und den todtbleichen Larose an. Ein Lichtstrahl schien ihm den ganzen kleinen Roman aufzuhellen. Mürat wußte zwar noch nichts genau, aber er hatte begriffen. Er sah den Sohn der Klippen und Gebirge unter der eleganten Kleidung Matteos; er sah, daß Margarita allerdings ein Mädchen aus dem Volke und keine Gräfin sei; er sah, daß der zitternde Larose, dessen Hand Margarita krampfhaft gefaßt hielt, seinen König und Herrn düpirt und allerdings die Rollen verwechselt hatte.

Ein furchtbares Gewitter war im Anzuge. Im nächsten Augenblicke aber gewann ihm sein Gegner Achtung ab. Er winkte mit dem Finger. Matteo stand vor ihm.

„Du bist ein Bandit von Minatolis Bluthunden!“ flüsterte er dem Major in's Ohr.

„Ich bin der Bruder Tomaso Natolis, des ersten Helden von Neapel, wenn Sie, Sire, ausgenommen werden!“ erwiederte Matteo ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ich werde mit Euch drei Schurken nachher allein reden,“ sagte Mürat. Laut fügte er hinzu: „Es ist mir angenehm, Major, Ihnen Ihren Wunsch erfüllen zu können. Minatoli mag frei und ledig sein, aber er schere sich zum Teufel! Zum Tanz, meine Damen und Herren! Zum Tanz! Dies Intermezzo hat schon zu viel Zeit weggenommen.“

Damen und Herren flogen den rauschenden Accorden entgegen. Die Billardzimmer waren leer.

Nur der König sammt dem Kleeblatte der Uebelthäter waren noch anwesend. Mürat sah Ritta an, die sammt Larose ihm zu Füßen kniete. Er machte unwillkürlich eine Bewegung zu ihr. Dann nahm er seufzend seine stolze Haltung wieder an.

„Der ist der Geliebte?“ flüsterte er.

„Ach mein König!“ schluchzte die Schöne.

„Still, still! Es ist schändlich, wie Ihr mich belogen habt. Und Du erst Larose! Steht auf, Spitzbuben; ich kann nicht verderben, was ich liebe, ich, Joachim Mürat, versteht Ihr mich! Du aber, Matteo Natoli, Du bist ein Mann, ein ganzer! Wärst Du kein Bandit, so würde ich Dir die Hand schütteln! Du wirst Dich aber rein waschen; denn morgen Nacht, beim heiligen Kreuz! wirst Du unter meinen Fahnen fechten und zeigen, ob Du den Namen verdienst, den ich Dir vorhin gab.“

Matteo fiel vor ihm nieder und hob dankend die Hände empor.

Die Königin Caroline trat ein und sah überrascht auf diese Scene. Mürat erzählte ihr mit kurzen Worten die ganze Geschichte. Caroline machte bei dem Blicke auf Ritta ein bedenkliches Gesicht; aber sie fühlte, sie besaß ihren schönen Helden, den das glänzende Glück gelangweilt und auf Abenteuer getrieben hatte, sicherer und vollkommener als je und sie schlang mit ihrem zärtlichsten Lächeln den Arm um den Hals des königlichen Gemahls.

Dann nahm sie ein Blättchen aus dem Ballbüchlein,

reichte dasselbe mit einem Stifte dem Könige und winkte ihm mit den Augen.

„Angebetete Caroline!“ rief Mürat und zeichnete einige Worte auf. Dann drückte er Margarita den Zettel in das zitternde Händchen.

Es war Minatolis Begnadigung.

Im nächsten Augenblicke waren die drei glücklichen Menschen fort und auf dem Wege nach dem Fort St. Elmo.

. . . . . .

In der folgenden Nacht führte Matteo Natoli die Truppen des Königs nach Capri, wo er an der Seite Tomasos Natoli mit Löwenmuthe kämpfte. Der Angriff gelang. Die Besatzung ward überrumpelt und auf Capri wehte Joachim Mürats Fahne.

Tomaso Natolis Tod war ihm augenscheinlich beschieden gewesen. Er starb tödtlich verwundet vor den englischen Kanonen; er starb aber zufrieden, von Lorbeern bedeckt, als ein Held auf dem Bette der Ehren.

Matteo, welcher den König nicht mehr verließ, ward kurz vor dem schrecklichen Ende seines Herrn, als sie mit einem Boote von der Küste zu entfliehen versuchten, von einem Schusse aus dem Gewehre eines seiner früheren, noch immer für den legitimen König gestimmten Kameraden aus dem Gebirge getödtet.

Larose und Margarita, die glücklichsten der hier aufgeführten Personen, verheiratheten sich und begaben sich sehr bald nach Paris, wo der ehemalige Sänger und die Schwester des Banditen noch gegenwärtig als reiche, allgemein verehrte Privatleute leben.

Clotilde.

Aus dem Französischen
der Gräfin Dash.

Mein Zimmer war eben neu meublirt worden und ich sah mit Stolz auf meine schönen Tapeten und frischen Draperien; in den ersten acht Tagen konnte Niemand, der mich besuchte, sich meinem Entzücken über alles das, was ich mein nannte, entziehen. Er mußte alles bewundern bis auf den letzten Sessel herab; denn Jeder sollte meine Freude über meine bequeme Einrichtung theilen. Einer meiner Freunde, Edmund von Beaulieu, hatte so eben alle Zimmer durchwandert und wiederholte mir schon zum zwanzigsten Male die Worte, die ich mit so vielem Vergnügen hörte: „Es ist herrlich, alles im besten Geschmacke,“ als er plötzlich an dem Fenster meines Boudoirs stillstand und dort nachdenkend, die Augen auf das Rouleau geheftet stehen blieb.

„Nun,“ sagte ich, „gefallen Ihnen diese Palmen nicht? Haben diese Vögel nicht prächtige Farben?“

„Verzeihung, Madame; nichts könnte schöner sein, aber ich sehe nie ein Rouleau, ohne mich eines Ereignisses aus meiner Jugend zu erinnern, eines Ereignisses, um dessen Mittheilung Sie mich schon oft gebeten haben und die ich Ihnen auch schon versprochen habe, die Geschichte meines alten Trilby nämlich.“

„Ihres Hundes, des alten häßlichen Thieres?“

„Ach, Madame,“ antwortete er mir traurig, „Sie sind viel zu gut, als daß Sie nicht einsehen sollten, wie theuer er mir sein muß, wenn Sie wissen werden, von wem ich ihn erhalten. Auch hege ich schon lange den Wunsch, Ihnen meine Erinnerungen mitzutheilen, die, obwohl schmerzlich, mir so theuer sind. Sie führen mich zurück in eine Zeit meines Lebens, an die ich noch immer mit Sehnsucht denke.“

Er schwieg.

Ich wünschte lebhaft die ersten Lebensjahre Edmunds kennen zu lernen. Seit meiner Kindheit hatte ich davon sprechen hören; unsere Familien waren innig verbunden. Mein Gemahl zeichnete ihn unter allen jungen Männern seines Alters aus; er allein stand ihm von allen seinen Universitätsfreunden am nächsten. Da er reich und höchst elegant war, so hatten wir uns schon längst gewundert, immer einen alten häßlichen Hund in seiner Begleitung zu finden, der das Vorrecht hatte, sich auf seine Teppiche und Divans zu legen und sogar unsere Kleider ungestraft zu beschmutzen. Kam sein Herr auf das Land, so folgte ihm Trilby; er trennte sich nie von ihm. Mehr als eine Dame beschwerte sich darüber; ich, die ich die Thiere liebe, ertrug es; aber schon längst wünschte ich, das Geheimniß dieser Hundefreundschaft kennen zu lernen und hatte schon oft Edmund deshalb gefragt. Und die Sache war um so außerordentlicher, da wir alle an dem Charakter Edmunds, seit er sich dieses steten Begleiters erfreute, eine sichtliche Veränderung wahrgenommen hatten. Man kann also denken, wie glücklich ich war, als er sich selbst erbot, mich zu seiner Vertrauten zu machen. Eiligst setzte ich mich in meinen Lehnstuhl.

Edmund fuhr mit der Hand durch das Haar und sammelte sich einige Secunden, dann sah er mich an und ich kann sagen, daß dieser Blick mir wehe that. Es lag eine so tiefe Traurigkeit in demselben, er hatte einen so schmerzlichen Ausdruck, daß ich nahe daran war zu weinen, ohne zu wissen, warum.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 43. 1847.

Clotilde.

Aus dem Französischen

der Gräfin Dash.

(Fortsetzung.)

„Sie besinnen sich noch auf meinen Onkel, nicht wahr? Sie erinnern sich ferner, daß ich, als er lebte, ein armer Student war, der kaum das Nöthige hatte, so daß ich die größte Sparsamkeit in meinen Ausgaben anwenden mußte, um das Ende des Jahres schuldenfrei zu erreichen?"

„O wohl, und ich habe auch noch nicht vergessen, wie verständig Sie waren. Sie begnügten sich mit Ihrem mäßigen Wechsel, Sie arbeiteten fleißig und schlugen oft einen Ausflug mit meinem Freunde aus, der nicht arbeitete. Gleichwohl, lieber Edmund, waren Sie damals heiter, sahen wohl aus und waren wirklich ein ganz hübscher Junge, während jetzt ..."

„Während jetzt meine Gesundheit verloren ist, meine Wangen hohl sind und meine Lippen das Lächeln verlernt haben; ich habe gelitten und bin reich geworden, daher kommt es ... Es sind 12 Jahre ... 12 Jahre! ich wohnte in der Odeonstraße und hatte im vierten Stockwerk eine Wohnung bezogen, bestehend aus zwei Zimmern, die auf den Hof gingen und im Seitenflügel des Hauses sich befanden. Es war in den Ferien, ich hatte ganz und gar nichts zu thun und da ich nicht wußte, wohin ich reisen sollte, so blieb ich in Paris in meiner Einsamkeit, mich an einem Schmetterling oder der geringsten Kleinigkeit vergnügend. Eine meiner liebsten Zerstreuungen bestand darin, daß ich mich mit meinen Nachbarn beschäftigte. Von meinem Fenster aus konnte ich in die unteren Stockwerke sehen und ich richtete meine Lorgnette vom Salon der ersten Etage, die eine alte Marquise bewohnte, bis hinauf in das Dachstübchen der Kammerfrau. Mir zur Seite, im Hauptgebäude, hatte lange Zeit ein Schauspieler gewohnt; er war abgereist und ich wünschte, daß er bald ersetzt würde. Das dauerte nun auch nicht lange. Eines Tages war ich eben in meiner Weise beschäftigt den Kutscher der Marquise zu beobachten, der im Hofe den Wagen wusch, als ich einen kleinen Meubelwagen an meiner Treppenthüre halten hörte. Ich schaukelte mich eben sanft auf meinem Stuhle, die Füße an die Fensterwand gestemmt und ein dickleibiges Buch auf meinen Knieen, aus dem ich noch keine Zeile gelesen, obgleich ich schon mehrere Seiten umgeblättert hatte. Als ich den Wagen auf dem Pflaster rollen hörte, warf ich das Buch zur Erde und lehnte mich auf das Fensterbret; ich suchte aus der Beschaffenheit der Meubles den Charakter und das Gewerbe der neuen Ankömmlinge zu errathen. Zuerst lud man ab einen Schrank von Nußbaum, einen Tisch von Mahagoni und zwei ziemlich abgenutzte Stühle mit Roßhaartuch; dann eine Bank, eine buntbemalte Bettlade, ein Gurtbett, schlechte Leinwandvorhänge, in Blau gedruckt und, wenn ich nicht irre, die Geschichte Josephs vorstellend, zuletzt einige kleine Kisten, eine Art Bergère und grobes Küchengeräthe — das war alles.

Mein Gott, dachte ich, welch' eine dürftige Einrichtung! Mit dieser verglichen, ist die meinige herrschaftlich. Es scheint ein Kunstliebhaber zu sein, vielleicht gar selbst ein Künstler. Ha, was bemerke ich! Eine Frau, die die Abladung besorgt! Schade, daß ich ihr Gesicht nicht sehen kann! Welch ein Hut! Man könnte zwei daraus machen. Gleichviel, ihrer Haltung nach muß sie jung sein. Ein niedlicher Fuß! Das Kleid scheint sehr abgetragen zu sein. Gewiß ist's eine Künstlerin, die vor Hunger stirbt.

Während ich so meine Vermuthungen aufstellte, schaffte man die Effecten meiner Nachbarin herauf, welche ihre Befehle mit leiser Stimme ertheilte. Ein junger Hund mit weißem Felle sprang vor ihr her und bezeugte durch sein Bellen, wie froh er war seine Freiheit zu haben. Ich hörte die Thüren öffnen und die Meubles niedersetzen. Die junge Frau bezahlte die Leute, schickte sie zurück und fing an in ihrem bescheidenen Reiche zu ordnen. Jetzt nahm sie den Hut ab und ich erblickte ein reizendes Gesicht von 20 Jahren. Das Unglück hatte sein unverkennbares Gepräge auf diese reine glatte Stirn gedrückt. Ihre Augen waren fast erloschen; man konnte nicht ohne Mitleid diese regelmäßigen und bleichen Züge betrachten. Und doch war sie schön, über alle Beschreibung schön. Da erblickte sie mich; ein leichtes Rosenroth überflog ihre Wangen, sie zog die Vorhänge zu, die sie eben aufgesteckt hatte.

Wir waren einander ganz nahe; ich verließ meinen Posten nicht und erblickte von Zeit zu Zeit den struppigen Kopf des Hundes, der den Vorhang zurückschob und leise knurrend seine leuchtenden Augen auf mich richtete. Ich warf ihm ein Stück Brod zu, das er gierig verschlang.

Ach, sagte ich zu mir, seine Herrin braucht es vielleicht noch nöthiger!

Nach ein oder zwei Stunden hörte ich die Thüre schließen, Trilby bellte und das liebliche Kind ging über den Hof. Ich nahm mein Buch wieder und bei dieser süßen Beschäftigung pfiff ich alle Melodien, die ich kannte, so laut, daß man hätte Kopfschmerz bekommen können. Endlich war es Zeit zu Tische zu gehen; fröhlich stieg ich meine 130 Stufen herab und wollte eben dem Portier meinen Schlüssel übergeben, als ein Fiacre vor mir hielt. Der Kutscher öffnete; der Hund, das junge Mädchen sprangen aus dem Wagen, dann half sie einem Manne heraus, der nur mit äußerster Anstrengung gehen zu können schien. Dieser Mann war so ziemlich in meinem Alter, aber welch ein Skelett! Er mußte früher eine schöne Figur und ein edles Gesicht gehabt haben, doch jetzt war er nur noch ein Schatten seiner selbst. O hätten Sie gesehen, Madame, mit welcher Sorgfalt sie ihn unter dem Arme faßte, hätten Sie das Lächeln gesehen, mit welchen er dankte! Es ergriff mich wahrhaft. Sie stiegen die Treppe hinauf, ich ging zu Tische, fand einige Freunde, mit welchen ich einen Spaziergang machte und vergaß meine Nachbarn.

Am folgenden Tage war herrliches Wetter, einer jener Herbsttage, an welchen man die Luft in Paris so drückend findet und sich hinaus sehnt in die Felder. Ich dachte darüber nach, wo ich frische Luft athmen könne und beschloß, in das Boulogner Gehölz zu gehen. Dort angekommen war ich kaum einige Augenblicke umhergewandelt, als das Schnaufen eines Hundes meine Aufmerksamkeit fesselte und bald darauf Trilby wie ein Pfeil vor mir vorüberschoß. Das erinnerte mich wieder an seine Herren. Ich bemerkte sie bald; die junge Frau war in einen weiten Shawl gehüllt und mit ihrem großen Hute bedeckt; ihr Gefährte, den sie unterstützte, war noch blässer und leichenartiger als am vorhergehenden Tage. Sie bemerkten mich nicht. Als sie sich entfernt hatten, folgte ich ihnen mit meinen Blicken so lange ich konnte. Wider meinen Willen mußte ich mich mit ihnen beschäftigen. Er ist zu jung, dachte ich, um ihr Gatte zu sein, vielleicht ist's ihr Bruder ... oder ihr Geliebter. — Dieser Gedanke schmerzte mich, doch gab ich mir keine Rechenschaft über diesen Eindruck.

Am folgenden Morgen kam Frau Canin, die Portiersfrau, in mein Zimmer und brachte mir mein Frühstück. Während sie die frischen Eier hinsetzte und mein bescheidenes Mahl bereitete, fühlte ich das lebhafteste Verlangen, sie auszufragen; dreimal schon schwebte mir eine Frage auf den Lippen und dreimal verschloß mir eine Art Schaam den Mund; endlich hielt ich mich nicht mehr.

„Nun, Frau Canin, da haben Sie wieder mehr zu thun; die jungen Leute hier neben mir haben, glaube ich, keinen Bedienten?"

„Ach nein, die armen Kinder! Gleichwohl habe ich nichts für sie zu thun; das junge Mädchen besorgt die Wirthschaft, wie es scheint; der Bruder ist so krank, daß ich ihm kein langes Leben verspreche."

(Fortsetzung folgt.)

Keying, der chinesische Commissar in Canton und Sir John Davis, der englische Bevollmächtigte.

(Zu dem Holzschnitte.)

Die Zeitungen haben berichtet, daß die Chinesen von ihrem Schrecken über die Kriegsmacht der „rothhaarigen Fremden" sich sehr bald erholten und sobald die englischen Kriegsschiffe sich entfernt hatten die Regierung des Reiches der Mitte ihre gewöhnlichen Chikanen begann, wie das Volk seinem Hasse gegen die Eingedrungenen bei jeder Gelegenheit sich Luft machte. Keying, den der Kaiser von China als Bevollmächtigten mit der Leitung der Verbindungen mit den Fremden beauftragte, gehört offenbar zu den schlauesten Diplomaten und Sir John Davis, der englische Bevollmächtigte, hat eine zu geringe Militairmacht zur Verfügung und ist zu sehr durch die englischen Handelsinteressen gebunden als daß er nachdrücklich einschreiten könnte. Diese Schonung von englischer Seite, welche wohlbedacht angewendet wird, damit ja der Verkehr nicht gestört und der Gewinn der Handelsleute nicht geschmälert werde, wird aber von den Chinesen keineswegs für Schonung, sondern für einen Beweis von Schwäche gehalten. Es ist bekannt, daß die Engländer sich nach dem Frieden bereits einmal genöthigt sahen, Gewalt gegen Canton zu brauchen. Statt aber, wie man erwartet hatte, darauf zu dringen, daß ihnen mehr Freiheiten in Canton ꝛc. gewährt würden, begnügten sie sich wiederum mit den unbedeutenden Zugeständnissen, welche Keying bei seiner Zusammenkunft mit Sir John Davis machte (diese Zusammenkunft stellt unser Bild dar) und so werden, wie die Engländer selbst zugeben, wahrscheinlich von neuem bald wieder Belästigungen der Fremden vorkommen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Keying, der chinesische Commissar in Canton und Sir John Davis, der englische Bevollmächtigte.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 44. 1847.

Clotilde.

Aus dem Französischen
der Gräfin Dash.

(Fortsetzung.)

Das Wort „Bruder" that mir wohl und ohne erst neue Fragen abzuwarten, erzählte mir nun die gute Frau alles, was sie wußte und selbst das, was sie nur vermuthete. Sie wären, sagte sie, sehr arm, wahrscheinlich Waisen und liebten einander, daß es eine Freude sei, es mit anzusehen. Fräulein Clotilde — so hieß meine Nachbarin — arbeite sobald sie allein sei, damit man nichts davon erführe; sie sei ein Engel. — Ich band mein Halstuch vor dem Spiegel um und that, als höre ich auf alle diese Einzelheiten nicht. Als ich aber allein war, wiederholte ich mir alles nochmals und beschloß, die Bekanntschaft dieses Engels zu machen. Wie? das wußte ich noch nicht, aber zweifelt man an etwas mit 20 Jahren? — Der Tag war sehr heiß gewesen; Abends begab ich mich an mein Observatorium. Die Fenster neben den meinigen waren fest geschlossen, erst als die Nacht kam, öffneten sie sich. Clotilde erschien, ihren Bruder stützend und mit sanften Worten ihn ermuthigend; sie sprachen so leise, daß ich ihr Gespräch nur errathen, nicht verstehen konnte. Wir waren uns so nahe, daß ich fürchtete, ihnen lästig zu sein; daher stellte ich mich so, daß ich nicht gesehen werden konnte und doch alles sah. In diesem Augenblicke erglänzte der Salon in der ersten Etage von tausend Lichtern; herabgelassene Rouleaux ließen die Luft eindringen und wehrten allen neugierigen Blicken; es war das so den ganzen Tag über. Die Unterhaltung der jungen Leute ward munterer, sie sprachen fast ganz laut.

„Du findest dieses Licht mild, Leon; Du wünschtest ein ähnliches Rouleau zu haben. Ich glaube, ich könnte Dir eins malen. Es ist, wie mir's scheint, auf Muslin gemalt; ich will mich erkundigen. Diese hier sollen mir als Muster dienen, aber das, was ich Dir bestimme, muß schöner als alle sein."

Es lag eine kindliche Freude in ihrer Stimme, in ihrem Wesen. Einige Augenblicke darauf antwortete Leon:

„Ja, wenn Du glaubst, mir eins machen zu können, würde ich sehr glücklich sein. Aber nein, Du würdest zu viel Mühe haben . . . es war der Einfall eines Kranken, auch würde es vielleicht viel kosten."

„Nein, nein," unterbrach sie ihn lebhaft; „denke das nicht, auch können wir diese Ausgabe schon machen."

Sie fingen wieder an leise zu plaudern; endlich machte die Abendkühle sich fühlbar und sie zogen sich zurück. Ich sah, wie Clotilde Leon in sein Zimmer führte, wie sie ihm gute Nacht wünschte; dann schloß sie die Thüre und alle Heiterkeit war plötzlich aus ihren Zügen verschwunden. Sie kam wieder an das Fenster, um Luft zu schöpfen und blickte um sich, als wolle sie einen unberufenen Lauscher entdecken. Aber ich war versteckt hinter einem Vorhange, sie bemerkte mich nicht. Nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, ging sie an ihre Kommode, holte ein kleines Kästchen hervor, öffnete es und nahm mehrere kleine Edelsteine heraus. Sie wog dieselben in der Hand, um ihren Werth zu errathen, wählte einen, legte ihn wieder in das Kästchen und nahm endlich alle heraus. Große Thränen fielen auf ihre Hände. Der Hund, der vor ihr saß, folgte allen ihren Bewegungen und ließ einige klagende Töne hören. Sie bemerkte es nicht; man sah, daß ihre Phantasie sie in die Vergangenheit zurückgetragen hatte, aus der sie bittere Erinnerungen schöpfte. Endlich packte sie ihre Schmucksachen zusammen und legte sie auf den Kamin. Dann sank sie auf die Kniee und betete lange und inbrünstig, obwohl sie sich oft unterbrach, um an dem Zimmer des Kranken zu horchen; auf ihrem Gesichte malte sich die lebhafteste Besorgniß. Bald konnte sie ihr Schluchzen nicht mehr unterdrücken und rief: „Mein Gott, erbarme Dich meiner!" Es lag in diesen einfachen Worten ein so großer und tiefer Schmerz, daß ich nicht mehr zweifelte, sie sei das unglücklichste Wesen. Wahrscheinlich fürchtete Clotilde zu laut gesprochen zu haben, denn sie erhob sich schnell und trocknete ihre Thränen. Nichts bewegte sich um sie. Dann sah man, wie sie sich zu fassen suchte, sie holte ihre Stickerei und arbeitete, ohne das Gesicht zu erheben, bis zwei Uhr des Morgens.

Bei seinem Erwachen fand sie Leon schon mit der Zeichnung des Rouleau beschäftigt. Ich kann nicht sa-

gen, wie sehr mich die jungen Leute interessirten. Es war ein Ereigniß in meinem einförmigen Leben. Ich verfolgte die Fortschritte ihrer Arbeit; sie rückte rasch vor, aber ebenso sichtlich verschlimmerte sich auch der Zustand Leons. Wenn sie am Fenster waren, was des Abends oft geschah, versuchte ich sie zu grüßen, sie anzureden. Nur einige kalt höfliche Worte bekam ich zur Antwort, worauf sie sich zurückzogen. Ich sah, daß sie keine Bekanntschaft mit mir machen wollten und stellte meine Versuche ein. Nur Trilby würdigte mich einer günstigen Aufnahme. Er war mit bei meinem Frühstücke und kannte genau dessen Stunde. Ich liebte diesen Hund wegen seiner Klugheit und Wohlgezogenheit und wenn er bei mir war, trat auch bisweilen seine Herrin ans Fenster, um ihn zu rufen, was mir die Gelegenheit verschaffte, sie zu sehen.

Endlich war das große Werk vollendet. Das junge Mädchen hatte den Tag über daran gearbeitet und verwendete die Nacht zu einer einträglichen Arbeit. Fast bis zum Morgen sah ich ihr Licht, kaum einige Stunden ruhte sie; sie war aber auch sehr verändert. Im Zimmer des Kranken wurde das Rouleau aufgemacht; es war ein Fest für sie und beinahe auch für mich.

Mehrere Wochen vergingen; die Ferien nahmen ein Ende. Ich war froh darüber; ich fühlte die Nothwendigkeit, mich aus diesem Leben herauszureißen. Nur um zu essen ging ich aus, die übrige Zeit belauschte ich, hinter meinen Vorhang versteckt, Clotilden; ich liebte sie von ganzer Seele und wußte es kaum, nur das fühlte ich, daß ich an nichts anderm Vergnügen fand und so kehrte ich immer wieder an meinen Platz zurück. Eine Nacht schlief ich gar nicht; ich glaubte Geschrei zu hören, richtete mich rasch auf, horchte und vernahm wirklich, daß man um Hülfe rief. Ich sprang aus dem Bette, zog den Schlafrock an, öffnete die Thüre und näherte mich der meiner Nachbarin; da überzeugte ich mich bald, daß von hier das Schluchzen und die halb abgebrochenen Worte kamen. Erschrocken überlegte ich einen Augenblick, endlich klingelte ich. Ein Freudenruf antwortete mir; Clotilde kam herbei, öffnete und rief zu ihrem Bruder zurück:

„Ach, Herr, der Himmel sendet Sie!"

Ich wollte Entschuldigungen stammeln, aber ich hatte nicht die Zeit dazu, sie unterbrach mich.

„Sehen Sie," sagte sie, „mein Leon stirbt; ich wagte nicht ihn zu verlassen, um Hülfe herbeizurufen. Um des Himmels willen, mein Herr, einen Arzt, einen Arzt!"

„Beruhigen Sie sich, Fräulein, in einigen Minuten werde ich einen herführen."

Ich flog wie ein Rasender, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen, die vier Treppen herab, klopfte den Portier heraus, drang in sein Schlafgemach, bat Frau Canin sich anzuziehen und schickte sie zu dem armen Mädchen. Dann eilte ich zu dem Doctor Nassé, dem Freunde und Retter meines Onkels und machte einen fürchterlichen Lärm; ich zog ihn fast aus seinem Bette und schleppte ihn mit fort, ehe er sich noch recht besinnen konnte.

So brachte ich ihn an das Bette Leons. Er betrachtete ihn aufmerksam. Der junge Mann war noch immer ohne Bewußtsein. Nach einer langen Untersuchung, während welcher man Clotildens Herz klopfen hörte, schrieb er ein Recept und schickte es fort. Er that einige Fragen, sie antwortete klar und bestimmt; man sah, daß sie alle Symptome dieser Krankheit kannte, daß ihr kein Anfall verborgen geblieben war.

„Wer sind diese Leute?" fragte mich der Doctor draußen, ehe er die Treppe hinabstieg.

„Bruder und Schwester, sehr arm und sehr interessant."

„Der Bruder hat nicht mehr lange zu leben, er ist schwindsüchtig im höchsten Grade und so geschwächt durch seine Leiden, daß er sie nicht länger wird ertragen können."

Dieser Ausspruch machte mein Blut stocken. Clotilde erwartete dies unverkennbar nicht; sie hatte noch Hoffnung ihn gerettet zu sehen und es schmerzte mich, ihr dieselbe zu rauben. Abends ging ich zu ihr, um ihr meinen Beistand während der Nacht anzubieten; sie sah mich einen Augenblick an. Dann reichte sie mir die Hand und sagte: „Ich nehme Ihr Anerbieten an."

Mit welcher herzlichen Zuversicht sprach sie diese Worte und wie glücklich machten sie mich! Ich pflegte Leon mit der zartesten Sorgfalt. Clotilde saß an seinem Bette und ließ mich nur thun, was sie nicht selbst thun konnte. Ihre Augen verließen den Bruder nicht; wenn ich mit ihr sprach, antwortete sie mir kaum. Oft unterbrach sie mich, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Besserung sähe, ob ich nicht glaube, daß er weniger leide.

Am Abend des zweiten Tages erhielt der Kranke seine Besinnung wieder. Er rief seine Schwester und ich trat an das Fenster. Sie sprachen einige Minuten leise zusammen. Als ich mich näherte, nannte das junge Mädchen meinen Namen, lobte meine Güte und nannte mich zum ersten Male Freund. Ich war stolzer auf diesen Titel wie auf eine Krone.

„Ich danke," sagte Leon; „Unglückliche, wie wir, sind so daran gewöhnt, daß man ihrer vergißt, daß Niemand besser als sie den Werth einer edlen Handlung zu schätzen weiß. Aber nun begeben Sie sich zur Ruhe, schon allzu lange haben wir Ihre Zeit in Anspruch genommen."

Ich weigerte mich. Clotilde war noch viel müder als ich; daher erbot ich mich, während sie einige Stunden schlafen würde, ihr Stelle zu vertreten. Nach langem Kampfe wurde mein Vorschlag angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich dann ginge und daß wir abwechselnd wachten. Leon war während dieses hin und her Redens eingeschlummert, was seine Schwester für ein gutes Zeichen hielt. Beruhigter wollte sie mich eben verlassen, als ich sie am Arme zurückhielt und fragte:

„Fräulein," (und ich weiß noch jetzt nicht, welcher

böse Geist mir das eingab), „Fräulein, werden Sie mich ein wenig lieben?"

„Am Bette meines Bruders gelobe ich Ihnen Freundschaft, ewige Dankbarkeit."

„Nur das?"

„Und was wollen Sie mehr?"

Sie ging. Ich dachte nicht daran, daß sie nichts auf eine solche Erklärung vorbereitet habe. Ich liebte sie aber so sehr, daß ich meinte, sie müsse es wissen, so gut wie ich und als ich bemerkte, daß sie mich nicht errathen, war ich wie vernichtet. Die Stunden meiner Nachtwache vergingen langsam und traurig, Mein Herz war gebrochen durch den Verlust meiner Hoffnungen sowohl, als durch den Anblick des Elends um mich her. Die armen jungen Leute hatten nur noch einige alte Meubles und täglich verschwanden deren mehr und die Krankheit währte lange.

Seit diesem Abende brachte ich fast alle Nächte bei meinen Nachbarn zu. Clotilde war gut und liebreich, aber sobald ich das Wort „Liebe" aussprach, legte sie mir mit einem Blicke Schweigen auf. Kehrte ich dann in meine Stube zurück, so schwur ich, sie nicht wieder zu sehen und doch ging ich wieder zu ihr, sobald ich konnte. Meine Studien hatte ich fast vernachlässiget, meinem Onkel machte ich nur einmal in der Woche einen Besuch von einer Viertelstunde; meine Freunde, deren Spott ich scheute, mied ich sämmtlich. Eines Morgens hatte ich einen großen Entschluß gefaßt, der in nichts Geringerem bestand, als Clotilden meine Hand anzubieten, obgleich ich nicht wußte, wer sie war und obgleich ich nichts mit ihr theilen konnte als mein Stübchen und 1200 Frcs. jährlich. Dazu waren noch zwei Dinge nöthig: erstens ihre Einwilligung und sodann die meines Onkels, obwohl letztere mir weniger nöthig schien, da ich entschloßen war, mich darüber hinwegzusetzen, schon im Voraus überzeugt, daß ich sie nicht erhalten würde. Den Doctor Nassé hatte ich zu meinem Gesandten erwählt; ich lauerte ihm auf und sobald er von seinem Kranken herauskam, bat ich ihn, in mein Zimmer zu kommen.

„Ach, lieber Edmund, mein Herz blutet; der arme junge Mann hat nur noch zwei Tage zu leben; ich habe ihm die Wahrheit gesagt und er will nun seine Schwester darauf vorbereiten. Aber was soll diese dann anfangen? Sie haben ja nichts mehr! Welch ein Engel ist diese Clotilde!"

„Lieber Doctor, Sie sind mein Freund, nicht wahr? Sie werden mir einen großen Dienst nicht verweigern."

„Ich stehe ganz zu Diensten."

„Sie sagten soeben, Clotilde sei ein Engel; ich liebe sie, ich will sie heirathen; Sie müssen meinen Onkel um die Erlaubniß dazu bitten; Sie kennen ihn, Sie werden ihm von ihren Tugenden, von ihrer Schönheit, von ihrem Unglück erzählen und er wird Ihnen keine verweigernde Antwort geben."

Der Doctor sprang von seinem Stuhle auf.

„Sind Sie toll, ein Mädchen zu heirathen, die vielleicht morgen vor Hunger stirbt?"

„Eben deswegen."

„Und zu glauben, daß Ihr Onkel einwilligen, daß ich ihn darum bitten werde!"

„Wenn Sie es nicht thun, so werde ich's selbst thun und giebt er seine Einwilligung nicht, so heirathe ich ohne dieselbe."

„Und wovon wollen Sie leben?"

„Ich werde arbeiten."

„Sie sind noch nicht mündig."

„Ich werde es werden."

„Noch einmal, Sie sind toll!"

„Noch einmal, Doctor, ich liebe Clotilden, ich bete sie an, ich kann nicht leben ohne sie. Ihre schreckliche Lage zerreißt mir das Herz, ich will sie daraus befreien; sie muß meine Frau werden, um jeden Preis. Ich werde alles für sie opfern: Vermögen, Familie, Zukunft, alles!"

„Werden Sie von ihr geliebt, Edmund?"

Diese einzige Frage stürzte das ganze Gebäude meiner Hoffnungen um. Ich wußte anfangs nichts darauf zu antworten; endlich entgegnete ich mit bebender Stimme:

„Sie wird mich lieben."

Der Doctor zuckte die Achseln und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Welche Thorheit! Sie wissen nicht, ob sie Sie liebt und wollen es wagen, sich mit ihr ins Verderben zu stürzen! Und wenn sie Ihren Antrag annimmt — was nicht unmöglich ist, denn die Jugend ist so leichtsinnig —, wollen Sie mit Ihrer Göttin hier wohnen, wo Sie kaum selbst zu leben haben? Lassen wir Ihre thörichte Liebe bei Seite und gehen zu etwas Dringenderem. Leon wird sterben, das junge Mädchen wird ohne alle Mittel zurückbleiben; diese müssen wir ihr vor allem verschaffen. Vom Honorar für mich ist keine Rede, auch die Arznei werde ich bezahlen. Dann will ich Ihren Onkel für die Arme interessiren, indem ich ihm die Sache erzähle, ohne aber von Ihnen etwas zu erwähnen, wohl verstanden. Ich werde Unterstützung von ihm erhalten, und dann wollen wir das liebe Kind so unterzubringen suchen, daß sie ihr Brod verdient und Sie dieselbe nicht wiedersehen; nur unter dieser Bedingung thue ich alles. In welchen Abgrund würdet ihr stürzen, in welches Elend gerathen! Sie wissen nicht, was es heißt, eine geliebte Frau an allem Mangel leiden zu sehen!

Ein durchdringendes Geschrei unterbrach Herrn Nassé. Clotilde stürzte in's Zimmer und rief uns. Welch' ein Anblick! Leon lag da mit entstellten Zügen, die Schatten des Todes schwebten schon auf seinem Antlitze; Clotilde suchte ihn durch ihre Liebkosungen zu beleben, durch ihre Küsse zu erwärmen; bald schluchzte, bald betete sie. Der Doctor hielt die Hand am Puls des Kranken und

horchte auf seine schwachen Athemzüge; nach längerem Schweigen ließ er die Hand sinken, schüttelte den Kopf und bedeutete mich, meine junge Freundin herauszuführen, deren Leben an einem Worte zu hängen schien. Sie weigerte sich aber das Bett des Kranken zu verlassen.

„Ist's vorbei, Doctor?" fragte sie langsam.

Er antwortete nicht.

„Doctor, bei Ihrer Ehre, ist's vorbei?"

Ihr Aussehen war feierlich; sie weinte nicht mehr, sie wartete.

„Ihr Schweigen sagt mir Alles. Keine Tröstungen," wiederholte sie, als sie sah, daß wir auf sie zukamen, „ich brauche sie nicht. Ich verlange nur, daß man mich hier allein läßt bis man ihn mir nimmt. Er gehört mir, Niemand hat ein Recht mich von ihm wegzureißen. Gehen Sie also."

Ihr Gesichtsausdruck hatte etwas Unheimliches. Sie warf sich am Bette ihres Bruders auf die Knie und blieb einige Minuten liegen. Als sie die Augen erhob und uns immer noch an derselben Stelle fand, zeigte sie uns mit einer so gebietenden Bewegung die Thüre, daß wir wider unsern Willen gehorchten. An der Treppe sahen wir uns gegenseitig an.

„Ich bin an solche Scenen gewöhnt," sagte der Doctor, „aber wie dieses Mädchen hat mich noch nichts bewegt. Ich will zu Ihrem Onkel gehen, der Arme muß anständig begraben werden. Versprechen Sie mir, Edmund, nichts zu thun, ohne mich zu fragen und zu warten, bis sie Sie rufen läßt."

Ich versprach es, ich wußte nicht was ich that.

In ihrer Verzweiflung hatte Clotilde einige Worte gesprochen, die zum ersten Male einen Verdacht in meiner Seele weckten. Ich kam auf den Gedanken, daß Leon nicht ihr Bruder sei. Was ich in dieser Nacht, die ich ganz an meinem Fenster zubrachte, gelitten habe, kann ich nicht beschreiben. Ich sah kein Licht bei Clotilden und meine Besorgniß war stärker als meine Eifersucht, als mein Versprechen. Ich klopfte an die Thüre. Erst beim dritten Schlage antwortete sie mir und als ich mich nannte, sagte sie: „Sie werden morgen von mir hören, lassen Sie mich jetzt."

Ich konnte nicht mehr von ihr erlangen. Es ward endlich Tag und der Doctor kam wieder. Er hatte Geld von meinem Onkel erhalten und das Begräbniß angeordnet. Clotilde öffnete auf seinen Ruf, mich wollte sie nicht sehen. Er theilte ihr seine Anordnungen mit, sie billigte alles und war bei allen Vorbereitungen zum Leichenbegängniß zugegen ohne eine Thräne zu vergießen. Erst als man den Sarg forttrug, ward sie ohnmächtig. Ich allein folgte dem bescheidenen Leichenzuge. Der mitleidige Doctor blieb bei ihr. Als ich zurückkam, fand ich Trilby in meinem Zimmer. Neben ihm lag das Rouleau, das sie gemalt hatte und auf dem Tische ein Brief mit meiner Adresse. Ich zitterte, als ich ihn aufbrach, an allen Gliedern und so oft habe ich ihn gelesen, daß ich Ihnen denselben hersagen kann; jedes Wort ist in meinem Gedächtnisse eingeprägt. Er lautete:

„Wir werden uns nicht wieder sehen. Mit Leon habe ich alles in dieser Welt verloren und ich will nicht mehr in ihr leben, aber ich kann Sie nicht verlassen, ohne Ihnen für Ihre Freundschaft zu danken, ohne Ihnen zu versichern, daß auch ich Sie liebe und ohne Ihnen den einzigen Beweis davon, der in meinen Kräften steht, zu geben: ein offnes Geständniß.

„Ich bin nicht die Schwester Leons. Möchte dieses Geständniß mir Ihre Achtung nicht rauben! Wir sind beide zu Rennes geboren. Zeitig verlor ich meine Mutter, mein Vater verheirathete sich wieder und bekam andere Kinder, meine Stiefmutter entfernte mich in meinem sechsten Jahre aus dem älterlichen Hause, man brachte mich in ein Kloster, wo ich, außer einer Tante, einer alten frommen Frau, Niemanden von meiner Familie gesehen habe. Die arme Frau lebte nur in Gott, von irdischen Dingen verstand sie nichts. Ich brachte bisweilen einen Tag bei ihr zu und wenn ich mit ihr in die Messe gegangen war, kümmerte man sich weiter nicht um mich. Leon, der die Rechte studirte, wohnte bei ihr. Wir begegneten uns häufig, ich war damals 16 Jahre alt. Meine gute Tante kannte die Aeltern Leons, er war der Sohn des alten Notars in dem Dorfe, das mein Vater besaß. Der junge Mann war ihr empfohlen worden, sie hatte ihm ein Zimmer in ihrem kleinen Hause gegeben und wachte über seine Aufführung und seine schwache Gesundheit. Wir liebten uns, das war ganz einfach; wir wollten uns heirathen, da begannen die Hindernisse. Ich sprach mit meiner Tante, welche diesen Gedanken wie ein Verbrechen zurückwies. Die Tochter des Marquis von ***, eine reiche Erbin, einen Mann ohne Namen und Vermögen heirathen! Das war unmöglich. Sie schickte Leon zurück, schloß mich in mein Kloster ein und schrieb meinem Vater unsere abenteuerlichen Absichten. Er antwortete, billigte ihr Verfahren und machte mir die bittersten Vorwürfe. Niemals, schrieb er, dürfe ich auf seine Verzeihung rechnen, wenn ich meinen Geliebten wiedersähe; zugleich verbot er diesem bei seinem Zorne, mich wieder aufzusuchen. Das hieß nun freilich die Liebe schlecht kennen, wenn er glauben konnte, sie werde seinen Drohungen weichen. Leon fand Mittel, mir einen Brief zukommen zu lassen, in welchem er mir vorschlug, ihm zu folgen. Ich weigerte mich jedoch, denn ich fühlte, daß es nicht recht sei.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 45. 1847.

Clotilde.

Aus dem Französischen
der Gräfin Dash.

(Beschluß.)

„Ein Monat war vergangen, da erfuhr ich, daß Leon aus Verzweiflung über meine Weigerung krank geworden sei und man für sein Leben fürchte. Da überlegte ich nicht mehr, ich floh und eilte zu ihm. Obwohl sein Leben dadurch gefährdet wurde, bestand er doch darauf, sogleich den Ort, wo man uns entdecken konnte, zu verlassen. Wir verbargen uns drei Monate hindurch in einem elenden Dorfe und lebten von dem Erlöse einiger Diamanten, die von meiner Mutter herrührten und die ich hatte verkaufen lassen. Endlich kamen wir nach Paris. Aber Leon erholte sich nicht wieder, unsere Hilfsquellen nahmen ab und ich arbeitete für unsern Lebensunterhalt. Wir warteten auf meine Mündigkeit, um uns zu verbinden. Ach, der Tod ist schneller gekommen als sie. Das Uebrige wissen Sie. Jetzt vermache ich Ihnen Alles, was mir bleibt: meinen Hund und dieses Rouleau, das ich für ihn gefertigt hatte. Sorgen Sie für den armen Trilby und behalten Sie Clotilden im Gedächtnisse.

„Ich ziehe mich in das Hospitaliterinnenkloster zurück und will für Leon und meine Vergehungen beten. Hinfort werde ich nur Unglückliche sehen; möchte ich sie trösten und ihnen helfen können. Leben Sie wohl, Freund, vergessen Sie mich nicht, seien Sie glücklich und finden Sie mit einer Ihrer würdigen Gefährtin das Glück, das Sie so sehr verdienen. Jeden Tag werde ich beten für Sie, der Sie in meinem Unglücke mich geliebt haben."

Was soll ich Ihnen nun noch erzählen? Sie können sich denken wie sehr ich litt. Ich machte vergebliche Versuche, zu Clotilden zu gelangen und sie zu vermögen, das Kloster zu verlassen. Sie blieb unerschütterlich. Mein Onkel starb, ich erbte sein Vermögen. Ich mußte nun endlich aus meinem Herzen dieses Bild, das es quälte, herausreißen, ich warf mich in alle Strudel, ich wagte zwanzig Mal mein Leben und nach tausend Thorheiten bin ich nun der geworden, als den Sie mich vor sich sehen: ein alter junger Mann, der an nichts mehr Geschmack findet, der keine Hoffnung mehr hat, der nichts mehr liebt und ohne Ziel dahin geht. Das hat, wie Sie sehen, eine tiefe Neigung aus mir gemacht. Finden Sie nun, daß ich Unrecht habe, meinen alten Hund zu pflegen? Zürnen Sie mir noch wegen meiner Traurigkeit?"

„Nein, gewiß nicht, lieber Edmund," sagte ich, ihm die Hand drückend. „Kommen Sie oft zu mir und bringen Sie Trilby mit, wir wollen von seiner Gebieterin sprechen. Was ist aus ihr geworden?"

„Erinnern Sie sich jener barmherzigen Schwester, die Ihren Bruder gepflegt hat und die jetzt Superiorin in Pau ist?"

„Sehr wohl, ich habe keine bewundernswürdigere Person gesehen."

„Das ist Clotilde!" . . .

Das Blumen-Mädchen.

Erzählung
von
C. A. Schloenbach.

Die Marie war ein sonderbares Geschöpf von Kindheit an gewesen; als Kind wollte sie nie mit Kindern und Puppen spielen, als angehende Jungfrau nicht zu Musik und Tanz gehen, als erwachsenes Mädchen keinem Burschen gut sein, immer war sie still für sich, d. h. nicht ganz allein, sondern mit Blumen, wo und wann es nur sein konnte; sie entdeckte Blumen, wo Niemand solche gesehen; sie hatte noch Blumen wenn Niemand Blumen mehr hatte und wenn die auch ganz verwelkt waren,

dann war sie noch stiller als sonst und so traurig — gar so traurig, bis das erste Blümchen da war und das fand sie stets zu allererst und trug es sorgsam nach Hause und nannte es ihr Kindchen. Die Leute im Dorfe hatten anfangs gar nicht gewußt, was sie darüber denken, die Eltern des Kindes, was sie aus ihm machen sollten — da dachten und machten sie zuletzt nichts und ließen das Kind gehen und zum Mädchen heranwachsen wie Zeit und Natur es gaben.

Die Zeit hatte die Marie nun neunzehn Jahr alt und die Natur sie zu einem eigenthümlich schönen Geschöpf gemacht; sie war nicht was man so gewöhnlich „sehr schön" nennt; — es war in ihrem Gesichte nichts, was dem gewöhnlichen Menschen bei rascher Anschauung sogleich auffiel, frappirte; es war ein langes Gesicht — ganz blaß, mit einem ziemlich großen Munde, graublauen Augen und einer eckigen, gar nicht hohen Stirne; — aber die Blässe war eine ganz andere als man gewöhnlich findet; so ganz rein und klar und doch nicht wie Marmor, sondern weich, fast durchsichtig, und der große Mund schien gar nicht groß, denn er war so fein, so fein geschnitten und es spielte um ihn her ein gar geheimnißvoller Zug; — auch die Formen der graublauen Augen waren so fein geschnitten und die Augen selbst, mit den langen Wimpern, ebenso geheimnißvoll und doch auch so klar, als wenn man hindurch ihr tief — tief ins Herz hinein sehen könne — und die eckige gar nicht hohe Stirn war so zart und weich, daß man anfangs glaubte, man könne sie mit dem kleinen Finger eindrücken und wenn man sie genau betrachtete, so war sie doch fest und kühn; dabei glänzte sie — aber nicht so wie bei Andern, wo die Haut glänzt: hatte man dem Mädchen in die Augen gesehen, so glaubte man gewiß, daß jener Glanz auf der Stirne schwebe. Vielleicht mochte das auch von den glänzenden blonden Haaren kommen, die in reicher Fülle von ihr hernieder wallten.

Das alles war gewiß schön, aber schöner noch als das alles waren die Körperformen des wunderbaren Mädchens. Sie war so groß, daß ein großer Mann ihre Augen küssen konnte, ohne daß er sich zu beugen brauchte und zu dieser Größe paßte die Fülle so ebenmäßig, wie das nie ein Maler gemalt hatte. Solche Größe und proportionirte Fülle haben indessen manche Frauen und doch keinen Reiz oder nur spröden Reiz darin; aber Marie hatte dabei so etwas Hohes und Freies wie eine Feenkönigin und doch auch wieder so etwas Zartes, Elastisch-weiches und Unschuldig-schmiegsames wie ein träumendes Blumen-Elfchen; man konnte glauben, es schwelle Musik durch die weichen, vollen Glieder, aber ganz seltsam-wunderbare Musik, von einem noch gar nicht gekannten Instrumente, oder so klingendes Geläute, wie man oft im Traume von den Blumenglocken hört.

Ich habe einmal ein Lied geschrieben — für ein Mädchen, das mich hernach verließ, — davon passen einige Strophen beinahe auf die Marie, darum will ich sie hierher setzen:

„Die Augen wie ein Nixenpärchen
Geheimnißvoll aus tiefem Born;
Du selbst ein traumhaft-duft'ges Märchen
Wie aus des Knaben Wunderhorn!"

(Fortsetzung folgt.)

Pilger in Rom.

Nach Paul Delaroche.

(Zu dem Holzschnitte.)

Die heilige Woche, die in der ganzen Christenheit mit mehr oder minder Andacht gefeiert wird, gewährt vor allem in Rom so verschiedenartige und mannichfaltige Scenen von Pilgrimsfrömmigkeit, von Glanz kirchlicher Ceremonien und von allem Pomp, den die römisch-katholische Kirche in so ergreifender Weise aufzubieten weiß, daß der Reisende, der einmal Zeuge gewesen ist, sie gewiß nie wieder vergißt. Nicht blos aus allen Theilen Italiens, sondern vielleicht aus jedem Lande Europas ziehen Pilger und Reisende nach der ewigen Stadt, um den Segen des Kirchenhauptes zu erhalten, welcher Urbi et Orbi, der Stadt und der Erde ertheilt wird. Die Stadt ist dann überfüllt von den Palästen an bis zu den Kellern der Trasteverini. Fürsten und Bauern, nicht selten Monarchen und Bettler finden sich bei dieser Festlichkeit ein. Der Lahme, der Blinde, der Gebrechliche, alle die, welche „von der schmerzensreichen Familie des Todes" heimgesucht wurden, suchen Trost, wenn nicht Heilung für die Körper- und Seelenleiden von dem Segen an dem Thore St. Peters. Dieses Schauspiel ist gewiß eines der ergreifendsten und großartigsten in der Welt.

Paul Delaroche, der große französische Maler, hat vor Kurzem eine Scene aus jener Zeit mit glänzendem Effect gemalt, eine Familie, die nach Rom gewandert ist und am Fuße des Obelisken Sixtus V. ausruhet. Es ist eines der schönsten Bilder der neuern französischen Schule und des großen Namens des Künstlers vollkommen würdig.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 46. 1847.

Das Blumen-Mädchen.

Erzählung

von

C. A. Schloenbach.

(Fortsetzung.)

Die Eltern der Marie waren Gärtnersleute und zwei Stunden von ihrem Dorfe war eine große Stadt; da fuhr der Vater Mittwochs und Samstags hin und verkaufte die Gemüse und Früchte, die er in einem großen Garten vor dem Dorfe gezogen hatte. Die Marie war in dem Garten beschäftigt gewesen, sobald sie nur irgend etwas thun konnte und vorher hatte sie schon fast jeden Tag darin im Grase gesessen und noch früher lag sie darin in einer Wiege, die auf Räderchen ruhte und also leicht in dem Garten nachgezogen wurde, wenn die Mutter lange darin zu thun hatte und doch dem Kinde auch Nahrung reichen mußte. Wenn das Kindchen nun weinte, so kam die Mutter rasch gesprungen und jedesmal brachte sie ein Blümchen oder doch ein hellgrünes Blättchen mit, was sie dem Säugling vor Augen hielt und dann lachte das kleine Herzchen und vergaß darüber manchmal den Hunger und wenn auch dies nicht, hielt es auch gewiß das Blümchen oder Blättchen im weichen Händchen fest, während es an der Brust der Mutter lag; und sonderbar, nie hatte man gesehen, daß es dergleichen zum Munde führte, wie das sonst die Kinder mit Allem thun; mit allen andern Gegenständen machte es zwar darin auch keine Ausnahme, — aber was nur einer Blume ähnlich war, wurde sorglich gehütet, ja es riß sogar manchmal andern Kindern die Blume aus der Hand, wenn diese solche zum Munde führten. Wie die Eltern darauf aufmerksam wurden, versuchten sie oft dem Mariechen gemachte Blumen für echte in die Hand zu spielen, — aber die wurden stets ohne Weiteres in's Mäulchen gesteckt. — Ich möchte darum auch glauben, daß die äußere Umgebung und Beschäftigung, worin das Kind erwuchs, sein inneres Blumen-Leben nicht gestaltete, sondern nur entwickelte, beförderte, daß der Keim dazu schon im Herzen des Kindes lag wie es geboren wurde, oder vielleicht ruhte irgend eine andere hohe göttliche Gabe in ihm, die, ohne irgend etwas anderes als jene Umgebung und Beschäftigung, nur zu der Blumenliebe sich durchbrechen konnte. Aber die Marie blieb bei der bloßen Liebe nicht stehen. Wie jede Liebe fördert und zum Schaffen antreibt, so übte sich Marie auch mit der Zeit darin, aus ihren Blumen etwas Besonderes zu gestalten und mit 16 Jahren hatte sie eine Vollendung im Binden von Sträußen, Kränzen und Guirlanden erlangt, daß Alle darüber staunten und fröhlich waren. Ich sage Alle, sowohl die „Vornehmen" im Orte und der nächsten Umgebung als auch die Bauern, denn die Marie wußte scharf den Geschmack beider Theile zu unterscheiden. Für den Pfarrer, Bürgermeister, Schullehrer, Oberförster, Doctor, Steuer-Einnehmer und Geometer (diese bildeten die Vornehmen) wand sie einfache, nur bei dem Einen und Andern etwas vollere und reichere Sträuße, Kränze ꝛc., für die Bauern bunte, brennende, (wobei nie die dicke, breite Sonnenblume fehlen durfte) aber doch war auch darin ein Geschmack, ein gewisses Etwas, was die Bauern zwar nicht begreifen konnten, ihnen jedoch ungemein gefiel. Nun war keine Kindtaufe und Hochzeit, keine Begräbniß- und Geburtstags-Feier, kein Confirmations- und Fest-Tag, wo die Marie nicht Sträuße, Kränze und Guirlanden machen mußte und weil das sehr häufig vorkam und die Marie immer so viel Ehre dabei erntete, die Eltern auch wohlhabend waren, so daß sie eine Magd halten konnten, auch eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihrer Tochter hatten, so brauchte sie fast nichts anders zu thun; sie durfte sich aber auch ein Blumen-Gärtchen am Hause anlegen und im großen Garten hatte man ihr noch ein ziemlich großes Stück eingeräumt, wo sie auch Blumen pflanzte und beide Theile bebauete sie nun ganz allein und zwar so sorgsam und niedlich, wie das im Dorfe noch gar nicht gesehen war; da hatte sie nun vollauf zu thun und war nie müßig, wenn sie auch sonst im Hause nicht viel that, — obgleich sie die Wirthschaft ungelernt verstand. So war sie denn zuletzt gleichsam in ihren Blumen aufgezogen, selbst eine Blume — eine wunderseltsame Zauberblume — geworden.

Noch nie war die Marie in die Stadt gekommen, wenn diese auch nur zwei Stunden entfernt lag, ob zufällig, ob von den Eltern vorsätzlich so eingerichtet — ich weiß es nicht; sie hatte auch nie Sehnsucht nach der Stadt gehabt, im Dorfe wurde auch wenig davon gesprochen, weil sie so nahe lag und das Naheliegende uns ja nie so interessirt als das Ferne.

Aber eine Stunde vom Dorfe, seitab nach der Stadt zu, hatte die Marie beim Blumensuchen ein liebes, schönes Plätzchen entdeckt; das war, wie verborgen in einem Schrein, von einem dunklen Wäldchen umhegt, dahinter sich rings umher graue Felsen erhoben, — es war das ein seltsamer Doppelkranz. Das Räumchen nun in diesem seltsamen Doppelkranze war ein saftig-grünes Wiesplätzchen mit hunderterlei einfach-schönen Blumen; in der Mitte stand senkrecht ein kleiner, spitzer Felshügel, zu dessen höchstem Punkte eine, von der Natur gebildete, Treppe führte und am Fuße des Felsens sprang ein Quellchen hervor und bildete ein so diamantklares Bächlein, daß man sich darin ganz klar bespiegeln konnte. Das war der Marie ihr heiliges Tempelchen, das war ihr lieber als die Kirche, — darin man sie selten sah, zum Aerger des Pfarrers — und an jedem schönen Abend ging sie dahin (es wußte Niemand wohin, oder man merkte nicht darauf), brachte einige kostbare Blumen aus ihrem Garten mit, sammelte dann dort einige von den einfach-schönen Wiesblumen, setzte sich damit auf die Spitze des kleinen Felsens und wand ein Kränzchen — ach! und so ein Kränzchen war immer so eigenthümlich wunderbar, — es lag darin ein schönes, schönes Gedicht versteckt. Wenn das Kränzchen nun fertig war, dann sah sich die Marie rings nach allen Seiten um, ob auch Niemand — Niemand, nicht einmal ein Häschen oder Reh, da sei — (Vögelchen durften da sein) und dann löste sie sich die langen Flechten der Haare auf, daß sie, wie dunkel-goldige Wellen am Sommerabende, an ihr herniederwallten und dann setzte sie das Kränzchen auf die aufgelösten dunkel-goldigen Wellenhaare, stellte sich hoch auf dem Felsen auf und sah lange, lange dort unten in das kleine diamant-klare Börnchen, daraus ihr Angesicht ihr traumhaft zulächelte und dann war sie noch viel schöner und ihr Körper noch viel herrlicher als daheim oder im Garten; dann hätte man tausend Eide schwören können, das Mädchen sei aus einer andern fremden Welt — oder der weibliche Messias einer neuen, ungeahneten Zeit.

Wie dieses zauberhafte Innen- und Außen-Leben in das Bauernmädchen gekommen ist — das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es wahr ist und daß mir's hernach immer so tiefwehmüthig durch die Brust zog, wenn ich eine gemalte Königstochter mit der Krone auf dem aufgelösten Haare sah.

Wenn man übrigens das Geschilderte auch recht ruhig, einfach, ohne alle Romantik und Ausmalung sich denkt, da ist es gar nicht so wunderbar und seltsam; warum soll nicht auch einmal in einer Bauernhütte der Genius der Schönheit gewesen sein? Der braucht doch nicht blos die Paläste zu kennen, — und ist es seltsam, daß eine *solche* Schönheit Poesie im Herzen trägt? und daß ein so poetisches Gemüth an solchen Spielereien sich erfreut? namentlich da es ein Mädchen ist und das Mädchen immer weiß wie es am schönsten ist und sich dann gerne sieht, wenn es auch von diesem Gedanken gar nichts ahnet.

Ach! es ist traurig, daß man solche Auseinandersetzungen geben *muß*, weil sonst die Leute das Gegebene nicht glauben, — denn wir sind arg prosaisch geworden.

Das war ein schöner Abend, als die Marie wieder auf dem Felsen stand, mit dem blumigen Gedichte auf dem aufgelösten dunkel-goldigen Wellenhaare und in das diamantklare Börnchen schaute, — und wie sie einige Minuten so gestanden hatte, nahm sie den Kranz ab und legte ihn auf die Felsspitze und dann ging sie hinunter, setzte sich vor das Börnchen nieder, zog Schuhe und Strümpfe aus und tauchte die Füße hinein, ach — die waren so weiß! — so blendend weiß! — da mußte man denken es wäre doch etwas Herrliches um eine flüssige Diamantendecke, darunter weißer Atlas läge. Die Marie dachte das aber nicht; es war ihr als wenn sie gar nichts Bestimmtes, Haltbares, Zusammenhängendes denken könnte, so sonderbar beängstigt, bewegt, sehnsüchtig nach etwas Unerkanntem fühlte sie sich und da kam es denn zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie gedankenlos ein Blümchen zerpflückte und die farbigen Blättchen und Staubfäden in das Wasser warf, die dann zu einem kleinen Wirbel und von ihm hinunter gezogen wurden, daß sie gar nicht mehr wieder kamen. Sie war so tief in sich versenkt, so gedankenvoll oder so gedankenlos (und das dauerte wohl eine Viertelstunde), daß sie gar nicht gehört hatte, wie Jemand von der andern Seite auf den Felsen gestiegen war und erst als sie nur den Stengel der zerpflückten Blume in ihrer Hand bemerkte und dadurch aufgeschreckt um sich schaute, erblickte sie den Usurpator ihres kleinen Thrones und erschrak heftig. Ihre erste Bewegung war nun nicht, die Füßchen aus dem Wasser zu ziehen oder zu bedecken, in ihrer heilig-reinen Jungfräulichkeit kannte sie nicht einmal die süße, schöne Gabe jungfräulicher Schaam, sondern sie griff rasch nach dem aufgelösten Haare, um es aufzubinden, denn so hatte sie noch Niemand gesehen und sollte sie auch Niemand sehen; aber die Bewegung der Hände zum Haare dauerte nur so kurzen Augenblick, als man eben zu solcher Bewegung braucht, dann ließ sie Hände und Haare in den Schooß sinken, denn der da oben stand, der durfte sie so sehen, das sagte ihr beim zweiten Blicke das Herz, und wenn sie auch anders gewollt, sie hätte nicht gekonnt,

sie mußte ja den fremden Mann ansehen, sie konnte nichts anderes thun, als ihn ansehen und das war auch sehr natürlich. — Der fremde Mann (ein berühmter Maler) war nämlich ein wunderschöner Mann, groß und stolz gebaut, ein frisches, keckes, lebensvolles Angesicht, von einem schönen vollen Bart beschattet, mit einem Zuge tiefer Schwermuth durchweht und mit feurigen, seelenvollen Augen; dazu paßte nun prächtig der weite, faltenreiche Rock von schwarzem Sammet, darüber lag der breite, weiße Halskragen und auf den fielen üppige Locken in dichter Fülle und auf den Locken saß der Kranz, den die Marie hatte liegen lassen und Mann und Fels waren von leuchtender Abendröthe umwogt. Im Herzen des Mannes war aber duftige, frische Morgenröthe, die war da eingezogen wie er die Marie am Börnchen sitzen sah; hatte schon das auf einmal entdeckte herrliche Plätzchen ihn überrascht und hochgestimmt und hatte ihn dann der gefundene Kranz noch mehr überrascht, weil er hohe Poesie darin fand, so sprang sein Herz nun vollends weit, weit auf, als er das wunderbare Wesen dort unten sitzen sah — und Niemand anders hatte den Kranz gewunden, das wußte er gleich und da setzte er ihn auf und alle Poesie und Künstlerglut und alle heilige Sabbatfeier des Abends strahlte nun aus seinen Augen und der Marie ins Herz hinein, als die ihn ansah; darum konnte sie auch nichts anderes thun als ihn ansehen und die Blicke, womit sie ihn ansah, waren ihm noch herrlicher und wunderbarer als Alles, was ihn so hoch, so glühend und seelenvoll gestimmt hatte; da konnte er ja auch nichts anderes thun als schauen und schauen. Sollte man nun wohl glauben, daß die Glückseligkeit dieser beiden Herzen sich noch steigern konnte? — kaum! und doch geschah es so. Bei dem Maler, als er nun hinunter zur Marie stieg und fand, daß sie kein Traumbild, keine Erscheinung, sondern ein wirkliches, leibhaftiges Menschengebild war und dann hörte, daß sie kein vornehmes, verkleidetes Stadtkind, sondern ein einfaches Bauernmädchen, „des Gärtners Marie" sei, die aber eine Welt voll Poesie im tiefen, reinen Herzen trüge, die Blumen über Alles liebe und sie Englein nenne, die noch nichts von der Welt und nichts von Liebe, mit ihrem zerwühlenden Schmerze und himmelanwirbelndem Glücke, wisse, — und bei der Marie, als sie den Mann nun vor sich treten sah und fand, daß er wohl ein herrlicher, herrlicher Mann, aber doch kein Heiliger sei, der sie gesegnet hätte und dann fortgewandert wäre, und daß dieser herrliche, herrliche Mann einer von denen sei, davon sie hie und da gehört und gelesen hatte, die jeden Menschen so ähnlich auf Papier malen könnten, daß man ihn gleich auf der Stelle erkennen müsse und die Natur noch schöner malen könnten, als der liebe Gott sie gemacht habe und der ihr aus einer dunkel-rothen Sammetmappe gemalte Blumen vorlege, Blumen, die sie noch nie gesehen, mit so reicher Farbenpracht, daß sie blendeten und doch auch wieder beruhigten und Blumen, die sie selbst gehegt und gewunden hatte, so täuschend ähnlich, so frisch und saftig, daß man hätte zugreifen und sie abpflücken mögen.

Die schöne Wirklichkeit, wenn sie uns mit sicherem, weichem Arme umschlungen hält, ist uns doch zuletzt immer noch lieber als das weit schönere Ideal und darum waren jetzt die beiden Herzen auch glücklicher als vorher, wo sie sich als höchste Ideale anblickten.

Traulich auf dem Felsen dicht bei einander sitzend, genossen sie ihr Glück bis es dunkelte; da mußte die Marie nach Hause, aber vorher versprechen, daß sie morgen Abend wieder herkommen wolle, ach, das that sie ja so gern! so gern! und dann ging sie fort und dachte immer an den herrlichen Mann, sprach aber zu Hause kein Wort von ihm und der blieb auf dem Felsen nachschauend stehen, bis die Marie im Gebüsch und Dämmer verschwunden war, dann ging er traumhaft durch das heilige, kühle Wehen des Abends und trug einen großen, blauen, sternfunkelnden Himmel im schwellenden Herzen! —

Am andern Abend saßen sie wieder zusammen auf dem Felsen, ein Sträußchen windend und dann wieder auflösend und von denselben Blumen wieder ein ganz anderes Sträußchen windend; er zeigte ihr das Kränzchen, was sie gestern (für ihn) gewunden hatte; d. h. abgemalt und so lieb und so schön, so voll und ganz, daß sie es sich gleich hätte aufsetzen mögen und dann skizzirte er rasch die Sträußchen auf Papier, die aus des Mädchens Zauberhand hervorgingen und sang zu Jedem einige Strophen alter Volkslieder, die dazu paßten und jeder Ton drang der Marie süß in's Herz.

„Jetzt will ich Deine Augen in ein Sträußchen bringen," sagte sie (sie hatte ihn gleich vom ersten Augenblick an „Du" genannt) und nahm nun Veilchen und Vergißmeinnicht und eine ganz kleine dunkelflammende Tulpe und wer weiß was noch und legte Alles so wunderbar-schön und doch so einfach zusammen, daß man wirklich beinahe glauben konnte, man schaue in ein Paar tiefblaue und feurigstrahlende Augen. — O was war das für ein hohes, heiliges Liebesglück, worin die beiden warmen, tiefen, echten Menschenkinder schwelgten! — aber sie wußten gar nicht, daß das Liebe war, — die Marie wußte ja gar nichts von Liebe und der Maler hatte stets das Mädchen, das er liebte, fest an's Herz gedrückt und wohl tausendmal geküßt in schwellender Sehnsucht nach dem vollsten Liebesglück, aber bei der Marie dachte er an das Alles gar nicht und da fiel ihm auch gar nicht ein, daß sein Glück Liebe sein könnte; hätte man aber jetzt Beide trennen wollen — für ewig, das hätte ihnen die Herzen gebrochen; sie meinten, daß sie immer, immer fort so leben müßten und wie sie jetzt von einander gingen, so

war das schon ein tiefer Schmerz, obgleich sie wußten, daß sie sich den andern Abend wieder sehen würden.

Aber sie sahen sich den andern Tag nicht wieder; die Marie kam zwar hin zum stillen Plätzchen, aber der Maler nicht, — und den zweiten Tag auch nicht; ach! da war's der Marie, als wenn kein Himmel blaute und keine Sonne schiene und sie wand keine Kränzchen und löste sich auch das Haar nicht auf — sie schaute nur in das diamantklare Börnchen.

Er war gewiß wieder fortgewandert — meinte sie zuletzt — gewandert zu andern Menschen, um Glück und Seligkeit zu verbreiten (denn er hatte ihr schon erzählt, wie weit er gewandert sei); wenn sie gewußt hätte wohin, sie wäre ihm nachgegangen und wäre es auch über das große, große Meer mit den verschlingenden Wellen und durch die weite, todte Wüste mit den wilden Thieren und giftigen Schlangen, davon der Schullehrer ihr oft erzählt hatte; — aber sie wußte ja seinen Weg nicht — ach! das war doch gar zu traurig! — Am dritten Abende durchzuckte sie es mit einem nie gekannten Freudenschreck, als sie aus dem Gebüsche kam und zum Felsen blickte. Dort stand Jemand!! — aber es war nicht der Maler — es war ein fremder Bursche; klein, verwachsen, mit ganz ausländischem Wesen — da war die Freude vorbei und blos der Schreck blieb, denn der fremde Bursche flog gleichsam in einem furchtbar kühnen Sprunge vom Felsen herab und kam dann rasch auf sie zu und sie konnte vor Verwunderung und Angst nicht von der Stelle; das dauerte aber nicht lange, denn nachdem der Bursche sich tief vor ihr verneigt, zog er unter dem grünen Kittel ein Blumengemälde hervor und reichte es ihr hin. Ha! das kannte sie gleich — das waren ihre Blumen — die hatte der herrliche Mann gemalt; nun wußte sie, daß er ihr nahe sei und da wurde sie auf einmal feierlich-ruhig; — nun las sie auch was unter den Blumen stand: „Marie — ich bin krank — ich kann nicht zu Dir kommen, kaum mit zitternder Hand dies malen und schreiben, darum komme zu mir — sonst werde ich sterben. Der Dir dies Blatt bringt, wird Dich zu mir führen, — das ist ein treues Gemüth, das ich aus einem fremden Lande, Italien genannt, mit mir genommen habe, — vertraue Dich ihm an und vertraue mir. Dein „Blumen-Maler.“ — Kaum hatte Marie das letzte Wort gelesen, so nahm sie mit bebender Hand eine Blume aus ihrem Körbchen, küßte sie, warf sie nach der Richtung ihres Dorfes hin und fragte dann rasch: „Wo hinaus?“ — Der italienische Bursche warf jubelnd seine Mütze in die Höhe, kniete darauf vor Marien nieder und sprang nun voraus; Marie folgte ihm mit dem duftigen Blumenkörbchen an der Hand.

Wie die Marie nun in den Garten trat, darin einsam, fern der Stadt, der Pavillon des Malers lag, fing sie an zu zittern, sie wußte gar nicht warum, denn sie hatte noch nie gezittert; in dieser Stimmung bemerkte sie auch nicht die reiche, volle Blumenpracht, die ihr entgegenduftete, und die Statuen und Büsten, die durch den Garten und weiten Corridor bis dicht vor der Eingangsthüre in des Malers Zimmer standen, aber als sie nun da hineintrat, fiel ihr das Körbchen aus der Hand, erst aus Verwunderung bis an die äußersten Spitzen der Finger und dann ganz auf die Erde vor Schreck. Vor Verwunderung, weil ihr auf einmal ein Glanz und eine Pracht an Gemälden, Büsten, mit Bildern durchwirkten Tapeten und dann an hunderterlei andern kleinen und großen Gegenständen entgegentrat, wie sie das noch nie gedacht, am wenigsten gesehen hatte; vor Schreck, denn der Bursche hatte jetzt leise und behutsam den Vorhang einer Nische aufgezogen und nun sah sie auf einmal ihren herrlichen Mann schlafend auf einem Ruhepolster liegen und er sah ganz krank und bleich aus. Sie konnte wohl zwei Minuten lang keinen Schritt vorwärts thun; aber jetzt winkte der Bursche (der während dem vor seinem Herrn niedergekniet war und ein Gebet gemurmelt hatte) so wehmüthig und dringend, da kam sie denn auch heran und bald war sie wieder ganz ruhig, nur sehr wehmüthig und saß auf einem kleinen Polsterschemel, hielt die herabhängende Hand des lieben Mannes in beiden Händen fest und der Bursche hatte das Blumenkörbchen an ihre Seite gestellt, daraus nahm sie von Zeit zu Zeit ein Blümchen und legte es dem Kranken auf die halboffene Brust, — das war ein schönes, liebes Bild! davon konnte sich sogar der letzte Sonnenstrahl nicht trennen, denn er schaute ungewöhnlich lange durch die hohen gothischen Fenster mit den grünen Atlasbehängen, — er schaute so lange bis der Maler erwachte — und da vermißten ihn der Maler und die Marie nicht mehr, denn die Blicke, die Beide nun empfingen, waren ja wärmer und strahlender als jener letzte Sonnenstrahl. — Konnte es auch wohl für den Maler ein schöneres Erwachen geben?! Die duftigen Blumen auf der Brust, zur Seite die wunderbar-schöne Marie und seine Hand in der ihrigen und einen Himmel voll Liebe in ihren Augen! und hatte nicht die Marie drei Ewigkeitstage ihren hohen, heiligen, herrlichen Mann so sehr vermißt, daß ihr die ganze Welt todt schien? und jetzt sah er sie wieder an mit dem tiefen, brennenden und doch so unendlich wohlthuenden Blicke und dabei war er so krank und elend — das entfaltet ja stets die Liebe des Weibes noch weit mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 47. 1847.

Der Großherzog von Toscana.

Der Großherzog von Toscana.

(Zu dem Holzschnitte.)

Bei der reformatorischen Bewegung, welche seit der Erwählung des Papstes Pius IX. von Rom ausgegangen ist und sich über ganz Italien verbreitet hat, richteten sich die Augen Aller zunächst auf das gesegnete Toscana, das schon längst für das glücklichste Land Italiens gegolten hatte, da der Großherzog Leopold II. während seiner milden Regierung bewiesen hatte, daß er ernstlich das Wohl seines Volkes zu fördern suchte und demnach zu erwarten war, daß er dem neuen Geiste, der sich in Italien regte, günstig gesinnt und ihm förderlich sein würde. Vor allem war zweierlei hervorzuheben, was Toscana früher vor den meisten Ländern ausgezeichnet hatte: die Todesstrafe war da längst factisch aufgehoben und es hatte keine Schulden. Die Erwartungen, welche man von der Regierung hegte,

blieben auch jetzt nicht unerfüllt, denn sie erließ bald ein liberaleres Preßgesetz, genehmigte die Einführung der Bürgergarde und bereitete andere Reformen vor. Diese Neuerungen regten natürlich auch in dem Nachbarstaate Lucca um so mehr das Verlangen nach ähnlichen Verbesserungen an, als man sich daselbst überhaupt minder glücklich fühlte und dieses Land den Bestimmungen des Wiener Congresses gemäß nach dem Tode der Herzogin von Parma an Toscana zurückfallen, die regierende Familie von Lucca aber Parma erhalten sollte. Die Verwickelungen in Lucca steigerten sich dermaßen, daß der Herzog sich endlich veranlaßt sah, noch bei Lebzeiten der Herzogin von Parma sein Land unter gewissen Bedingungen an Toscana abzutreten. Dies ist in der letzten Zeit geschehen und der Großherzog von Toscana hat das ihm zugefallene Ländchen (es ist nur 20 Q.-M. groß) unter dem Jubel der Bevölkerung übernommen. Nur in den kleinen Theilen des ehemaligen Lucca, in Fivizzano und Pontremoli nämlich, die, ebenfalls nach den Bestimmungen des Wiener Congresses, an Modena fallen sollten, herrscht eine trübe Stimmung, da die Bewohner derselben lieber Toscana als Modena angehören wollen. In Toscana, wo bekanntlich zweihundert Jahre lang (von 1537 bis 1735) die kunst-, literatur- und prachtliebende Familie Medici herrschte, regiert, seit jene Familie erlosch und das Land dem Gemahle der Maria Theresia, Franz Stephan, zufiel, das Haus Lothringen; in Lucca dagegen herrschte bisher der spanische Zweig der Bourbons und der Erbprinz dieses Landes, Ferdinand, der mit seinem Vater in unsern Tagen seinen Rechten auf dasselbe entsagte, hat sich am 10. November 1845 mit einer Tochter der französischen Bourbons, Marie Louise, Mademoiselle von Rosny, Tochter des ermordeten Herzogs von Berry, vermählt.

Das Blumen-Mädchen.

Erzählung

von

C. A. Schloenbach.

(Fortsetzung.)

Der Maler hatte plötzlich einen Blutsturz und dann einen Nervenschlag bekommen; — so erzählte er jetzt der

Marie und erklärte ihr das etwas näher und bat dann so ernst und liebevoll sie möge noch bei ihm bleiben, daß sie die Bitte gar nicht abschlagen konnte, auch wenn sie ihn nicht geliebt hätte, — blos aus Mitleid. So versprach sie ihm denn zu bleiben — doch müßte sie die Eltern davon benachrichtigen, nicht um ihre Erlaubniß zu erhalten — denn wozu brauchte sie Erlaubniß für ein gutes Werk (und an etwas anderes dachte sie nicht) — sondern nur, damit sie nicht in Angst sein sollten. — Aber es blieb bei diesem Vorsatze; denn wie er kaum gefaßt war, da wurde der Maler plötzlich wieder so krank, daß sie an gar nichts anderes mehr dachte und nichts anderes mehr thun konnte als ihn pflegen. Ach — und wie sorgsam, zart und beruhigend pflegte sie ihn! All' die herrlichen häuslichen Gaben die das Weib hat, entwickelten sich bei ihr im Augenblicke, als wenn sie schon Jahre lang geübt wären. Wohl waren Krankenwärter und Dienstboten da, aber der Maler wollte Niemand anders um sich haben als die Marie und dann den Burschen (Angelo nannte er ihn) zu den schweren Dienstleistungen. Das dauerte wohl mehrere Tage so und die Marie war noch immer so frisch und kräftig wie am ersten Tage, obgleich sie während der Zeit nur wenige Stunden geschlafen und nur wenig gegessen hatte; die Liebe mußte sie wohl so erkräftigen und stark halten, — sonst wüßte ich nicht wie das zugegangen wäre. Nun kam aber eine schwere Stunde für die Marie. Die anfangs bestürzten und dann immer ängstlicher gewordenen Eltern hatten zuletzt durch Gerücht erfahren, wo ihre Tochter sei; das war wie ein Donnerschlag für sie, denn sie dachten sich wohl was Böses dabei, hatte doch auch schon das Gerücht allerhand gezischelt und gemunkelt. — Nun traute sich aber der Vater nicht so recht in das Haus eines so berühmten Mannes wie der Maler, den er auch nicht einmal kannte und meinte auch, daß der Herr Pfarrer dem Mädchen besser in's Herz sprechen könnte; da schickte er den hin, daß er sie wieder hole, ging aber nebst der Frau bis an den Garten mit, um im Nothfalle bei der Hand sein. — Der Herr Pfarrer ließ die Marie nun ins Vorzimmer rufen und machte ihr zuerst schwere Vorwürfe, daß sie die Eltern so ohne alle Nachricht gelassen, in so entsetzliche Angst gebracht hätte. Die Marie erkannte das auch demüthig und reuig an und bat ihn, die Eltern zehntausendmal für sie um Verzeihung zu bitten; als aber nun der Pfarrer sie gleich mitnehmen wollte, erklärte sie ganz fest, daß sie bleiben müsse; — die Andeutungen, die der Pfarrer auf das Unsittliche dieser Stellung machte, verstand sie gar nicht und mit einem herzinnigen Gruß an ihre herzlieben Eltern eilte sie wieder fort ins Krankenzimmer, denn sie hörte den Kranken im Fieber schwer seufzen und phantasiren. — Bald darauf wurde sie wieder hinausgerufen, da standen ihre alten Eltern vor ihr; die Mutter weinend, der Vater kämpfend in großer Verlegenheit und Scheu (wegen der neuen, reichen, sonderbaren Umgebung) mit einem wehmüthigen Zorn. Der Marie ging das tief schneidend in's Herz und als der Vater ihre Hand von sich stieß, die sie ihm reichen wollte und die Mutter ihr laut weinend um den Hals fiel und sie bei Christus und Gott und der heiligen Mutter Gottes, deren Namen sie trüge, beschwor mit fortzugehen, da war's dem armen Mädchen, als wenn das Herz ihr aus der Brust springen müsse und sie hätte sich beinahe fortziehen lassen von der ringenden Mutter; da rief's aber auf einmal im Krankenzimmer mit furchtbar erschütterndem Tone: „Marie — komm! ich sterbe!" Jetzt schwankte Marie auch schon halb nach der Thüre hin und doch wäre sie wohl noch umgekehrt, wenn nicht bei jenem Rufe der Zorn des Vaters so entflammt wäre, daß er böse, häßliche Worte ausstieß, die von der Marie verstanden werden mußten. Da brannte zum ersten Mal in ihrem Leben die Röthe der Schaam auf ihrem blassen Angesichte — und sie wurde ganz still und sah nachdenkend zu Boden; dann aber richtete sie sich auf einmal hoch empor, stolz und kühn und doch ganz sanft und demüthig und strahlend-ruhig und so sprach sie auch:

„Es ist nicht gut, Vater, daß Ihr mich an etwas erinnert habt, woran ich noch nie gedacht und woran mein lieber, großer Herr auch nicht gedacht hat, — aber es schadet doch nichts — ich denk' nicht mehr daran; — ein Kind unter dem Mutterherzen ist nicht unschuldiger als wir Zweie; — nun aber wißt: ich bleibe hier — ich muß hier bleiben; ich mag mich hin und her fragen, ob es ein Unrecht sei: ich finde nichts, — ich bleibe Euch treu und gut und wenn Er gesund ist, dann komme ich wieder zu Euch und pflege Euch auch so, wenn Ihr krank seid, und wenn er stirbt — dann werde ich auch wohl sterben und wenn Ihr mich dann vorher nicht pflegen wollt, dann thuen es meine Blumen, aber ich werd' Euch darum doch bis in den Tod hinein lieben." Da rief es wieder: „Marie!" — und nun folgte die Marie rasch diesem Rufe und die Eltern blieben betäubt zurück; aber das dauerte nicht lange, der Vater donnerte dem Mädchen seinen Fluch nach und riß dann die schluchzende Mutter fort.

Die Marie liebte nun den Maler noch mehr, denn sie hatte ja für ihn gelitten, aber daß sie so gelitten hatte sagte sie ihm nie. Die Liebe ist die beste Heilkunst auf der Welt, darum kam es auch wohl, daß der Maler schon nach acht Tagen hin und wieder kurze Zeit aufstehen und, von Marie geführt, im Zimmer umher gehen konnte, und noch acht Tage weiter konnte er beinahe den ganzen Tag auf sein, aber nicht hinausgehen und nicht malen und darum durfte die Marie auch nicht fort; sie konnte ihn ja doch nicht so ganz allein, mit Nichts beschäftiget, im einsamen Zimmer zurücklassen. Während dem erzählte ihr der Maler nun von seinen Reisen, von all den fremden Län-

dern und Menschen, besonders aber von den fremden Blumen, die er gesehen; dann zeigte und erklärte er ihr alle Bilder, die er besaß und die Marie fand auf der Stelle diejenigen heraus, die er selbst gemalt hatte und bei den unbekleideten Menschenbildern erröthete sie nicht, schlug sie nicht die Augen nieder und meinte dabei einmal: „Schöne Menschen sind wie schöne Blumen; — ich glaube wir Alle waren früher Blumen und ich möchte wohl wissen, was Du und ich für Blumen gewesen sind." — Da kam dem Maler auf einmal der Gedanke: er wolle die Marie malen und zwar in einem Bilde, wozu ihm lange Zeit die nackte Form eines weiblichen Ideales gemangelt hatte und die sich nun in der Marie als höchste Vollendung darbot!

Ob dabei etwas Egoismus war — wie die Männer ja alle egoistischer bei ihrer Liebe sind als die Frauen — will ich nicht absprechen; aber doch rein, — sonnenrein war der Gedanke. Hätte er die Marie nur etwas weniger keusch geliebt, so würde er ihn nicht gewagt — ihn als eine Entweihung der hohen Jungfräulichkeit Mariens betrachtet haben, — aber er liebte das Mädchen ja so himmlisch unschuldig, daß er ihn nur ansah als eine Anbetung der ewigen Schönheit, die in der Marie verkörpert war. Und sie selbst gewährte die Bitte des Geliebten so unbefangen, so ohne alles Erröthen — so ganz und gar unschuldig, als wenn das irgend ein heiliger Opferdienst sei; hatte er ja doch so manche Blume gemalt, warum sollte er sie — seine schönste Blume, wie er sie nannte — nicht auch malen dürfen?!

Der Entschluß zu diesem Bilde hatte ihm plötzlich neue Kraft gegeben; die Ausführung desselben hielt sie zusammen und mit der so lange unbefriedigten Künstlergluth und in hellauflodernder seliger Liebe schuf er so rasch wie nie und in drei Wochen war ein Bild fertig, davor er selber erstaunte und die Marie wäre beinahe betend niedergekniet vor ihrem eigenen Selbst, mit so hoher göttlicher Glorie war es umgeben; Angelo stand davor und weinte — dann küßte er seinem Herrn das Knie und der Marie das Kleid und dann sprang er fort und sagte den Herren Vorstehern der Kunstausstellung was für ein „Ereigniß" vorgefallen sei. — Da liefen nun die Herren hin und her, das „Ereigniß" mußte morgen noch in die Kunstausstellung; am Sonntage sollte dieselbe eröffnet werden und da war das ja der prächtigste Anfang, den man machen konnte. Der Maler hätte gern das Bild behalten, — es war ihm gar so theuer, aber er war ja ein Mann der Oeffentlichkeit, seine Werke für die Oeffentlichkeit bestimmt, — dann fühlte er auch zu deutlich den großen Werth seines Gemäldes — d. h. eigentlich das Aufsehen, das es machen würde und in diesem Punkte sind wir alle sterblich; er ließ also das Bild forttragen. Marie weinte als dies geschah, — aber ganz allein für sich, und sonderbar, sie war hocherröthet, als sie durch einen Vorhang fremde Männer vor dem Bilde hatte stehen sehen; sie zitterte, wenn sie daran dachte, daß nun bald viele hundert Menschen es sehen würden, — aber sie wußte eigentlich gar nicht deutlich warum sie erröthete, weinte und zitterte. — Bald sahen nun nicht blos viele hundert, sondern viele tausend Menschen das neue, herrliche Bild des berühmten Malers, es stand ja in der ersten Kunstausstellung, die von der Stadt eingerichtet war und da drängte sich bald Alles hinzu, was nur 2½ Groschen Eintrittsgeld hatte, vom ersten General und Präsidenten bis zum jüngsten Feldwebel und Handwerksmeister, und Alle standen bei dem Bilde unseres Malers die größte Zeit still, denn erstens war derselbe Modeartikel geworden und zweitens war sein Bild bis jetzt das — längste und breiteste; daß es das beste war empfanden nur Wenige — sagten aber Alle. — Daß es indessen nicht beim bloßen Betrachten blieb, versteht sich von selbst, es wurde hin und her gefragt, ob denn das „Frauenzimmer" auf dem Bilde Portrait — und wie — wo — was sie sei; die Uebrigen sagten nach was sie hörten, damit sie ihre Bildung durch reiche Theilnahme an dem Bilde darthäten. — Nun wurden die verschiedensten Grüchte laut, hier hieß es, er hat sie aus Italien, oder Griechenland — oder der Türkei — oder China mitgebracht; dort war schon eine großartige Geschichte fertig geworden, die von einer russischen Gräfin — häßlichem Gemahl — Entführung — Dolch, Blut ꝛc. handelte; — Andere wußten indessen die Sache wie sie war, — aber das wollte Niemand glauben; ein Mädchen ganz aus der Nähe? nein — das konnte ja nicht so schön sein, weil — es ganz aus der Nähe war und dann ein Bauernmädchen — nein! nein! Endlich gab aber die Geheime-Hofräthin X. den Ausschlag, daß gerade dies am pikantesten, romantischten sei, — ein Bauernmädchen, ganz aus der Nähe, die Geliebte des genialen Malers und Original seines allbewunderten Bildes! — es könne ja nichts Interessanteres geben! Dabei blieb es auch und diese Entscheidung drang bis in die letzten Kreise der Stadt; die Männer priesen nun den Geschmack des Malers, der sich eine so schöne Geliebte angeschafft hätte; die Damen fanden indessen, daß solch Verhältniß doch immer unsittlich sei (obgleich manche davon, Mädchen und Frauen, wohl gern im Stillen den Platz des schönen Mädchens eingenommen hätten); Alle aber fanden es als erniedrigend, sich zu einem solchen Bilde herzugeben und daß sein Original das verworfenste Geschöpf sein müsse.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 48. 1847.

Das Blumen-Mädchen.

Erzählung
von
C. A. Schloenbach.
(Beschluß)

Es dauerte nur wenige Tage, da ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf der Marie: „des Gärtners Marie hat sich nackt malen lassen und hängt in der Stadt und da sieht sie nun Jedermann!“ und dann hieß es: „pfui! das garstige, nichtsnutzige Stück, aber das kommt von wegen dem Absonderlichen, was sie immer sein wollte.“ Die Frauen und Mädchen waren am wüthendsten; alles Andere hätten sie der Marie verziehen; aber darin sahen sie sich selbst entehrt, alle Heimlichkeit ihres Geschlechts der Menge preis gegeben. Es war ein förmlicher Aufstand im Dorfe — und der wurde noch ungeheuer angefacht, als der Pfarrer am nächsten Sonntag die Angelegenheit von der Kanzel aus besprach, die Marie als das abschreckendste, warnendste Beispiel einer lauen Kirchengängerin darstellte und daran furchtbare Folgerungen der entsetzlich schlechten Zeit knüpfte.

Man hätte dem alten Gärtner an diesem Tage beinahe die Fenster eingeworfen, aber als man ihn auf einmal aus dem Hause springen und das Blumen-Gärtchen der Marie mit Händen und Füßen wild zerstören sah und die schrecklichsten Verwünschungen gegen sein Kind ausstoßen hörte, war man zufrieden.

Die Marie hörte von dem Allen nichts, denn sie saß mit unendlicher Angst am Bette ihres aufs neue schwer erkrankten Geliebten; ein heftiger Anfall hatte ihn wieder darniedergeworfen, als kaum sein Gemälde aus dem Hause war und während nun da draußen Tag für Tag die Menge bewundernd vor seiner Schöpfung stand, rang er mit dem Tode, — rang so lange bis er nicht mehr ringen konnte — bis er todt war!

Da war es der Marie als wenn sie auch todt wäre; — sie stand wie ein Geist an seinem Sterbebette, dann beugte sie sich still und ruhig über des Todten Angesicht und küßte es — küßte es zum ersten Male und dann holte sie Blumen und wand einen Kranz wie der, den sie auf dem Felsen gewunden, (es waren auch so Wiesblumen wie dort im Garten) den er sich aufgesetzt und womit sie ihn dann zum ersten Male gesehen hatte; und wie der Kranz fertig war, setzte sie ihn dem Todten auf das lockige Haupt und dann streute sie Blumen auf seine Brust, kniete nieder auf dem kleinen Polster-Schemel und nahm die Hand des Geliebten fest in beide Hände — gerade wie am ersten Abend, wo sie zu ihm gekommen war.

Unser Leben ist so mit Behörden und Gensdarmen durchwebt, daß fast gar nichts passiren kann, wo die nicht dabei sind; darum kommen nun sogar auch in meiner zarten Liebes-Idylle diese prosaischen Theilnehmer vor. Als nämlich die Marie noch bei dem todten Geliebten saß, traten verschiedene Herren zum Protocollnehmen, Versiegeln und dergleichen Obliegenheiten ein und fanden es natürlich sehr unverschämt, daß die Lust- und Modell-Dirne des Verstorbenen noch immer da sei und sich nicht auf der Stelle fortgemacht habe. Angelo suchte zwar zu erklären, daß sein Herr im Sterben der Marie alles Vorhandene vermacht und sie als seine Frau genannt habe und zwei Zeugen konnten das bekräftigen; aber das war Unsinn. Das Wort eines Sterbenden gilt vor dem Gesetze nichts; es war kein gerichtlich aufgenommenes Testament da und als die Marie nach dem Trauungsschein gefragt wurde, schüttelte sie stillschweigend den Kopf; sie wußte gar nicht was die Herren wollten, denn sie hatte die ganze Verhandlung überhört und nur immer ihren todten Geliebten angeschaut.

Nun wurde kurzer Proceß gemacht, die Marie sollte augenblicklich fort und als sie das nicht wollte, sondern erklärte, daß sie bleiben müsse, bis der herrliche Mann zu Grabe getragen würde; da rief man die mitgebrachten Polizeidiener herein und diese rissen nun das heftig widerstrebende Mädchen vom festumklammerten Todtenbette los, zerrten sie aus Zimmer, Haus und Garten und kehrten lächelnd, händereibend zurück, das Wehgeschrei der Verjagten ihren hohen Gebietern erklärend; diese nickten wohlgefällig Abschied zu, stärkten sich durch verschiedene Priesen und begannen ihr Geschäft.

Angelo wollte seiner Herrin nach, aber er mußte bleiben, als „Haus-Subject."

Wohl hatte die Marie herzzerreißendes Wehgeschrei ausgestoßen, als sie hinausgezerrt wurde; doch jetzt war sie ruhig — aber das war die Ruhe eines beschneiten Grabes. — Sie wandelte geisterhaft daher ihrem Dorfe zu; — ach! das war ein böser Gang; sie hatte sich kaum von ferne sehen lassen, da lief schon Alles zusammen und, als sie kam, vor und hinter ihr her, mit allen möglichen Schimpfnamen sie anrufend; die liebsten Freundinnen, die sie erschreckt anredete, wichen ihr aus wie einer Pestkranken oder spieen sie an und die Jungen bewarfen sie mit Koth und der Pfarrer lag im Fenster, rauchte eine Pfeife und sprach dabei: „das ist das Strafgericht Gottes!" und die anderen „Vornehmen" lauerten hinter den Fenstervorhängen. Da floh das arme Mädchen wie ein gehetztes Reh hilferufend in ihr Vaterhaus und der Vater griff sie auf, aber nicht um sie zu schützen, er wühlte seine Faust in ihre Haare und schlug sie jämmerlich, dann warf er sie vor die Thüre hinaus und riegelte diese fest von innen zu. Die Mutter jammerte, — sie hätte gern abgewehrt, aber sie konnte und durfte nicht. Da lag nun die arme Marie, die geliebte, bewunderte, kränzewindende Marie keuchend, blutend und rings umher die schmähende Menge, sogar die Hunde kamen und bellten sie an. — Darüber war es tief dunkel geworden, die Menschen verloren sich zuletzt und da konnte es Niemand sehen, daß die alte Gärtners Mutter durch die Hinterthüre herbeigeschlichen kam und die Marie still fortführte. Sie führte sie in ein kleines Scheunen-Kämmerchen, darin die Gärtnerei-Geräthschaften standen, wischte ihr das Blut aus dem Gesichte, holte zu essen und zu trinken und einen Strohsack zum ruhen; dann ging sie eilig fort, damit ihr Mann nichts merken sollte. — Den andern Morgen in aller Frühe war sie wieder da, weckte die schlafende Marie und hieß sie in die Stadt gehen und dort auf kurze Zeit einen Dienst suchen, bis der Vater und der Herr Pfarrer und das Dorf ruhig wären.

Die Marie ließ Alles mit sich geschehen was geschah; sie fragte nicht einmal warum man sie so gräßlich behandelt habe und die Mutter meinte nicht anders als daß sie es wüßte und daß sie nun ganz zerknirscht und reuig sei. Daß sie nach der Stadt gehen sollte war ihr lieb, denn sie konnte nun und nimmermehr den Vater und die Dorfleute wieder sehen; sie haßte Niemand, aber Alle waren ihr auf einmal fremd geworden.

Und sie ging nach der Stadt, zu einem Commissionär, an den die Mutter sie gewiesen hatte, weil der schon manchem Mädchen und Burschen aus dem Dorfe einen Dienst in der Stadt verschafft hatte. — Der Commissionär stutzte, — ei! — das war ja das berüchtigte Original des berühmten Bildes! Er gab ihr indessen viele Adressen und einen Jungen mit, der ihr den Weg zeigen sollte, — aber es war das ein schweres, bitterböses Anfragen. Wo sie hinkam, wurde sie gleich als „die Modell-Dirne des Malers" erkannt und nun wohl neugierig (von den Frauen meist neidisch) betrachtet, aber dann schlug man ihr auch gleich die Thüre vor der Nase zu, — entweder stillschweigend, oder mit harten, meist entehrenden Worten; — sie war so innerlich erstarrt und erstarrte immer mehr, daß sie kaum merkte wie sie wohl in funfzehn Häuser von ihrem eifrigen Begleiter geführt wurde; als sie aber nun von einigen Herren verfolgt und angeredet wurde und dann unzweideutige Anträge mit den glänzendsten Versprechungen hören mußte, da fuhr sie auf einmal, wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammen und floh wieder, sowie sie im Dorfe geflohen war, — aber sie floh nicht in's Dorf, sondern wie instinctmäßig zu ihrem heiligen Plätzchen und wie sie da angekommen war, konnte sie sich nicht mehr aufrecht halten. Da setzte sie sich denn wieder vor das diamantklare Börnchen, zog mechanisch, bewußtlos, wie sonst Schuhe und Strümfe aus und stellte die blendend-weißen Füße wieder in das Wasser, — die Haarflechten waren im Fliehen aufgegangen und wallten nun wieder lang und lockig an ihr herab, auch ein Blümchen hielt sie in den Händen und zerpflückte es und warf die bunten duftigen Blättchen und Staubfäden hinab in den kleinen Wirbel, wie sie es zum ersten Male gethan hatte als sie den Maler zum ersten Mal gesehen, und wie sie jetzt das letzte Blättchen weggeworfen hatte, glaubte sie auch wieder ihn zu sehen — aber noch viel herrlicher und glorreicher als damals — da fuhr sie auch auf in freudigem Schreck und dann sank sie hin und war todt.

Ein Nacht auf dem adriatischen Meere.

Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Venedig fühlte ich mich versucht, von da nach Triest überzusetzen, um die beiden Wunder der Natur und Kunst zu besuchen, die, beide in gleichem Maße interessant und doch gänzlich von einander verschieden, Istrien schmücken, — ich meine die wundervolle Adelsberger Höhle, welche nur wenige Stunden von Triest liegt und das prachtvolle römische Amphitheater in Pola.

Auf dem Verdecke des Dampfschiffes fand ich zwei oder drei Passagiere, die es gleich mir vorgezogen, die Nacht da zuzubringen. Einer dieser Passagiere war gleich mir ein Norddeutscher, ein anderer ein französischer Edelmann, beide gebildete und wohlunterrichtete Männer, deren Gespräch wohl im Stande war, uns die Zeit in der Nacht angenehm zu vertreiben.

Unter andern kam das Gespräch auf die Träume und der französische Edelmann verwarf die gewöhnliche Ansicht,

daß der Magen besonders die schrecklichen Erscheinungen hervorzaubere, welche zuweilen den Menschen im Schlafe vorkommen, er behauptete vielmehr, daß sie wahrscheinlicher Weise von der geheimnißvollen Macht, die über den Schicksalen der Menschheit wache, als ein Mittel auserlesen wären, Verbrechen und Geheimnisse solcher Personen zu enthüllen, die bei der Entdeckung betheiligt wären.

„Ich stehe nicht an, dies als meinen Glauben zu bekennen," sagte er, „und wenn Sie mir erlauben, die Begebenheit mitzutheilen, die ihn rechtfertigt, werden Sie, ich bin fest davon überzeugt, mir zugestehen, daß sie geeignet ist, den ärgsten Skeptiker zu dem Glauben hinzuführen, daß eine allwissende Vorsehung die Enthüllung geleitet haben müsse und daß weder der Zufall noch die Phantasie auf die außerordentliche Weise, wie Sie hören werden, ein Verbrechen an den Tag zu bringen vermocht haben könnten, von welchem man vorher keine Ahnung hatte."

Wir alle baten ihn um Mittheilung und der französische Edelmann begann seine Erzählung:

„Einer meiner Oheime, der ältere Bruder meiner Mutter, diente im Armeecorps unter Moreau und folgte als Hauptmann diesem heldenmüthigen Feldherrn auf seinen deutschen Feldzügen. Das Regiment, zu dem er gehörte, war eines von denen, welche, treu ihren republikanischen Grundsätzen und aus Besorgniß vor den schnellen Schritten Bonaparte's zur absoluten Macht, ihre Unabhängigkeit dadurch behaupteten, daß sie gegen das lebenslängliche Consulat stimmten, nach welchem Napoleon damals trachtete und das nur der Anfang zu seinem größeren Glücke wurde. Diese Opposition gegen seinen Ehrgeiz vergaß der junge Dictator nie. Er verbarg zwar seinen Aerger; aber die republikanischen Soldaten, die es gewagt hatten seinen Plänen sich entgegenzustellen, mußten nachmals erfahren, daß Napoleon nicht all sein korsisches Blut auf den Sandebenen Egyptens oder auf den Gefilden von Marengo vergossen habe und daß die „Blutrache", welche die Geißel und die Schande seines Vaterlandes ist, sich in seinem Verhalten gegen diejenigen zeigte, welche seinem Ehrgeize entgegengetreten waren.

„Bonaparte war freilich zu klug, um eine entschiedene Handlung der Rache gegen diese strengen alten Krieger der Republik zu begehen, die nicht wie die Masse der Nation vor seiner wachsenden Macht das Knie beugen wollten, aber er behielt sie im Gedächtnisse und befriedigte sowohl durch die Schwierigkeiten der Pflichten, die er ihnen auferlegte, als auch durch die Verweigerung des Lohnes für ihre Dienste seine persönliche Rache.

„Eine Gelegenheit zur Kundgebung dieses Grolles bot sich in der Expedition nach St. Domingo dar, die damals veranstaltet wurde und deren Commando er dem Generale Leclerc übertragen hatte, dem Gemahle seiner schönen Schwester Pauline. Napoleon rief zu dieser Expedition alle Soldaten, die je Beweise ihrer Anhänglichkeit an republikanische Institutionen gegeben hatten und von den Wenigen derselben, welche den Verheerungen des gelben Fiebers und dem barbarischen Kriege mit den Negern entgingen, wurde nicht einer jemals in der kaiserlichen Armee befördert.

„Mein Oheim erhielt in dieser Expedition seinen vorigen Rang als Hauptmann und freute sich in seiner Compagnie einen braven Landmann zu haben, seinen Milchbruder, den Sohn seiner Amme, der mit ihm in allen frühern Kriegen der Republik gedient und den er wegen seiner Tapferkeit und seines durchaus guten Verhaltens zum Sergeanten befördert hatte.

„Die Ergebenheit dieses jungen Mannes für seinen Hauptmann war eben so unbegrenzt wie seine erprobte Tapferkeit. Mein Oheim verdankte ihm die Rettung auf dem Schlachtfelde von Hohenlinden und später wurde der Muthige nochmals sein Retter.

„Wenige Tage nach der Landung der französischen Truppen in St. Domingo bemerkte mein Oheim bei dem Baden im Flusse St. Jago, dessen Ufer mit Binsen und andern Wasserpflanzen überwachsen sind, den Kopf eines Caiman über dem Wasser, während der Körper unter den dichten Gewächsen, die den Uferrand bedeckten, verborgen blieb. Die schrecklichen Augen des Unthieres waren auf den Badenden gerichtet, der eine verzweifelte Anstrengung machte der ihm drohenden Gefahr durch rasches Fortschwimmen zu entgehen, aber seine Beine verwickelten sich in dem Ufergestrüppe und seine hilflose Lage war für seinen Feind das Zeichen zum Angriffe. Die andern Officiere, welche sich zum Baden anschickten, versuchten den Caiman durch Schreien und Rufen abzuschrecken, aber der Instinct des Thieres überzeugte es nur zu wohl von der äußersten Hilflosigkeit seines Opfers und es schwamm auf meinen Oheim zu.

„Der edle Jerome Chabert (so hieß der Sergeant) war vom Ufer aus Zeuge des Vorfalls gewesen. Er sah, daß kein Augenblick zu verlieren war und sprang entschlossen in den Fluß gerade in den kurzen Zwischenraum, der den Caiman von seinem geliebten Hauptmanne trennte. Der Anblick einer nähern Beute veränderte die Absicht des Ungeheuers und es steuerte auf Chabert los, der, von seinem Feinde dicht verfolgt, die Strömung benutzen konnte und kräftig zum entgegengesetzten Ufer schwamm, wo eine Anzahl Neger versammelt war. Diese Leute hatten mit Widerhaken versehene Wurfspieße bei sich, welche sie mit unfehlbarer Geschicklichkeit anwenden, und sie konnten daher nicht allein das Ungeheuer tödten, sondern auch den treuen Chabert von der drohenden Gefahr retten, welcher er sich so freiwillig für die Erhaltung seines Officiers und Wohlthäters ausgesetzt hatte.

„Kurze Zeit nach dieser Begebenheit verdankte mein Oheim wiederum dem treuen Chabert sein Leben. Beim Angriff auf die Cabaréçades (die Toussaint Louverture

in Person vertheidigte) war mein Oheim eben im Begriff an der Spitze seiner wackern Grenadiere durch die Bresche zu dringen, als ihn eine Kugel mitten auf die Brust traf und zu Boden warf. Seine Kameraden marschirten, in der Meinung, daß er todt sei, vorwärts ohne anzuhalten und ihn aufzuheben. Nicht so der treue Chabert, der aus Reih und Glied trat, seinen dem Anscheine nach leblosen Hauptmann auf seine Schultern lud und ihn zum Nachtrab trug, wo er den nöthigen Beistand erhielt, durch den endlich sein Wiederaufleben herbeigeführt wurde.

„Solcher Art waren die Dienste, die Jerome Chabert meinem Onkel leistete, — Dienste, nicht mit Gold zu vergelten, die aber Männer für Lebenszeit verbinden, wie auch immer ihr Rang und ihre Stellung unterschieden sein mögen; und so waren sie durch die Bande von mehr als brüderlicher Liebe vereinigt, durch die der heiligsten Freundschaft und Dankbarkeit, als nach dem Tode des Generals Leclerc der Ueberrest der St. Domingoexpedition nach Frankreich zurückbeordert wurde, wo man weder ihre vergangenen Leiden noch ihre langen Dienste irgend einer Aufmerksamkeit oder eines Lohnes würdigte.

„Vergeblich bestürmte mein Oheim das Bureau des Kriegsministers um Beförderung für sich und eine Pension für den heldenmüthigen Sergeanten, dessen Gesundheit durch die Einwirkungen des Climas so erschüttert war, daß er nicht länger in activem Dienste bleiben konnte. In diesem Augenblick getäuschter Erwartung zerbrach mein Oheim, aufs Tiefste gereizt durch diese offenbare absichtliche Vernachlässigung seiner Ansprüche, sein Schwert in Bitterkeit und Verzweiflung und widmete sich, obgleich es zu einer solchen Veränderung des Berufes spät war, dem Advokatenstande, dem Geschäfte, für welches er ursprünglich erzogen war, das er aber, wie viele Andere, in dem aufregenden Momente der Revolution bei Seite gelegt hatte.

„Nachdem mein Oheim sich so als Advokat in Nancy niedergelassen hatte, war seine erste Sorge seinem ergebenen Freunde und treuen Waffengefährten, Jerome Chabert, ein Unterkommen zu sichern. Er kaufte ihm demnach ein Haus in dem zwischen Nancy und Verdun gelegenen Dorfe La Croix, wo er ihn als Gastwirth einrichtete und außerdem für ihn die Stelle eines Jagdaufsehers in den Gehölzen und Forsten der Nation erhielt.

„So unbedeutend diese Einzelheiten an und für sich sind und so wenig sie zum Inhalt dieser Geschichte zu gehören scheinen, so hielt ich es doch für nothwendig, ziemlich lange dabei zu verweilen, weil es für den Zusammenhang dessen, was ich erzählen will, unerläßlich ist, zu zeigen, auf welche Weise zwei ursprünglich in so verschiedene Lebenssphären gestellte Personen durch die Bande der Freundschaft so aneinander gefesselt werden konnten, daß zwischen ihnen eine Sympathie entstand, welche selbst unter denen, die durch Bande des Bluts einander verwandt sind, selten vorhanden ist.

„Jerome Chabert fand bald, daß seine Pflicht als Jagdhüter bedeutend der Aufmerksamkeit widerstritt, die er seinen Gästen im Wirthshause schuldig war; und da das erstere dieser Geschäfte nicht allein ihm aufgetragen war, sondern auch sehr mit seinem Geschmacke übereinstimmte, so hielt er es für räthlich, sich eine Gehilfin zu nehmen in der Gestalt einer Frau, deren Fürsorge er das Geschäft und die nöthige Abwartung in seinem kleinen Gasthofe anvertraute, während er ununterbrochen seinem ihm angenehmern Berufe nachgehen würde.

„Nach weniger als drei Wochen wurde Jerome Chabert der Ehemann der Catharine Brunet, deren ganzes Vermögen in einem Paar funkelnder Augen, einem kecken Lächeln und der Frische und Fröhlichkeit ihrer lieblichen achtzehn Jahre bestand; und obgleich diese persönlichen Vorzüge einen schneidenden Contrast mit dem narbigen Gesichte und dem geschwächten Körper des Veteranen bildeten, der mehr von Leiden als durch die Jahre gebrochen war, ging ihr Hauswesen doch glücklich genug, denn während die junge Frau sich gegen das Publikum ihrer Pflichten als Wirthin vortrefflich unterzog, vernachlässigte sie nichts, was dazu beitragen konnte, die Heimath des alten Sergeanten der republikanischen Armee glücklich zu machen.

„Die Berufspflichten meines Onkels nöthigten ihn, häufige Reisen zwischen Nancy und Verdun zu machen und bei dieser Gelegenheit kehrte er jedesmal einen Tag in La Croix ein, wo seine Gegenwart für den braven Chabert und dessen Frau einen Festtag veranlaßte. Auf die Letztere dehnte mein Oheim bald theilweise die Herzlichkeit aus, die ihn mit ihrem Gatten verband und er sprach gern mit Catharine über die Heldenthaten, welche die Bescheidenheit ihres Mannes verschwiegen hatte.

„Bei einer dieser Gelegenheiten, etwa drei Jahre nach der Verheirathung Catharine's und Chabert's, kam mein Oheim unerwartet im Wirthshaus von La Croix an und bemerkte mit Verwunderung, daß Chabert nicht, wie es doch seine Gewohnheit war, an die Thüre kam, um seinen ehemaligen Capitain zu empfangen und ihm den Steigbügel zu halten, während er sich vom Pferde schwang. Statt auf das narbige und sonnverbrannte Gesicht des Veteranen, fielen seine Augen auf das unbekannte Gesicht eines Stallknechts, dessen widerwärtiger Anblick noch auffallender durch ein verdrießliches und verlegenes Wesen gemacht wurde.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 49. 1847.

Eine Nacht auf dem adriatischen Meere.

(Beschluß.)

„Wo ist der Herr?“ fragte mein Oheim den Fremden, als er abstieg. Ehe er jedoch eine Antwort erhalten konnte, fiel Frau Chabert, die aus dem Wirthshause herbeieilte, in die Rede ein:

„Ach, Herr Capitain, es ist recht Schade, daß mein Mann abwesend ist! Und wie wird er es bedauern, Sie nicht gesehen zu haben! Ein Wildschwein aus dem Forste hat aber solchen Schaden gethan, daß die Leute den Maire angegangen haben, ihnen Hilfe zu schaffen; so sind denn gestern Morgen alle Waldhüter und Jäger aufgeboten worden und heute findet eine große Treibjagd statt.“

„Hm!“ erwiederte mein Oheim. „Ich hörte nichts davon in Nancy und wenn mich Chabert davon unterrichtet hätte, würde ich an der Jagd Theil genommen haben; jetzt ist es zu spät und mein Geschäft zwingt mich morgen Vormittag in Verdun zu sein. So bringen Sie mir mein Abendbrot, gute Frau und machen Sie mir ein Bett zurecht, denn ich bin hungrig und müde. Nach etwa zwei Tagen werde ich auf dem Heimwege wieder einsprechen und ich hoffe da von Ihrem Manne Auskunft über die Jagd zu erhalten.“

„Den Befehlen meines Oheims wurde Folge geleistet und nach dem schnell abgefertigten Abendbrot (denn Jerome Chabert war nicht da, die Flasche Moselwein zu theilen, bei der sein ehemaliger Hauptmann lange zu sitzen pflegte, wenn er auf die Erinnerung an ihre alten Feldzüge trank) zog er sich in das Zimmer zurück, welches er stets bei seiner Einkehr im Wirthshause von La Croix bewohnte.

„Es dauerte einige Zeit, ehe er einschlafen konnte, obwohl er in ein halbwaches Träumen verfiel, in welchem sich ihm Begebenheiten darstellten, die vor ihm zu erscheinen und zu verschwinden schienen wie die Schatten einer Laterna Magica und in denen Jerome Chabert eine Hauptrolle spielte. Er sah das Schlachtfeld von Hohenlinden mit dem mörderischen Kampfe und den fliegenden Schwadronen; wiederum blitzte der Säbel des Oestreichers vor seinen Augen, als er geblendet und athemlos unter den Hufen des ringenden Pferdes lag; dann kam der Caiman von St. Domingo, der seine gierigen Augen auf ihn richtete und dessen heißen Athem er auf seiner Wange spürte bis sich der unerschrockene Chabert zwischen ihn und den Tod warf. Dann veränderte sich die Scene und er fühlte noch einmal die heiße Kugel seine Brust durchbohren, dann ergriff ihn ein Gefühl der Ohnmacht und als alles vor seinen Augen schwamm, sah er Chabert über sich gebeugt und fühlte sich durch ihn von den stampfenden Füßen befreit, die unachtsam über seinen am Boden liegenden Körper schritten. In jedem Theile dieses Traumes aber hatten Chaberts Züge den Ausdruck einer traurigen und todtenähnlichen Ruhe, der von der fröhlichen Heiterkeit abstach, welche gewöhnlich die Züge des tapfern Soldaten verklärte. Und dieses leblose Aussehen machte den Eindruck des Traumes so peinlich, daß mein Oheim in der fürchterlichsten Angst daraus erwachte.

„Es dauerte einige Zeit ehe er die Wirkungen dieses schweren Traumes loswerden konnte und als er endlich wieder einschlief, quälte ihn ein noch schrecklicherer. Es war ihm, als würden die Vorhänge seines Bettes langsam bei Seite gezogen; er glaubte sogar die Ringe, an denen sie aufgehängt waren, an den eisernen Stäben knirschen zu hören, über welche sie gingen. Er war sich bewußt eine Anstrengung zum Aufstehen zu machen, aber eine eisige Hand schien sich schwer auf seine Brust zu legen und ihn bewegungslos niederzuhalten. Dann glaubte er an der Seite seines Bettes Jerome Chabert in einem Sterbehemde zu sehen, welches er langsam entfaltete, indem er auf seine Brust und seinen Hals zeigte und so die Aufmerksamkeit des Schläfers auf die Spuren frischblutender Wunden lenkte. Er versuchte im Traume auf die gespenstige Gestalt loszugehen, aber eine unüberwindliche Kraft schien ihn zurückzuhalten; er versuchte zu sprechen, aber die Zunge klebte an seinem Gaumen; er wollte in Todespein aufschreien, aber ein erstickendes Gefühl verhinderte die Anstrengung. Darauf redete ihn die Gestalt mit Grabesstimme an:

„Catharine hat Sie getäuscht! Ich bin als Opfer ihrer verbrecherischen Leidenschaft gefallen. Ich entdeckte ihre Verbindung mit meinem Knechte Pierre und um meiner gerechten Rache sich zu entziehen, mordeten mich beide meuchlings. Sie haben meinen verstümmelten Leichnam im Stalle begraben unter der vordersten Krippe, wo die Steine frisch eingelegt sind. Suchen Sie mich da und Sie werden mich finden! Herr — Bruder — Freund, lebe wohl! Räche meinen Tod!"

„Von Entsetzen gelähmt, die Glieder in kaltem Schweiße gebadet, erwachte mein Oheim mit einem halb erstickten Schrei. Er konnte sich nicht eher überzeugen, daß der Vorfall nur ein Traum gewesen sei, bis er sich umgesehen und in dem Mondlichte, welches durch die Fenster des Zimmers schien, erkannt hatte, daß er sich allein darin befinde. Den Schlaf wiederum zu suchen, war ihm jedoch unmöglich und deshalb stand er, als der Tag kaum dämmerte, auf, ging in die Küche herab und fand da Catharinen bereits mit ihren Haushaltangelegenheiten beschäftigt. Ihr heiter lächelndes Antlitz, als sie ihm einen guten Morgen bot, wirkte wie ein Zauber und verscheuchte alle grausigen Erinnerungen des letztnächtlichen Traumes; er fühlte sich geneigt, dem Alp diese schrecklichen Empfindungen beizumessen, von denen er ergriffen worden war und ohne gegen Catharinen mit einem Worte seiner Leiden zu erwähnen, vertraute er ihr einfach den Ausdruck seiner herzlichen Liebe für ihren Gatten an und setzte seine Reise fort.

„Mein Oheim blieb eine Woche in Verdun und auf seiner Rückreise kehrte er, wie er versprochen hatte, in La Croix ein, wo er wie gewöhnlich nach seinem Freunde fragte.

„Ach warum haben Sie uns nicht den Tag angezeigt, an dem Sie zurückzukehren beabsichtigten?" antwortete die Frau in Verlegenheit. „Jerome wird außer sich sein, daß er Sie zum zweitenmal verfehlte. Er ist zum Jahrmarkt nach Bar-le-Duc gegangen, um das Wildschwein zu verkaufen, das er gestern geschossen hat."

„Diese Worte erschienen meinem Oheim unwahrscheinlich und riefen, verbunden mit der in Catharinen's Wesen bemerklichen Verwirrung, peinliche Zweifel in seinem Geiste hervor, deren er sich vergeblich zu entledigen versuchte.

„Kaum war er an diesem Abende in Schlaf gesunken, als das Traumbild, welches eine Woche zuvor seinen Schlaf gestört hatte, ihm wieder erschien. Die Lippen der Gestalt blieben zwar verschlossen, aber ihre Augen richteten sich zornig, drohend und vorwurfsvoll auf den geängstigten Schläfer, während sie mit einer Bewegung, die nicht mißverstanden werden konnte, auf die Narbe an der Stirne zeigte — die Wunde, welche Jerome empfing, als er das Leben seines Hauptmanns mit Gefahr des eigenen auf dem Schlachtfelde von Hohenlinden rettete!

„In Entsetzen wachte mein Oheim auf, sprang aus dem Bette, tappte die Treppen hinab in den Stall, wo er sein Pferd sogleich satteln ließ, das er ungeachtet der Finsterniß und des Schnees, der in dicken Flocken fiel, bestieg, um einen Ort zu verlassen, der ihm durch solche entsetzliche Träume unerträglich geworden war,

„Sobald mein Oheim in Nancy angekommen war, begab er sich auf die Gefahr hin, für abergläubisch gehalten zu werden, zu der Behörde und gab seine traurige Ahnung an, wie er die geheimnißvollen Umstände erzählte, welche zu derselben Veranlassung gegeben hatten. Der königliche Procurator sträubte sich zuerst eine Untersuchung auf so anscheinend abenteuerliche Angaben hin zu unternehmen; aber der Freund des unglücklichen Chabert setzte es endlich durch, den Beamten zu einer Reise nach La Croix zu vermögen, wo man denn nach Entfernung des Pflasters unter der Krippe, welche die Gestalt im Traume meines Oheims bezeichnet hatte, die Ueberreste des ermordeten Jerome Chabert, in ein blutiges Hemd gehüllt, Hals und Brust durch unzählige Wunden verstümmelt, auffand.

„Catharine und ihr Liebhaber wurden sogleich verhaftet und nach Nancy gebracht, wo man sie in verschiedenen Zellen des Gefängnisses verwahrte, auch trafen sie nicht wieder zusammen bis zum Beginn der Assisen, wo Catharine allein auf der Bank der Angeklagten saß, während ihr Liebhaber mit der Treulosigkeit, welche die beständige Begleiterin des Verbrechens ist, als ihr Ankläger auftrat. Er hatte sein Leben durch die Anzeige seiner Mitschuldigen zu retten gesucht, aber obgleich er dem Todesurtheile entging, welches Catharine traf, so ereilte ihn doch auch die Vergeltung. Als ich einige Jahre darauf Toulon besuchte, erblickte ich ihn unter den auf Lebenszeit Verurtheilten im Bagno."

Die Morgendämmerung stieg herauf, als der französische Edelmann seine Erzählung endigte und in der Ferne konnte man den Hafen von Triest sehen, aber die Geschichte von Jerome Chabert hatte einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie in Triest, nachdem ich mich für die verlorene Ruhe der Nacht entschädigt hatte, so genau als ich es vermochte, mit den Worten des Erzählers niederschrieb.

Der erste und der letzte Hut.

(Zu den Holzschnitten.)

Die beiden Holzschnitte, welche wir heute vorlegen, bedürfen keine Erklärung und wir fügen nur hinzu, daß die treffliche Zeichnung der beiden Gruppen von dem berühmten Künstler Valentin in Paris herrührt.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Der erste und der letzte Hut.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 50. 1847.

Talleyrand in Berlin.

Eine Zeitnovelle.

Von

Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

In dem königlichen Schlosse zu Berlin war Ball und seine schönste Zierde, die Königin Luise, wurde von allen Anwesenden vergöttert. Sie war eine Grazie, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit einen Jeden vergessen ließ, daß sie Königin sei. Der Ritter von Lang hat in seinen in mancher Hinsicht lesenswerthen Memoiren das gelungenste Bild von ihr geliefert, indem er sagte: „Ein Jeder mußte glauben, diese Zauberin sei in ihn verliebt und er dürfe sie wieder lieben.“ Solche Liebenswürdigkeit war im Reiz früher Jugend vorzüglich bezaubernd; später entfaltete sich durch Unglück und Schicksal in Luisen die ganze Majestät der Königin, Gattin und Mutter, mit der sie dem Kaiser Napoleon in Tilsit gegenüber trat.

Nach der Königin war die auffallendste Erscheinung des Balles eine junge polnische Prinzessin, einzige Tochter eines Magnaten, der die seinem Vaterlande widerfahrene Schmach durch Stolz und Pracht zu verhüllen strebte. Cordelia, seine einzige Tochter, hatte die vornehmste Erziehung erhalten, die damals zu haben war; sie wurde in Paris mit den Kindern des Herzogs von Orleans von Frau von Genlis erzogen. Da ihre Mutter nicht mehr lebte, nahm sie die Gemahlin des Prinzen von H***, ihre Tante, mit nach Berlin, um ihr eine glänzende Partie zu verschaffen. Sie war sehr schön, sehr reich, siebenzehn Jahre alt und in ihren dunklen Augen glühte ein orientalisches Feuer. Ein junger Pole tanzte an diesem Ballabend viel mit ihr; er war der Sohn eines Edelmannes, dessen Dörfchen nicht weit von den Gütern ihres Vaters lag. Jedermann freute sich über das schöne Paar, der Jüngling war Gardeoffizier und wurde der schöne Cheruskerfürst genannt, weil er Herrmann hieß.

Zwei bejahrte Herren, ein Kammerherr und ein alter General, unterhielten sich in dem damals üblichen deutsch-französischen Jargon über die Tanzenden.

„Ventre saint gris,“ sagte der General, „die superben Augen prononciren eine Passion, die der künftige Gemahl erwidern muß, soll es gut gehen. — Dem jungen Polen scheint die Prinzessin gewogen, aber er erhält sie wohl nicht!“

„Impossible,“ versicherte der Kammerherr; „es ist nur einer hier, der eine convenable Partie für die Prinzessin wäre und das ist der Graf von A.....“

„Das ist ein bon garçon,“ meinte der General, „mais il a trop vecu, man sagt sogar, daß...“ und beide Herren flüsterten leise mit einander.

Mittlerweile näherte sich der Graf der Prinzessin. — Er war ein noch junger Mann mit edlen Zügen, aber in ihrer Schlaffheit gewahrte man das Siegel des Lebensgenusses. Sein Auge drückte zuweilen Klugheit, dann wieder Geistlosigkeit aus und trotz dem, daß er den vollendeten Anstand eines feinen Weltmannes besaß, vermißte man eine edle Freiheit in seinen Bewegungen. Er war einer der reichsten Edelleute in der Mark und hatte bei dem verstorbenen Könige sehr in Gunst gestanden. Ein Kind seiner Zeit wurde er Epikuräer und Anhänger der Encyclopädisten, weil es zum guten Tone gehörte. Erbe eines ungeheueren Vermögens brachte er seine Jugend in Frankreich zu, huldigte den vornehmsten Damen und hatte das Unglück im Vornehmsten das Gemeinste zu finden. Mit zerrütteter Gesundheit kehrte er aus Frankreich zurück, suchte diese in Deutschland wieder herzustellen, studirte viel und ergab sich den Bestrebungen des Ehrgeizes. Seine menschenfreundlichen Gesinnungen, so wie sein weiches Herz wurden allgemein gerühmt, aber sein Kopf blieb verwirrt durch Diderots Philosophie, die er durchaus mißverstanden hatte.

Wenige Wochen nach diesem Balle ließ der Prinz von H*** die Verlobung seiner Nichte, der Prinzessin, mit dem Grafen von A.... bekannt machen.

Cordelia kannte noch keine andere Pflicht, als die des Gehorsams gegen ihren Vater. Ihre Tante, eine noch jugendliche Dame, die durch die Schönheit der Nichte sich in den Hintergrund gedrängt glaubte, behandelte sie mit kalter Strenge. Cordelia wünschte Freiheit, Selbstständigkeit und Liebe. Der Graf mißfiel ihr nicht und sie

glaubte alles, was sie sich zu wünschen kaum bewußt war, an seiner Hand zu finden.

Der junge Pole war trostlos über Cordeliens Verlobung; seine leichtsinnigen Cameraden trösteten ihn damit, daß er ja auch der Gräfin A**** gefallen könne und er wurde aus Neigung, Leidenschaft und Eitelkeit Cordeliens treuer Ritter aus der Ferne. Seine Leidenschaft wurde stadtkundig, aber Cordelia erfuhr davon nichts.

Der Graf wünschte, daß die glänzende Hochzeit in seinem Palaste gefeiert werde. Als sich die Gäste entfernt hatten, führte er seine schöne Braut in ihre Zimmer, wünschte ihr höflich gute Nacht und entfernte sich.

Am andern Tage erschien der Graf vor Gästen und Bekannten als der zärtlichste, glücklichste Ehemann, aber allein mit seiner Gemahlin behandelte er sie mit derselben kalten Zurückhaltung. Cordelia wurde ernst und traurig; sie ahnte das Dasein eines furchtbaren Geheimnisses, aber sie hatte keine Mutter, keine verheirathete Freundin; Unschuld, Schaam und Schüchternheit verhinderten jedes Vertrauen. Die täglichen Feste, das freie selbstständige Walten in ihrem Palaste that ihr wohl und sie behandelte ihren Gemahl mit liebender Aufmerksamkeit.

Der Graf gab in seiner Wohnung glänzende Feste, wobei die Gräfin mit bezaubernder Anmuth die Honneurs machte. Dabei fehlte der junge Pole nie, den der Graf auch zu den Privatzirkeln der Gemahlin einlud. — Eines Tages wagte der Jüngling, allein mit Cordelia, einige Andeutungen, die sie erschreckten. Als sich ihr Gemahl Abends entfernen wollte, bat sie ihn noch bei ihr zu verweilen und eröffnete ihm, sie vermuthe, der Pole habe schon vor ihrer Verheirathung Leidenschaft für sie empfunden, sie bitte darum ihren Gemahl, den Officier nicht wieder einzuladen.

„Und lieben Sie ihn nicht, Cordelia?" fragte der Graf unbefangen.

„Ich?" erwiederte sie erröthend, „ich bin ja Ihre Gemahlin."

Der Graf schwieg einen Augenblick, so viel Unbefangenheit hatte er nicht erwartet.

„Liebe Cordelia!" sagte er endlich, „dem Herzen läßt sich nicht gebieten; ich glaube bemerkt zu haben, daß der Officier Ihnen nicht gleichgültig ist."

Cordelia brach in Thränen aus. „O," rief sie, „das habe ich nicht um Sie verdient. Der Pole ist ein Jugendbekannter von mir; ich traf ihn nach langen Jahren wieder in Berlin und er war mir wirklich nicht gleichgültig, aber seit ich Ihre Braut, Ihre Gemahlin wurde, habe ich jeden Gedanken an ihn verbannt. Graf, wenn Sie auch keine Liebe für mich empfinden, so werde ich doch stets Ihre treue tugendhafte Gemahlin sein."

Der Graf ging einigemal auf und ab, dann setzte er sich neben die weinende Cordelia und ergriff ihre Hand.

„Liebe," sagte er, „die Zeit ist gekommen, wo ich reden muß — Alles was Sie Tugend und Treue nennen, halte ich für ein Vorurtheil."

„Heilige Jungfrau!" rief Cordelia, denn sie war in der äußeren Form der katholischen Religion erzogen; „Tugend und Treue ein Vorurtheil, dann ist Gott und Unsterblichkeit auch nicht mehr."

„So ist es," erwiederte der Graf.

„Und wenn das Alles Nichts ist, was denn ist Etwas?"

„Klugheit, Wissenschaft, Macht, Lebensgenuß, Ehre."

„Lieber Graf," sagte Cordelia, „das Alles scheint mir gerade Nichts zu sein."

„Sie sind noch zu jung, um das zu fassen, Sie kennen die Welt nicht, meine Liebe, auch will ich Ihnen Ihre Grundsätze nicht rauben, aber erfahren müssen Sie, wie wir miteinander stehen.

„Ich habe seit meiner frühen Jugend der Philosophie gehuldigt. Der unsterbliche Diderot war mein Lehrer, aber er konnte mich weder vor Thorheit noch vor Unglück behüten. Ich wurde sehr unglücklich in Paris, schmerzlich getäuscht, das war meine Schuld. Warum sollte ich vor Ihren unschuldigen Augen ein Gemälde aufrollen, was Ihnen besser unbekannt bleibt. — Genug, ich verließ Paris mit zerrütteter Gesundheit, ohne Hoffnung je Familienfreuden empfinden zu können."

„Und dennoch verheirathen Sie sich," fiel Cordelia ein.

„Hören Sie mich, Theuerste. Ich erscheine Ihnen gewiß ungerecht und grausam, aber so ist es nicht. Ihre Erscheinung bezauberte mich; meine Verwandten, der König selbst ermunterten mich schon lange zur Ehe; meine Güter sind Lehen, habe ich keinen Sohn, so gehen sie nach meinem Tode auf die Söhne meines Bruders über. Dieser hegt keine brüderlichen Gesinnungen gegen mich; ich liebe seine Kinder nicht. — So faßte ich den Entschluß vor der Welt eine Scheinehe zu schließen und meine Gemahlin sollte dann eine Gewissensehe mit dem Manne ihrer Liebe eingehen; die Kinder dieser Ehe wären meine Erben. Sehen Sie, Cordelia, ich habe Sie nicht um Familienglück bringen wollen."

„Aber," fiel sie ein, „warum wollen Sie den Fügungen der Vorsehung zuwiderhandeln, warum die Kinder Ihres Bruders der Erbfolge berauben?"

„Aus zweierlei Gründen, theure Cordelia, weil ich an keine Vorsehung glaube, sondern meine, es giebt keine andere Vorsehung wie unsere Vernunft, dann aber auch, weil ich Sie bis zur Anbetung liebe, Cordelia, und Ihre Kinder, nicht die meines Bruders zu Erben wünsche."

Nur ein Wunder hätte Cordelia retten können. Die Sophistik des Grafen übertäubte ihren noch unentwickelten Verstand. Sie wußte es nicht, daß die Gebote Gottes die innigsten, heiligsten Gebote unserer höheren Natur sind, aber sie sollte es erfahren, daß der Frevel, der an ihnen begangen wird, sich durch Verzweiflung rächt.

Nach einiger Zeit schloß der schöne Cheruskerfürst einen förmlichen Vertrag mit dem Grafen, wodurch er sich zu einer Gewissensehe mit der Gräfin verpflichtete, aber vergebens wartete der Graf auf einen Sohn aus dieser strafbaren Verbindung, nach zwei Jahren wurde die Gräfin Mutter einer Tochter.

Ihr Seelenzustand war fortdauernd unruhig. Sie fühlte wohl, daß das Recht nicht das Licht zu scheuen braucht und es erbitterte sie darum, ihr Verhältniß zum Officier geheim halten zu müssen. Die Gegenwart ihrer Tochter bedrückte sie, weil sie ihr eine fortdauernde Lüge aufnöthigte; oft vergaß sie sich in heftigen Aeußerungen so sehr, daß der Graf sie dringend aufforderte, ihr Verhältniß zu ihm zu schonen.

Im Zwiespalt mit sich selbst, von der Welt und ihren Freuden wenig angezogen, ergab sich die Gräfin dem Studium und fand darin augenblickliche Befriedigung, die um so schmerzlicher gestört wurde, als sie nun bald einsah, daß der junge Officier, mit dem sie lebte, arm an Geist sei. Ihre Neigung zu ihm verwandelte sich nun in Widerwillen und ihr Inneres ward immer leerer und trostloser.

Um diese Zeit kam Talleyrand nach Berlin, er war ein schöner geistreicher Mann von vierzig Jahren und sein Hinken schadete dem Interesse, das seine Erscheinung den Damen einflößte, so wenig, wie später dem Dichter Byron. Die Gräfin A**** besaß eine ausgezeichnete Bibliothek, Talleyrand bat um Erlaubniß diese benutzen zu dürfen. Er las Rousseaus Heloise mit ihr und wunderte sich, daß die Gräfin in Thränen zerfloß als Julie von Wolmar zur Tugend zurückkehrte. — Das Gerücht und das Vertrauen enthüllten ihm bald ihre Verhältnisse.

Der Atheismus des Grafen gestattete seiner Gemahlin keinen Beichtvater, aber Talleyrand nahm diese Stellung ein, war er doch Geistlicher und Bischof von Autun. Er beleuchtete die Verhältnisse der Gräfin mit der Fackel der Religion, sprach sie von aller Schuld frei und erklärte nur ihren Gemahl für strafbar.

Die feurige junge Frau fühlte nun auf einmal einen Schleier fallen, eine Kette zerreißen, deren Druck ihr unerträglich geworden war. Sie gelobte sich, fortan auf dem Pfade der Tugend zu wandeln und trachtete für's erste den jungen Officier zu entfernen. Durch ihre Vermittelung wurde er nach Posen versetzt und erkrankte heftig aus Kummer über seine Trennung von der Gräfin. Talleyrand machte es ihr beinahe zur Pflicht ihn wiederzusehen und zu trösten, aber Cordelia wollte es nicht thun.

Nach seiner Abreise machte ihr Gemahl ihr bittere Vorwürfe über die Aufhebung einer Verbindung, die alle seine Hoffnungen zerstörte; sie behandelte ihn mit Verachtung und wandte sich immer mehr Talleyrand zu, der ihr wie ihr Heiland und ihr Erretter erschien. — Bald erfaßte sie, wie einst die unglückliche L'Espinasse eine glühende Leidenschaft und Talleyrand benahm sich ganz wie Guibert, der die unglückliche Freundin d'Alemberts zu Tode quälte. Cordelia beschwor Talleyrand, sie ihren Verhältnissen zu entreißen und sie mit sich nach Frankreich zu nehmen, weil sie ohne ihn nicht zu leben vermöge.

Der kluge Staatsmann gerieth durch Cordelias Zumuthung in die peinlichste Verlegenheit und verwünschte seine Gutmüthigkeit, die ihn veranlaßt hatte, diese unglückliche junge Frau zur Tugend zurückzuführen, ohne zu ahnen, daß die ganze unbefriedigte Leidenschaft ihrer Seele sich auf ihn werfen würde. Sein Gemüth war zu sehr in Glanz-, Herrsch- und Habsucht untergegangen, um aufrichtige Liebe für sie zu empfinden. Früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte Talleyrand nach Sieyes Eintritt ins Ministerium seine Entlassung genommen, sah aber jeden Tag seiner Zurückberufung durch den ersten Consul entgegen. Bonaparte brauchte ihn, aber er kannte ihn auch, „Was hat Sie Talleyrand gekostet?" fragte er die Fürsten, die mit diesem Minister Geschäfte hatten.

Wie hätte der schlaue Staatsmann daran denken können unter solchen Umständen durch die Entführung einer der ersten Damen in Berlin seinen Ruf zu compromittiren, da Bonaparte zu dieser Zeit so sehr nach Herstellung der sittlichen Ordnung trachtete? Talleyrand war zudem seit langer Zeit mit einer Pariserin versprochen und der erste Consul hatte ihm ein Breve vom Papst zugesagt, das ihm erlauben würde, die Ehe mit Madame Grant zu schließen.

Statt offen mit der Gräfin zu reden, nahm er zu diplomatischen Künsten seine Zuflucht. Er hatte erfahren, daß der unglückliche Pole, Cordeliens früherer Geliebter, heimlich nach Berlin gekommen war, um die Gräfin zu sehen. Sie schlug standhaft seine Bitte, ihr einen Besuch machen zu dürfen, ab; aber Talleyrand stellte sich, als glaube er, sie habe ihn empfangen und besuchte sie nicht mehr. Cordelia erschöpfte sich in Versicherungen, daß sie den Officier nicht gesehen habe. Talleyrand schrieb ihr, er könne dem allen keinen Glauben beimessen; sie solle ihm die Wahrheit gestehen, dann wolle er ihr vergeben und sie wieder besuchen. Cordelia war auch hier nicht selbstständig; sie bekannte sich zu einer Schuld, von der sie sich frei wußte, nur um ihn wiederzusehen. Talleyrand kam und behandelte die Gräfin wie eine unwürdige Frau, die nicht ohne Liebhaber leben könne und gegen die er darum keine Verpflichtungen mehr habe. „Ich reise ab," sprach der Heuchler, „um meine Liebe zu Ihnen zu vergessen. Sie haben sich dieser Empfindung unwürdig gemacht, trotz dessen verfolgt sie mich überall." Cordelias Gemahl trat nun ein und darum konnte sie nichts erwiedern, aber ihr Herz wollte brechen.

Der Graf war mit dem Bischof einverstanden, er fürchtete seine Gemahlin werde ihm heimlich und gegen seinen Willen nach Frankreich folgen und er wandte alle seine diplomatischen Künste an, um das zu verhindern.

Aber so viel Falschheit und Ungerechtigkeit vermochte nicht das Herz der unglücklichen Frau umzuwandeln, wohl aber zu brechen.

In ihrem Schreibtische fand man später das Concept eines Briefes an Talleyrand, der den ganzen Zustand ihrer Seele enthüllte. Eine ursprünglich edle Natur ging unter in Leidenschaft und Verwirrung der Ideen von Recht und Unrecht. — Wenn das Volk der inneren Zustand der Paläste kennte, es würde ihre Bewohner nicht beneiden.

Cordelia an Talleyrand.

Der Tag Ihrer Abreise ist also bestimmt. Sie entfernen sich, ohne mich wieder gesehen zu haben. Zum letzten Male will ich es versuchen zu Ihrem Herzen zu reden. Ist es vergebens, so schweige ich auf ewig. Ich hoffe nichts mehr von diesem Briefe, ich habe nichts mehr zu hoffen.

War nicht Cordelias Ehre und Glück Ihr erster Beweggrund? Ja, diese zärtliche Zuneigung, dieser Wunsch mich wieder aufzurichten, zog Sie zu mir, fesselte Sie an mich. — Ich ehre Ihre Absicht, aber, Karl, hüten Sie sich, daß Sie, indem Sie mich glücklich machen wollten, nicht mein Verderben herbeiführten, daß Sie trotz der Reinheit Ihrer Absichten nicht bald traurige Betrachtungen anstellen müssen. Ihnen war es so leicht, mich glücklich und achtungswerth zu machen, mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen und Sie stürzen mich in den Abgrund des Verderbens, zwingen mich meine Zuflucht in der Ewigkeit zu suchen.

Welche Tröstungen geben Sie mir? Welche Rathschläge? — Ich soll ein Heilmittel gegen die grenzenlose Leidenschaft, die mich verzehrt, in der Erfüllung meiner Pflichten als Gattin, Mutter und Geliebte suchen! O, welcher tödtende Hohn liegt darin und das konnten Sie mir sagen? Nein, das ist zu grausam.

Ich bleibe also allein, verzehrt von einer unheilbaren Leidenschaft, die erste, die einzige, die je meine Seele erfüllt hat. Reue und Vorwürfe quälen mich. — Meine Jugend, meine Gesundheit werden unterliegen, aber das ist das Wenigste. — Wenn nun meine Seele, um die unerträglichen Qualen zu vergessen, die Strenge der Sitten opferte, die ich bisher, trotz meines Fehltritts, besaß, wenn ich gemein, verachtungswürdig würde, wäre das nicht Ihr Werk? Mit Ihnen lebend würde ich mit Freuden alle meine Pflichten erfüllt haben. O, Karl, ich hätte Sie gezwungen, mich Ihrer würdig zu glauben. Ich hätte meinen Fehltritt durch das Uebermaaß meiner Liebe ausgelöscht. Sie halten mich für eine sinnliche Frau, die Sklavin ihrer Begierden, die nicht ohne Geliebten leben kann. O, Karl, wüßten Sie, wie elend ich immer war, wie nur der Mangel an Beurtheilungskraft mich so tief erniedrigt hat. — Die Liebe hat mein Herz gereinigt, meinen Verstand erleuchtet, denn gewiß, ich war zur Tugend geboren. — Karl, verlassen Sie mich nicht, entreißen Sie mich diesen unwürdigen Verhältnissen, nehmen Sie mich mit sich nach Frankreich, dem schönen Frankreich, wo ich eine schuldlose Jugend mit Erwartungen des Glückes verlebte. — Ich will dort leben als Ihre Freundin, Ihre Schwester, Sie niemals verlassen, auf allen Ihren Reisen Sie begleiten unter fremdem Namen, alle Entbehrungen dulden, wenn ich nur bei Dir bin, wenn Du nur zu mir redest. — Karl, verlasse mich nicht, meine Liebe, Deine Freundschaft machen mich fähig zur Tugend.

Die Gräfin erhielt auf diesen Brief eine Antwort, die sie tief erschütterte. Sie legte sich krank zu Bette und wies alle Arznei wie alle Nahrungsmittel von sich. Am folgenden Tage bat sie ihr Gemahl mit ihm Thee zu trinken. Sie dankte und ersuchte ihn, einige Zeit bei ihr zu verweilen, da sie manches auf den Fall ihres Todes, der gewiß bald eintreffen würde, anzuordnen habe. Er ging auf ihre Ideen ein, um sie zu beruhigen.

Sie sprach zu ihm die merkwürdigen Worte:

„Wenn Sie sich wieder vermählen, o so lassen Sie Ihrer zweiten Gattin nicht die unglückliche Freiheit, die mich in Unglück und Tod stürzte."

Dann ließ sie ihre Tochter kommen; das holde Kind streckte ihr lallend seine Aermchen entgegen. Sie drückte es an ihr Herz und beschwor ihren Gemahl, es als seine Tochter anzuerkennen, wie er früher versprochen habe, aber jedenfalls möge er es in ihrem Vaterlande Polen in einem Kloster erziehen lassen zum Dienst des Herrn. — Ihr Gemahl versprach alles; sie entfernte nun das Kind und übergab ihm ihr Testament, in welchem sie jenem Officier außer ihren Juwelen eine jährliche Rente von tausend Friedrichsd'or vermachte. „Er hat mich treu geliebt," sagte sie.

Der Graf versicherte sie jetzt, ihr Zustand sei durchaus nicht bedenklich. Der herbeigerufene Arzt bestätigte seine Ansicht, Cordelia lächelte.

„Ich habe noch einen Wunsch," sagte sie zum Grafen, „ich will nicht begraben, aber verbrannt werden. — Das Verbrennen war eine schöne Sitte der Alten, gleichsam als reinige die Flamme unsre Seele von allen Flecken."

„Aber, meine Theure," sprach der Graf lächelnd, „es ist gar keine Gefahr vorhanden; diese Verstimmung Ihrer Nerven wird bald vorübergehen."

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung

№ 51. 1847.

Talleyrand in Berlin.

Eine Zeitnovelle.

Von

Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

(Beschluß.)

Die Gräfin zog einen Brief aus ihrem Brusttuche und sagte: „Hier ist mein Todesurtheil!“

Es war Talleyrands letzter Brief, den der Graf vergebens zu lesen verlangte, man fand auch später keine Spuren davon, so daß man glauben muß, Cordelia habe ihn vernichtet.

Der Graf verließ seine Gemahlin, ihr gute Besserung wünschend. Sie ging um zehn Uhr zu Bett und befahl ihrer Kammerfrau, die sonst mit ihr in einem Zimmer schlief, sich mit der Krankenwärterin in die anstoßende Kammer zu begeben. Lesend und schreibend brachte Cordelia nun einen Theil der Nacht hin und bemerkte gegen den Morgen, daß ihre Kammerfrau nicht zu Bett gegangen war. Sie stand auf, befahl ihr aufs Neue schlafen zu gehen und verriegelte die Thüre ihres Zimmers. Kurz darauf hörte die Kammerfrau einen durchdringenden Schrei; sie stieß die Kammerthüre gewaltsam auf und fand Cordelia in den letzten Zügen. Sie hatte sich ein amerikanisches Federmesser, Geschenk Talleyrands, das er während seines Aufenthaltes in Amerika gekauft hatte, bis an das Heft ins Herz gestoßen. Auf ihrem Nachttische fand man ein Häufchen Asche, einen versiegelten Brief an ihren Gemahl und ein offenes Billet an Talleyrand mit den Worten:

„Ich habe alle Ihre Briefe verbrannt; sie machten weder meinem Andenken noch Ihrem Herzen Ehre. Sie sind der Urheber meines Todes, möge Gott Ihnen vergeben wie ich.“

Neben den Briefen lagen Werthers Leiden aufgeschlagen und Rousseaus Julie an der Stelle, wo Lord Eduard an St. Preux schreibt:

„Dadurch, daß Gott unser Leben unerträglich macht, befiehlt er uns es zu enden. Thun wir es also, so gehorchen wir nur dem Willen der Gottheit.“

Der Graf erschrak vor den Folgen seines Atheismus und trotz seines in Preußen zum Sprüchwort gewordenen Stoizismus konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Ein so junges schönes und edles Geschöpf hatte die Verzweiflung getödtet. Als er Cordelias Brief gelesen hatte, wurde er sehr ernst und sagte, daß nach dem ausdrücklichen Wunsche seiner Gemahlin ihr Körper auf einem Scheiterhaufen unter den Fenstern ihrer Bibliothek, wo sie so oft mit Talleyrand geweilt hatte, verbrannt werden solle. Folgende Inschrift hatte sie ihrer Urne bestimmt:

„Die Asche Cordeliens, Gräfin von A**** geb. Gräfin von H****, soll dem Bürger Ernst Moritz Talleyrand legirt werden; mori memento.“

Einige Stunden später erlaubte der Graf dem jungen Officier hereinzukommen, der einst Cordeliens Geliebter gewesen war. Er warf sich untröstlich über ihre Leiche und überhäufte den Grafen mit Verwünschungen, daß er die engelreine Frau zu solchen Verhältnissen verleitet habe — Ihre Liebe zu Talleyrand war ihm verborgen geblieben und er gab die Veränderung gegen ihn blos ihrem erwachten Gewissen schuld.

Der Graf erhielt die Erlaubniß Cordeliens irdische Hülle, wie sie es gewünscht hatte, zu Asche werden zu lassen. In dunkler Nacht flammte im Innern des Schloßhofes ein Scheiterhaufen auf, der den schönen Körper der Gräfin verzehrte.

Der Kaufmann von Marseille.

Auf dem Kai in Marseille, in der Nähe des Stadthauses und in demselben Style gebaut wie dieses, steht ein großes Haus, das unter dem Namen Hôtel St. Victor bekannt ist und der reichen Familie dieses Namens gehörte.

Im Jahre 1700 war der Besitzer des Hauses in Verlegenheit; seine Firma, seit Jahren die reichste und angesehenste in Marseille, sah sich von Bankrott bedrohet, ihr seit Jahrhunderten festbegründeter Credit begann zu wan-

ken. St. Victor war ein Mann in der Kraft des Lebens, aber in sein schönes schwarzes Haar mischte sich bereits Grau und die breite Stirn war von Runzeln durchzogen, welche nur die Sorge eingegraben haben konnte. Alles in dem Zimmer, in welchem er schweigend und allein saß, zeugte von dem Reichthume, den die Familie sonst besessen hatte und von dem Luxus, an den sie gewöhnt gewesen war; reiches Mobiliar, Sammet und Gold, Spiegel, Schnitzereien, weiche Teppiche, Gemälde, alles was Geld erlangen und Geschmack wählen konnte, fand sich in dem Zimmer beisammen. An den Wänden hingen (oder hatten gehangen) die seltensten Gemälde, meist von italienischen Meistern, aber man bemerkte wohl, daß einige weggenommen waren und diese, wie die Spuren an den Wänden zeigten, waren größer gewesen als die noch übrigen, wahrscheinlich auch von höherem Werthe, obgleich die, welche noch dahingen, recht wohl auch königliche Paläste hätten schmücken können. Ueber dem hohen Kamine von reinem weißen Marmor mit geschmackvollen Verzierungen hing ein ovales Portrait, das Bild eines jungen Mannes mit schönem strahlenden Gesichte und einem offenen glücklichen Ausdrucke, — das Bild St. Victors selbst, aber wie er sonst gewesen. Von Zeit zu Zeit, wie unwillkührlich, schlug der Mann in seinem trüben Sinne die Augen zu dem Bilde des Knaben auf. Welcher Abstand zwischen beiden! Der eine so schön, so glücklich, — der andere so sorgenvoll und abgehärmt!

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thüre und ein alter Mann trat ein. Er war so alt, daß er der Vater St. Victors hätte sein können. Es war Devereux, früher Buchhalter im Hause St. Victors, jetzt selbst ein wohlhabender Kaufmann in Marseille. Er trug warme und reiche Kleider, konnte nur mit Mühe gehen und stützte sich auf einen Stab; seine Stirn war auch gefurcht, aber von Alter und Denken; in dem Gesichte zeigte sich Härte, Stolz, Entschlossenheit.

St. Victor erhob sich als der Alte erschien und ging ihm mit sichtlicher Freude entgegen.

„Devereux," rief er aus, „willkommen!"

Devereux aber berührte die ihm gebotene Hand nicht und sagte mit einem Lächeln:

„Morgen, St. Victor, werden alle Wechsel fällig, die ich von Euch in den Händen habe."

St. Victor zuckte zusammen.

„Ich weiß es," sagte er dann, „aber ich bin ruhig, da sie in Euerem Besitze sind; Ihr werdet mich nicht drängen."

„Ihr irrt Euch, St. Victor," entgegnete der alte Mann kalt; „ich werde das Geld brauchen."

St. Victor versuchte zu lachen und sprach:

„Ihr wisset, Devereux, Ihr wisset, daß es mir unmöglich ist die Forderung zu befriedigen. Ich könnte nicht einen dieser Wechsel einlösen, wie viel weniger alle."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bavaria.

(Zu dem Holzschnitte.)

Unter den zahlreichen viel bewunderten Prachtgebäuden und Kunstschöpfungen, welche der König von Baiern während seiner Regierung ausführen ließ, die sich sämmtlich durch den geläutertsten Geschmack und die großartigste Erfindung auszeichnen und meist nach seinen eigenen Ideen geschaffen wurden, nimmt einen hohen Rang die colossale Statue der Bavaria ein, die, von Schwanthalers Meisterhand modellirt, in der königlichen Gießerei stückweise ausgeführt wird und nicht ihres Gleichen in der Welt haben wird.

Wie bekanntlich die Walhalla bei Regensburg Büsten berühmter Männer von ganz Deutschland aufnimmt, so soll die „Ruhmeshalle", die ganz in der Nähe von München erbaut wird, dem Andenken ausgezeichneter Baiern gewidmet sein und vor der Ruhmeshalle wird die erwähnte riesenhafte Bildsäule der Bavaria aufgestellt, welche den Eichenkranz dem Verdienste entgegenhält.

Die Statue selbst hat von den Füßen bis zu dem Kranze in der linken Hand eine Höhe von siebenzig Fuß. Das Fußgestell erhält eine Höhe von 20 Fuß und der Hügel, auf den sie zu stehen kommt, mißt 30 Fuß. Der Löwe neben ihr ist 27 Fuß hoch. Der Ausdruck des Riesengesichtes und der ganzen Figur ist ganz weiblich, dabei aber majestätisch im höchsten Grade, wie vielleicht kein anderes Werk der Bildhauerei in neuer Zeit ihn dargestellt hat. Die linke Hand bietet, wie erwähnt, aufmunternd den Kranz des Verdienstes dar; die rechte ruhet auf einem Schwerte in der Scheide zur Andeutung des Friedens und die wilde Kleidung erinnert an den Zustand des deutschen Volkes in seiner frühesten Zeit.

Um eine Vorstellung von der Größe der Figur zu geben, erwähnen wir nur, daß in dem Kopfe und dem obern Theile der Büste fünfundzwanzig Personen Platz gefunden haben; in der Mitte der Statue könnten fünfunddreißig bis vierzig Personen speisen. Man hat die Absicht in dem ganzen Innern der Figur bis in den Kopf hinauf ein Treppe anzubringen, so daß man in ihr hinaufsteigen kann, um von da aus eine prachtvolle Aussicht auf München und das herrliche Gebirge in der Ferne zu genießen.

Der ganze obere Theil der Statue, bis weit über die Mitte herab, ist vollendet und steht in der Gießerei. Der untere Theil, mit Ausnahme der Füße, ist ebenfalls gegossen und jetzt, glaube ich, beschäftiget man sich mit dem Gusse des Löwen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Die Bavaria.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 52. 1847.

Der Kaufmann von Marseille.

(Fortsetzung.)

„Ich brauche auch nicht blos den Betrag des einen; sie müssen alle bezahlt werden und ich komme blos, um Euch dies zu sagen.“

„Devereux,“ erwiederte der Schuldner, dessen Wange leichenblaß wurde, „Ihr könnt mich in das Gefängniß bringen, Ihr könnt meinen Credit und meinen guten Namen für immer untergraben, aber ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich nicht die Hälfte der erforderlichen Summe aufzubringen wüßte, wenn es sich selbst um mein Seelenheil handelte. Was sagt Ihr? Habt Ihr nicht als Freund Euch in den Besitz aller dieser Wechsel gebracht?“

Der Gläubiger richtete sich stolz auf und sprach:

„Nein.“

Da seufzete der arme Schuldner und erwiederte:

„So war es nicht immer .. Warum wendet Ihr Euch gegen mich?“

„Ich wende mich gegen Euch nicht erst jetzt,“ antwortete Devereux .. „Ich habe nach dieser Stunde mich gesehnt, habe sie gesucht früh und spät und nur gelebt um ihretwillen .. Ihr verginget Euch einst gegen mich, St. Victor, aber ich habe nun die Rache in der Hand, und ich schwöre es Euch zu — die Schande des Gefängnisses soll über Euch kommen, Ihr schöner vielgeliebter St. Victor. Nun werde ich triumphiren.“

Er blickte nicht auf das abgehärmte Gesicht St. Victors, sondern auf das Bild des jungen Mannes über dem Kamine und fuhr fort:

„Ach, St. Victor, gedenkt Ihr noch der längst vergangenen Zeit als Ihr ein Jüngling waret und ich als armer Diener in Eures Vaters glücklichem Hause arbeitete? Als Ihr, der junge Erbe, noch ein Knabe waret, hatte ich die Jugendzeit bereits überschritten. Als Ihr mündig wurdet, war ich, Devereux, ein Mann in mittlern Jahren, aber ich liebte damals, ich liebte innig und treu, zum ersten Male und selbst jetzt, St. Victor, ist diese Liebe hier nicht erloschen,“ setzte er hinzu, indem er seine Hand auf sein Herz legte.

„Das Mädchen,“ fuhr er fort, „war sehr schön und gut und sie nahm meine Bewerbung an; wir würden glücklich gewesen sein, wenn Ihr nicht gekommen wäret. Ich brauche Euch nicht zu sagen, was geschah, wie bald der junge schöne reiche St. Victor dem einfachen Commis seines Vaters das Herz abwendete mit all seinen Schätzen von Liebe, und wie bald ich vergessen und beseitiget war und welche Liebe Ihr fandet. Ich brauche nicht zu erwähnen, was ich alles that, um sie mir zu erhalten, wie ich sie und Euch vergebens anflehete; nur an einen Tag will ich Euch erinnern, an dem ich, in Eurer Gegenwart von ihr verschmähet, den letzten Versuch machte, an ihre Treue, an ihre Ehre, an Euern Edelmuth und Euer Mitleid mich wendete, dann, durch Euer Glück gereizt, kühnere Worte zu sprechen wagte, als ich wohl hätte brauchen sollen, und Ihr mich schlugt. Ja, St. Victor, Ihr vergaßet Euch so weit, Ihr schlugt noch den armen Diener, der durch sein unverdientes Leid fast wahnsinnig gemacht worden war .. Aber Ihr waret glücklich und vergaßet diesen Vorfall bald; das Mädchen starb kurz darauf ..“

Seine Stimme, welche stammelte, seine Augen, die sich mit Thränen füllten, seine bebenden Lippen zeigten deutlich, daß er die Wahrheit sprach, als er versicherte, die Liebe sei in seinem Herzen noch nicht erstorben. Der arme Schuldner aber vergaß die Besorgnisse des Augenblicks, während er den alten Mann anhörte und dachte nicht an die Gegenwart. Die Vergangenheit mit allen ihren Sorgen und Freuden, mit ihrem undenkbaren Glücke und ihrem ungeahneten Wehe trat von neuem vor seine Seele.

Devereux fuhr fort:

„Das Mädchen starb. Wohl ihr, daß sie starb, ehe Euere Liebe alt wurde, ehe sie erfuhr, wie viel sie für immer von sich gewiesen hatte. Sie starb ehe die Reue oder die Vergeltung kommen konnte; sie starb in Eueren Armen. An ihrem Grabe begegneten wir einander wieder. Meine Liebe mußte stark gewesen sein, St. Victor, weil sie meinen natürlichen Stolz überwand und mich — als Leidtragenden an dieses Grab führte. Ihr waret tief be-

trübt; Ihr reichtet mir die Hand und batet, daß Friede zwischen uns sein möchte. Ich nahm die dargebotene Hand — ich mußte heucheln — und sagte Euch, daß ich vergeben wolle. Die Zeit verging; Ihr vergaßet Eueren Gram, Ihr vermähltet Euch, Ihr erbtet das große Vermögen Eueres Vaters und tratet an die Spitze des großen Hauses St. Victor .. Ich verließ Euch, aber ehe ich aus Euerem Hause schied, hatte ich den Weg zum Verderben angebahnt; ich hatte den Samen von allem dem ausgestreut, was später folgte und noch kommen wird. Ich heirathete auch, .. um reich zu werden. Ich begann ein Geschäft; ich arbeitete mit Anstrengung und ich mühete mich nicht vergebens, denn ich bin jetzt der reichste Mann in Marseille. Mein Weib ist todt, aber sie hat mir einen Sohn hinterlassen, das Einzige in der Welt, was ich liebe; für ihn und für diese Rache habe ich gelebt und gearbeitet!"

„Und um seinetwillen," rief St. Victor aus, „werdet Ihr Nachsicht mit mir haben, und wenn nicht mit mir, doch mit meinem Weibe, mit meinen Kindern .."

Einen Augenblick besänftigte sich der harte Ausdruck in den Augen des Alten, aber nur flüchtig, denn er antwortete nach kurzem Zögern:

„Nein, die Angst und Schande eines ganzen Lebens soll nicht ungerächt bleiben. Morgen soll ganz Marseille verwundert auf den sonst so reichen St. Victor mit Fingern zeigen . ."

„Ach, Devereur, ich beschwöre Euch, denkt nicht an jene so rasche That! Denkt lieber an das langjährige Vertrauen, das ich Euch bewiesen; denkt an meinen Vater, wie er Euch liebte und vertrauete, bedenkt wie unser Haus viele Jahre lang das erste gewesen ist. Wie schrecklich wäre es, wenn das Haupt von St. Victor verhaftet würde — verhaftet auf Euern Antrag!"

„Alles das," antwortete der Gläubiger, „was Ihr gegen mein Handeln anführt, drängt mich nur noch mehr dazu. Morgen — und die Rache ist mein."

„Gestattet mir nur einen Tag Frist, Devereux, und ich will versuchen das Geld herbeizuschaffen. Gestattet mir eine Woche! Das Schiff Volant, meine letzte Hoffnung, wird erwartet, ehe die Woche vergeht. Wartet bis es zurückkommt. Es hat Gold und Diamanten an Bord und wenn es beladen, wie ich hoffe, erscheint, kann ich alle Forderungen befriedigen und wenigstens meine Ehre retten. Lasset mir nur Zeit."

Aber der Gläubiger lächelte während er antwortete:

„Auch nicht eine Stunde . ."

„Devereux, habt Erbarmen!" rief St. Victor, der auf seine Kniee niedersank und seine Hände im tiefsten Schmerze flehend zusammenschlug.

Eben als der Gläubiger die Lippen öffnen wollte, um zu antworten, erschütterte heulender Sturm die Scheiben in den Fenstern des Zimmers und fuhr sausend in dem großen Kamine herunter. Er hielt inne und zuckte zusammen.

„Mein Sohn ist auf dem Meere. Gott gebe, daß da kein Sturm toset!"

Er trat an das Fenster und blickte angstvoll hinaus. Offenbar dachte er nur an den jungen Mann auf dem Meere, nicht an den leidenden Schuldner zu seinen Füßen. St. Victor erhob sich und rief aus:

„Dieser Wind ist dem Volant günstig. Der Himmel sende mein Schiff sicher in den Hafen."

Unten auf dem Kai hörte man gleichzeitig eine Stimme rufen:

„Der Volant! Der Volant!"

Gläubiger und Schuldner eilten an das Fenster.

„Was ist's mit dem Volant?" fragte Victor hinaus, der das Fenster aufriß. „Welche Nachricht hat man von ihm?"

Auf dem Kai stand eine Gruppe von Menschen; manche hatten Freunde oder Verwandte auf dem erwarteten Schiffe, oder Antheil an der reichen Ladung. Viele Fernröhre richteten sich nach dem Horizonte und hundert Stimmen äußerten sich in Behauptungen und Vermuthungen, alle aber kamen darin überein, daß ein Schiff sichtbar sei und sich dem Hafen nähere.

„Es ist der Volant; fünf Tage vor der Zeit!" sagte ein alter Matrose, der lange aufmerksam durch sein Glas gesehen hatte. „Ich erkenne ihn unter tausenden. Es ist der Volant."

„Und ich kann also noch auf Rettung hoffen," flüsterte der Schuldner.

Der Gläubiger aber wendete sich zu ihm und sagte:

„Triumphirt noch nicht, St. Victor; er ist noch weit entfernt; das Meer ist reich an Gefahren und zwischen dem Punkte, wo das Schiff jetzt schwankt und am Hafen liegt viel Triebsand nebst gefährlichen Riffen. Triumphirt noch nicht."

St. Victor achtete in seiner Hoffnung nicht auf ihn und der alte Mann verließ das Haus unter gehässigen Drohungen, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Sie befand sich ebenfalls auf dem Kai, nicht weit von dem Hause Victors und die Fenster sahen auch auf den Hafen und die dunkele Ferne des Meeres. Während er mit langsamen schwachen Tritten dahinschwankte, blieb er unter der Menge stehen, die sich fortwährend vergrößerte. Selbst seine schwachen Augen konnten einen weißen Punkt erkennen zwischen dem Dunkelblau des Himmels und dem Purpur des Meeres.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

der Allgemeinen Modenzeitung.

№ 53. 1847.

Der Kaufmann von Marseille.

(Beschluß.)

„Wenn es der Volant ist," sagte Einer, „werden wir bald den Lotsenschuß hören."

Der alte Mann wendete sich hinweg und murmelte:

„Ich wollte, er verschwände mit seiner Ladung in der Tiefe."

Er erreichte die Thüre seines Hauses und während er dastand und nicht wußte, ob er hinein gehen oder noch warten sollte, redete ihn Jemand an. Es war Jean, der Lotse, den die Reihe treffen mußte, wenn der Volant einen Lotsen berief.

„Habt Ihr mir Befehle zu ertheilen, Herr Devereux?" fragte der Mann.

Devereux antwortete nicht, sondern öffnete die Thüre und stieg die Treppe hinauf. Der Lotse folgte ihm. Der Alte trat in sein Zimmer und schloß die Thüre zu. Der Lotse war mit ihm allein.

Devereux drückte auf das Schloß eines alten Schrankes und die geschnitzten Thüren desselben sprangen auf. Es lagen mehrere Säcke mit Gold darin.

„Die Hälfte davon," sagte er, „gäbe ich darum, wenn der Volant auf dem Meeresgrunde läge."

Da antwortete der Lotse:

„Gebt mir alles und es soll so geschehen."

Devereux zögerte einen Augenblick, dann erwiederte er:

„Ich gebe Dir alles."

Der Kanonenschuß donnerte und der Lotse eilte auf seinen Posten. Sein Boot hüpfte lustig über die Wogen, aber der Abend mit seinem Dunkel breitete sich schnell über dem Meere aus und ehe das Boot das Schiff erreichte, sah man vom Ufer aus weder das Boot noch den Volant.

Als der Morgen tagte, sah man den Volant an den gefährlichen Klippen gestrandet, welche den Lotsen rechts von dem Eingange des Hafens so wohl bekannt sind; aber mit dem Morgen trat auch Ruhe ein; der Wind legte sich, die Wogen des Meeres sanken und der Volant lag so nahe an dem Ufer, daß man die Stimmen der Mannschaft darauf auf dem Hafendamme hören konnte.

Den ganzen Tag fuhren Böte zwischen dem gestrandeten Schiffe und dem Ufer hin und her; die ganze reiche Ladung, das schwere Erz und die Kästchen mit Edelsteinen wurden mit Eifer an das Land gebracht und in den Niederlagen St. Victors geborgen; das Schiff selbst hob sich wieder als es von seiner Last befreit war und wurde gerettet.

Der Lotse stand vor Devereux und verlangte seinen Lohn, der Alte aber sagte:

„Die Ladung und das Schiff sind gerettet."

„Das ist nicht meine Schuld," stammelte Jean. „Ich habe gethan was ich vermochte, aber der Sturm legte sich eben als es auffuhr und es hielt sich die Nacht hindurch."

Devereux warf ihm das Gold hin, denn er wagte nicht die Forderung abzuweisen. Als der Lotse den alten Mann verlassen wollte, wendete er sich noch einmal um und sagte:

„Einer ist verunglückt."

Devereux war dies sehr gleichgiltig; er sprach und fragte nicht darüber; der Lotse aber fuhr fort:

„Keiner von der Mannschaft, sondern ein junger Mann, den man nach Hause brachte — ein junger Mann von Marseille.. Sein Schiff war im Canale gestrandet."

Devereux achtete nicht auf diesen Todesfall. Warum sprach der Lotse so hartnäckig davon?

„Der junge Mann wurde von dem Deck durch eine Woge hinweggespült eben als das Schiff auffuhr. Es war finster und er konnte nicht gerettet werden."

Devereux antwortete kalt:

„Der arme junge Mann! Er thut mir Leid." Dann kehrte er zu seiner frühern Beschäftigung zurück und deutete verständlich an, daß er wünsche, der Lotse möge gehen; aber der Mann sprach weiter:

„Man hat alles versucht, um ihn wieder ins Leben zu bringen als man den Körper endlich gefunden hatte, aber vergebens; es ist ein so hübscher junger Mann und scheint aus guter Familie zu sein."

Devereux wurde nun ungeduldig. Warum belästigte ihn der Lotse mit dieser Erzählung? Was kümmerte ihn die Sache?

Der Lotse wiederholte seine letzten Worte:

„Er scheint aus guter Familie zu sein.“ Dann setzte er hinzu: „er war das einzige Kind seines Vaters.“

Der alte Mann legte seine Feder hin, da ihm die Ausdauer des Lotsen auffiel und er sah ihn mit fragendem Blicke an. Unten hörte man Geräusch, ein Geräusch von Fußtritten, von vielen Stimmen, die halblaut sprachen.

„Man bringt den Ertrunkenen hierher,“ sagte der Lotse endlich, der sich darauf umdrehete und ging.

Mit einem herzzerreißenden Schrei sprang der alte Mann auf. Die Wahrheit stellte sich mit ihrem ganzen Grauen seiner Seele dar: er hatte den einzigen Sohn gemordet.

Der alte Mann lebte von diesem Tage an noch viele Jahre, aber nie wieder gelangte er zum Bewußtsein dessen, was um ihn her geschah; der Herr begnadigte ihn mit völliger Vergessenheit.

Jeden Tag saß er am Fenster, das auf das Meer hinausschauete.

„Der Wind erhebt sich,“ murmelte er. „Gott gebe, daß kein Sturm losbricht! Mein Sohn ist auf dem Meere.“

Wenn es Abend wurde, pflegte er zu sagen:

„Es ist zu spät; ich kann die weißen Segel nicht mehr sehen; aber der Wind ist günstig; morgen wird er ankommen. Das Ertrinken ist ein schrecklicher Tod. Gott gebe, daß kein Sturm losbricht!“

St. Victor arbeitete sich aus seiner Verlegenheit heraus, benutzte die frühern Bedrängnisse und wurde von neuem der größte und glücklichste Kaufmann von Marseille.

Englische Romane in Deutschland.

Bei Bernhard Tauchnitz jun. in Leipzig erscheint seit einigen Jahren unter dem Titel: Collection of British Authors eine Sammlung der besten ältern und neuern schöngeistigen Schriften der Engländer und zwar nicht als Nachdruck, sondern in rechtmäßigen Ausgaben, denn — Ehre dem Ehre gebühret! — lange vorher, ehe durch Verträge zwischen mehreren deutschen Staaten, nach Preußens Vorgang, und England das internationale Verlagsrecht anerkannt wurde, achtete Herr Tauchnitz das geistige Eigenthum auch der ausländischen Schriftsteller und erkaufte von denselben das Recht ihre Werke auf dem Continente zu vervielfältigen.

Die genannte Sammlung, welche bereits über hundert Bände zählt, findet mit Recht den größten Beifall nicht blos wegen ihrer Schönheit und ihres unglaublich niedrigen Preises, sondern weil überhaupt von jeher die englischen Romane in Deutschland gern gelesen worden sind. Das hat auch seinen guten Grund, denn während die Franzosen (von den deutschen Romanen sprechen wir hier nicht) in ihren Romanen alles aufbieten, um für den Augenblick Effekt zu machen, durch Modeflitter und flimmernden Esprit bestechen, mit der Tugend wie mit dem Laster kokettiren und eine Carricaturenwelt schildern, greift der englische Romandichter meist in das wirkliche Leben hinein und führt uns in seinen Gestalten wahre Menschen von Fleisch und Blut vor. Allerdings leiden viele englische Romane an zu wortreicher Breite, dagegen sind sie auch meist frei von Verschrobenheit, häufig durch Humor kräftig gewürzt, reich an treffenden Bemerkungen, die von Welt- und Menschenkenntniß zeugen und, die neuern fast ohne Ausnahme, mit keuscher Feder geschrieben. Manche der ältern stehen heute noch als unübertroffene Muster da und jedes Jahr bringt vortreffliche neue, welche sämmtlich in der Tauchnitz'schen Sammlung aufgenommen werden.

D.

Ananas-Zwirn.

Von den Blättern der Ananas verfertigt man auf Java einen sehr schönen Zwirn, der wegen seiner Feinheit und Festigkeit und wegen des schnellen einfachen Verfahrens, durch welches er gewonnen, selbst von den meisten Damen dem europäischen Zwirn vorgezogen wird. Das Verfahren, welches mir von einer Javanerin selbst gezeigt wurde und das wohl auch in Europa anzuwenden wäre, ist folgendes:

„Die Blätter werden einige Zeit lang in die Sonne gelegt, hierauf schneidet man die Stacheln von den Seiten ab. Dann legt man das Blatt auf eine Tafel und schabt dasselbe vermittelst eines Tassenkopfs, oder mit sonst etwas Stumpfen auf der grünen Seite, wodurch die Fasern zum Vorschein kommen. Man löst sie nun von der Rückseite mit Leichtigkeit ab, wobei sich ein Zopf von Fasern bildet. Um ihn noch vollends von den Ueberbleibseln des Blattes zu reinigen, streicht man ihn noch einigemal durch die Finger. Dann legt man ihn in einen Topf mit kochendem Wasser und läßt ihn ungefähr 5 Minuten kochen; damit er sich bei dem Kochen nicht verwirrt, bindet man ihn zusammen, oder knüpft ihn in einen Knoten. Darauf thut man ihn in kaltes Wasser, wäscht ihn aus und trocknet ihn in der Sonne. Sollte er noch nicht weiß genug sein, so wird er noch einigemal angefeuchtet und in die Sonne gelegt, wo er sehr rasch bleicht.“

Die so erhaltenen Fasern lassen sich zu den feinsten Fäden zerlegen und vermittelst etwas Wachs zu den stärksten verbinden. Er soll der festeste Zwirn sein.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.